



Julia Lossau

Die Politik der Verortung
Eine postkoloniale Reise
zu einer >ANDEREN<
Geographie der Welt

Julia Lossau
Die Politik der Verortung

Die Geographin Julia Lossau (Dr. rer. nat.) promovierte im Jahr 2001 an der Universität Bonn. Zur Zeit ist sie Marie-Curie-Fellow an der University of Glasgow.

JULIA LOSSAU

DIE POLITIK DER VERORTUNG

Eine postkoloniale Reise zu einer ANDEREN
Geographie der Welt

[transcript]



This work is licensed under a Creative Commons
Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 3.0 License.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Lossau, Julia:

Die Politik der Verortung : eine postkoloniale Reise
zu einer anderen Geographie der Welt / Julia Lossau. -
Bielefeld : Transcript, 2002

Zugl.: Bonn, Univ., Diss., 2001

ISBN 3-933127-83-1

© 2002 transcript Verlag, Bielefeld

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Satz: digitron GmbH, Bielefeld

Druck: DIP, Witten

ISBN 3-933127-83-1

INHALT

Vor der Reise:	
Das Denken der »Ei(ge)nen Welt«	9
<hr/>	
Ausgangspunkt und Zielbestimmung	9
Ausrüstung und Reiseroute	19
1. Etappe:	
Unterwegs zu einem ANDEREN Denken	27
<hr/>	
Einleitung	27
Das »Eine« und das »Andere«	33
Das Ende der <i>einen</i> Wirklichkeit und der <i>einen</i> Wahrheit	34
ANDERE Wirklichkeiten, ANDERE Wahrheiten	41
Das »Eigene« und das »Andere«	46
Das Ende des souveränen Subjekts und des allgemeinen Wesens des Menschen	47
ANDERE Subjekte, ANDERE Identitäten	52
Inmitten vieler Widersprüche – Ein Denken des Dazwischen	59

2. Etappe:	
Geographie ANDERS denken	69
<hr/>	
Einleitung	69
Imaginative Geographien: Geographie als Diskurs	73
Imaginationen der Geographie: Der geographische Diskurs	82
Die Welt der Geographie	85
Die Welten der »raumontologisch revolutionierten Geographie« und weitere geographische Wirklichkeiten	95
»Was ist eigentlich Geographie?« – Bemerkungen aus dem Zwischen-Raum	102
3. Etappe:	
Auf dem Weg aus der kultur-räumlichen Denkfalle	111
<hr/>	
Einleitung	111
»Geopolitik« <i>revisited</i> : Eine erkenntnistheoretische Verunsicherung der Politischen Geographie	117
»Hände weg von der Geopolitik!« – Einige Bemerkungen zur Trennung von Politischer Geographie und Geopolitik	118
Politische Geographie im Spiegel einer ANDEREN Geopolitik: Zwei Vorschläge	125
Welt-Ordnung vom Klassenzimmer bis zum Kanzleramt: Das Beispiel der deutschen Türkei-Politik	131
Zur diskursiven Verortung der Türkei	135
Das diskursive Dreieck der deutschen Türkei-Politik	141
»The New World Disorder« – Zur (Un-)Möglichkeit einer ANDEREN Geopolitik	146

4. Etappe:	
Auf der Suche nach einer ANDEREN Geographie der Welt	153
<hr/>	
Einleitung	153
Fallstricke der Globalisierungsdebatte	158
Die Globalisierungsdebatte als <i>Rede</i> von der Globalisierung	161
Auf der Welt-Ausstellung: »Die große Familie der Menschen«?	169
Differente Verortungen, ANDERE Welt-Bilder	175
Global denken, lokal handeln? – Lokal denken, global handeln!	183
Nach der Reise:	
Zwischen vielen Welten denken(d)	193
<hr/>	
Fazit: Für eine Verunsicherung des geographischen Blicks	193
Ausblick: Ein »Nach-der-Reise« gibt es (nicht) ...	200
Danksagung	206
<hr/>	
Literatur	207
<hr/>	

VOR DER REISE:

DAS DENKEN DER »EI(GE)NEN WELT«

Ausgangspunkt und Zielbestimmung

Die Insel Kiloland liegt im Süden der Azoren vor der afrikanischen Westküste. Obwohl sie auf den ersten Blick wie eine ganz normale Insel anmutet, hat es mit ihr eine besondere Bewandnis: Sie wurde erst im Frühjahr 2000 »entdeckt« – und geriet prompt in die Schlagzeilen. So berichtete etwa die »Süddeutsche Zeitung«, dass es auf Kiloland zu Spannungen und gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen der Mehrheit der Adonia und der Minderheit der Butonia gekommen sei (vgl. Süddeutsche Zeitung vom 22.2.2000). Angesichts der bürgerkriegsähnlichen Zustände, so der Bericht weiter, habe die Regierung Kilolands die Vereinten Nationen zu Hilfe gerufen. Die Vereinten Nationen wiederum hätten die Entsendung einer internationalen Friedenstruppe beschlossen und der NATO sowie der Westeuropäischen Union (WEU) ein entsprechendes Mandat erteilt. Aber wie der Zufall es wollte, war die NATO zu diesem Zeitpunkt schon anderweitig engagiert. Dies zumindest war der Wochenzeitung »DIE ZEIT« zu entnehmen, die zu berichten wusste, dass der »Schurkenstaat« Yellowland Südeuropa mit Massenvernichtungswaffen bedrohe und die ganze Aufmerksamkeit des nordatlantischen Bündnisses für sich in Anspruch nehme (vgl. Stelzenmüller 2000). Also habe die WEU nach Absprache mit der Allianz beschlossen, den Frieden auf Kiloland unter Rückgriff auf NATO-Mittel im Alleingang wiederherzustellen.

Die Meldungen bezüglich des ersten Einsatzes der europäischen Militärorganisation waren widersprüchlich: Während in der »Süddeutschen Zeitung« zu lesen war, es seien zunächst 10.000 Soldaten zum

Einsatz gekommen, berichtete »DIE ZEIT«, der Einsatz habe mit der Offenbarungsfrage geendet, wer derzeit überhaupt in der Lage sei, Soldaten zu stellen. Zudem, so »DIE ZEIT« weiter, sei es über den Alleingang der WEU zu schwerwiegenden Meinungsverschiedenheiten im NATO-Rat gekommen. Besonders strittig seien dabei die Fragen gewesen, ob der stellvertretende NATO-Oberbefehlshaber in Europa im Falle einer Ausleihe an die WEU als »NATO-Einrichtung« gelte und ob die NATO wegen des eigenen Einsatzes ein jederzeitiges Rückrufrecht beanspruchen dürfe. Im Eifer dieser Wortgefechte geriet das kaum entdeckte Kiloland wieder in Vergessenheit. Über den Verlauf der Auseinandersetzungen zwischen den »Volksgruppen« wurde an prominenter Stelle nie wieder berichtet, und auch das Schicksal einer kleinen Gruppe »europäischer Zivilisten«, die Gefahr gelaufen waren, zwischen die Fronten zu geraten, schien bis auf den heutigen Tag keiner weiteren Meldung wert. Zudem darf angenommen werden, dass von der Insel Kiloland – wie vom »Schurkenstaat« Yellowland – auch in Zukunft nicht mehr allzu oft die Rede sein wird. Denn auch wenn diese Insel zunächst wie eine ganz normale Insel anmutet, so existiert sie nicht »wirklich«. Vielmehr stellen die ethnische Mehrheit der Adonia und die ethnische Minderheit der Butonia, stellen Kiloland und Yellowland nichts anderes als *Konstruktionen* dar – konstruiert für eine gemeinsame Übung von NATO und WEU, die im Frühjahr 2000 unter dem Codenamen *CMX/Crisex 2000* auf dem NATO-Intranet *Chronos* »durchgespielt« wurde.

Das »Krisenmanagement-Spiel« *CMX/Crisex 2000* bringt die derzeitige Verfasstheit der Weltpolitik auf den Punkt. Auch die in seinem Rahmen einmal mehr zu Tage getretenen Differenzen zwischen der EU einerseits und den USA andererseits passen ins Bild der neuen Unübersichtlichkeit, die Benedict Anderson als »New World Disorder« (Anderson 1992) bezeichnet hat und in der um nicht weniger als um eine neue Weltordnung gerungen wird. Den letzten Fixpunkt der nun schon über zehn Jahre währenden Ordnungssuche stellt »1989« dar – eine Zahl, die freilich nicht ausschließlich der Fixierung eines Zeitpunkts dient. Sie wird oft zur Bezeichnung des Prozesses verwendet, in dessen Zuge das Koordinatensystem der »alten Weltordnung« seine Ordnungsfunktion schon auf Grund der Tatsache verloren habe, dass eine seiner beiden Achsen, der real existierende Sozialismus, schwächer geworden und schließlich zusammengebrochen sei. Damit

habe der Kapitalismus ebenso endgültig gesiegt, wie das durch ideologisch-politische Kriterien charakterisierte Prinzip der alten Ordnung hinfällig geworden sei. An seine Stelle seien, so wollen es nicht nur die Architektinnen und Architekten von *CMX/Crisex 2000*, zivilisatorisch-kulturelle Konflikte getreten.

Es ist aber nicht nur die angewandte Außen- und Sicherheitspolitik, die zivilisatorisch-kulturelle Unterschiede als neuen (Un-)Ordnungsfaktor der internationalen und globalen Politik ausgemacht hat. Die Rede von der Wirkungsmacht kultureller Demarkationslinien findet sich auch in einer Vielzahl (politik-)wissenschaftlicher Publikationen. Ob Bassam Tibi (1995) den »Krieg der Zivilisationen« diagnostiziert oder ob Francis Fukuyama (1995) von einem »Konflikt der Zivilisationen« spricht: die Idee eines neuen kulturellen Koordinatensystems scheint sich insbesondere innerhalb der (Teil-)Disziplin der Internationalen Beziehungen großer Popularität zu erfreuen. Den entscheidenden Impuls dürfte der Politikwissenschaftler Samuel Huntington gegeben haben, der die neue Wirklichkeit der internationalen Beziehungen in seinem Aufsatz »The clash of civilizations?« (Huntington 1993) ebenso apodiktisch wie öffentlichkeitswirksam auf den Punkt brachte. Nach dem Ende des Kalten Krieges, so Huntington, sei diejenige Bruchlinie wieder relevant geworden, die bereits um 1500 das westliche vom orthodoxen Christentum sowie dem Islam getrennt habe. Der »Samtene Vorhang der Kultur« habe den »Eisernen Vorhang der Ideologie« ersetzt, der allerdings – wie die Entwicklungen in Jugoslawien gezeigt hätten – keineswegs buchstäblich »samt« sei: »As the events in Yugoslavia show, it is not only a line of difference; it is also at times a line of bloody conflict« (ebd.: 31). So sei abzusehen, dass große Konflikte künftig entlang denjenigen kulturellen *fault lines* auftreten, die die großen Zivilisationen voneinander trennten.

Wirft man einen Blick auf die neue globale (Un-)Ordnung, so hat es den Anschein, als treffe Huntingtons Diagnose ins Schwarze. Denn es ist nicht nur der Blick auf das ehemalige Jugoslawien, der sieht, dass die neuen Bruchlinien tatsächlich kultureller Art sind; dass »die Kultur« tatsächlich an die Stelle »der Ideologie« getreten ist. Auch anderswo auf der Welt scheint diese Diagnose die objektiv richtige zu sein. Sei es an der indisch-pakistanischen Grenze, sei es in Indonesien, sei es im Sudan oder sei es in Nigeria: täglich scheinen kulturelle Identitäten entlang blutigen Konfliktlinien »aufeinanderzuprallen«. So nimmt es

kaum Wunder, dass latente und manifeste Konflikte seit dem Ende des Kalten Krieges zunehmend in kulturellen Begrifflichkeiten gefasst werden – wobei das Vokabular von der scheinbar harmlosen und wertneutralen Bezeichnung des »ethnischen Konflikts« bis hin zur drastischen, Assoziationen an die *Lingua Tertii Imperii* (Klemperer 1975) hervorrufenden Katachrese der »ethnischen Säuberung« reicht.

Gerade die Rede von »ethnischen Säuberungen« vermag den Eindruck, dass »wir« in einer Welt von »aufeinanderprallenden Kulturen« leben, noch zu verstärken. Dennoch bleibt die Diagnose einer kulturellen *Fragmentierung* der Welt nicht unumstritten: Die Ausführungen Huntingtons haben eine breite Diskussion hervorgerufen. Zwar kann von den Kritikerinnen und Kritikern der These vom *clash of civilizations* kein homogenes Bild gezeichnet werden – reichen die Erwartungen doch von einem verstärkten internationalen bzw. interkulturellen Austausch, d. h. von der Versöhnung, der Geselligkeit und der harmonischen Reziprozität zwischen einzelnen Nationen und Kulturen, über die tendenzielle bis hin zur vollständigen Auflösung kultureller Unterschiede im »globalen Dorf« der »Weltgesellschaft«. Was allerdings viele, die der These vom »Kampf der Kulturen« skeptisch bis ablehnend gegenüberstehen, zu einen scheint, ist der positive Bezug auf einen Begriff, dessen Popularität vom Stammtisch über die Nachrichtensendung bis hin zum sozialwissenschaftlichen Seminar ihresgleichen sucht: den Begriff der *Globalisierung*.

Die diversen Bilder des Ausgleichs, der Vernetzung oder der »Entgrenzung«, die im Rahmen der Globalisierungsdebatte gezeichnet werden, können ebensowenig überraschen wie das konflikthafte Welt-Bild »aufeinanderprallender Kulturen« – schließlich sind Prozesse der Entgrenzung und des Ausgleichs auf den ersten Blick ebenso evident wie solche der Fragmentierung. So hat es etwa in ökologischer Hinsicht den Anschein, als sei mittlerweile offensichtlich geworden, was mindestens zwei Generationen von Ökologiebewegten vergeblich zu vermitteln suchten: dass sich Umweltprobleme weder auf nationalstaatliche Territorien noch auf einzelne Kontinente beschränken lassen. Gleiches gilt für den Bereich der (elektronischen) Kommunikation: Auch hier spekulierte der Medientheoretiker Marshall McLuhan bereits zu Beginn der 1960er Jahre über das kommunikationsbedingte Zusammenwachsen der Erde zum »globalen Dorf« (McLuhan 1962).

Aber erst heute, in den Zeiten von *flat rates* und *start ups*, wird sichtbar, »wie klein die Welt doch ist«.

Am offensichtlichsten scheinen schließlich die ökonomischen Formen globaler Vernetzung. Zumindest sind sie es, die am intensivsten diskutiert werden – was damit zusammenhängen mag, dass die wirtschaftliche Globalisierung für Probleme verantwortlich gemacht wird, deren Lösung bzw. Unlösbarkeit als besonders dringlich bzw. schmerzlich erachtet wird. Aber auch im Rahmen der Politik(-Wissenschaft) geraten Prozesse der »Entgrenzung« und des »Zusammenwachsens« zunehmend in den Fokus des Interesses. Der Politologe Werner Weidenfeld etwa hält in expliziter Opposition zu Huntington fest, dass ein engeres Zusammenfinden der Kulturen sowie die Erstellung gemeinsamer Konfliktlösungsmechanismen ein bestimmendes Thema der Agenda internationaler Politik seien (vgl. Weidenfeld 1999: 3). Dabei gelte es darauf zu achten, »dass die unterschiedlichen Anpassungsgeschwindigkeiten an die Globalisierungsprodukte nicht im Sinne von Macht- und Dominanzinstrumenten missbraucht werden« (ebd.).

Kurz: Interventionen gegen die These vom »Kampf der Kulturen« werden überall dort artikuliert, wo es um mögliche Zukünfte politischer, gesellschaftlicher und ökonomischer Welt-Ordnung geht. Aber vielleicht kann der hoffnungsvolle Tenor, der die Einschätzungen Weidenfelds kennzeichnet, als symptomatisch für diejenigen Positionen gelten, die im Rahmen der sozialwissenschaftlichen bzw. soziologischen Debatten zum Tragen kommen. Dort scheint unter dem Stichwort der Globalisierung weniger der »Kampf der Kulturen« als vielmehr der »Ausgleich zwischen den Kulturen« antizipiert zu werden (vgl. Nassehi 1998). Mit anderen Worten: Gerade die sozialwissenschaftlichen Beiträge sind vielfach durch die Hoffnung gekennzeichnet, die Welt sei im Zuge der Globalisierung zu derjenigen »Einen Welt« zusammengewachsen, deren Bild (wenn auch als Provokation) bereits in den 1970er Jahren von den Ökologie- und »Dritte-Welt«-Bewegungen gezeichnet wurde – oder zumindest durch die Hoffnung, diese »Eine Welt« könne in nicht allzu ferner Zukunft Wirklichkeit werden, wenn nur die Maxime »Global denken, lokal handeln!« konsequent in die Tat umgesetzt werde.

Doch so »schön« das Bild oder die Vision einer Welt, in der die Kulturen im Dialog begriffen sind, auf den ersten Blick auch sein mag: Es stellt sich die Frage, ob diejenigen, die Huntington vorwerfen, er

lege kulturelle Arroganz an den Tag, wo »eigentlich« Verständnis und Ausgleich herrschen sollten, letztlich über die Thesen des von ihnen Kritisierten hinauskommen können. Damit sei nicht angedeutet, die Kritikerinnen und Kritiker Huntingtons argumentierten nicht »besser« im Hinblick auf eine »aufgeklärte« Moral. Im Gegenteil: Ihre Einwände beruhen meist auf den Grundsätzen einer universalistischen Liberalität, die eine an partikularistischen, (national-)kulturellen Interessen orientierte Machtpolitik ausschließen und ihr die wohlwollende Achtung anderer ethnischer Traditionen entgegensetzen möchte – ganz im Sinne der Gleichheit und Freiheit aller Menschen.

Wenn also die Frage gestellt wird, ob die Kritikerinnen und Kritiker Huntingtons über die Thesen des von ihnen Kritisierten hinauskommen können, dann nicht deshalb, weil ihnen eine Verfehlung humanistischer Ansprüche unterstellt würde. Was ihnen hingegen unterstellt wird, ist das Folgende: *Obwohl* (oder, besser gesagt, gerade *weil*) sie vor dem Hintergrund einer universalistisch-aufklärerisch-humanistischen Folie argumentieren, tun auch sie letztlich nichts anderes, als essentialistische (National-)Kulturen zu *verorten*, d. h. an einen bestimmten, »eigenen« und »eigentlichen« Raum zu binden. Auch sie unterstellen *wie selbstverständlich* die ontologische Existenz verschiedener Kulturen; auch sie gehen *wie selbstverständlich* davon aus, dass die jeweilige »Kultur«, die jeweilige »Zivilisation« oder auch die jeweilige »Gesellschaft« eine ontologische Einheit darstellt: einen identitätsstiftenden, normativ stärker oder schwächer integrierten, letztlich aber durch *gesellschaftliche Gemeinschaft* harmonisierten Zusammenhang. Konzepte, die das Konstrukt gesellschaftlicher Gemeinschaft und Integriertheit transportieren, können aber nicht dazu beitragen, (national-)kulturelle Grenzen zu überwinden. Sie müssen im Gegenteil dazu beitragen, kulturelle Demarkationslinien aufrechtzuerhalten – und zwar insofern, als die Möglichkeit eines »kulturellen Konflikts« in diesem Konstrukt unter der Hand immer schon angelegt ist: »Wie die alten Lobsänger der Rasse halten die gegenwärtigen Fanatiker der kulturellen Identität den Einzelnen im Gewahrsam seiner Zugehörigkeit« (Finkielkraut 1989: 111). Damit müssen sich die Konzepte des Ausgleichs zwischen den Kulturen letztlich als Bestandteil desjenigen Problems erweisen, das zu lösen sie angetreten sind.

Vor diesem Hintergrund drängen sich nicht nur gegenüber dem Konfliktszenario eines Samuel Huntington, sondern gerade auch ge-

genüber den »besseren«, auf Ausgleich bedachten Argumentationen seiner Kritikerinnen und Kritiker zwei Fragen auf: Sollte die offensichtliche Existenz unterschiedlicher politisch-kultureller Räume oder Regionen, die vermeintlich natürliche Politische Geographie der Erde also, tatsächlich die Stifterin einer gleichsam naturgegebenen Wahrheit sein? Und zweitens: Stellen (National-)Kulturen tatsächlich selbstgenügsame Entitäten dar, ausgestattet mit gesellschaftlicher Gemeinschaft und integriert durch spezifische kulturelle Deutungsmuster? Diese Fragen drängen insbesondere dann auf, wenn in Betracht gezogen wird, dass es sich ebensogut ganz anders verhalten könnte. Daher sei an dieser Stelle gefragt: Wäre es nicht ebensogut möglich, dass die vermeintlich natürliche Ordnung der internationalen Politik nicht *per se ist*, sondern im Zuge der *Verortung* von Objekten und Identitäten erst produziert wird – produziert wird als die vermeintlich natürliche Wirklichkeit einer Welt, in deren Mittelpunkt entweder die universelle Menschheit oder das partikulare »Eigene« steht, dessen Interessen es gegenüber den »Anderen« zu sichern gilt? Anders gefragt: Wäre es nicht ebensogut möglich, dass nicht bloß Kilo- und Yellowland Konstruktionen darstellen, die nicht *sind*, sondern *erfunden* wurden? Wurden und werden nicht auch Deutschland und Frankreich immer wieder aufs neue erfunden; wurden und werden nicht auch Amerika und Europa immer wieder aufs neue (re-)produziert? Und stellt nicht letzten Endes auch die Welt eine *geographische Imagination* dar, die insofern durch ihre Bezeichnung bedingt ist, als schlicht nichts gedacht werden kann, was vor seiner Bezeichnung von Bedeutung wäre?

Der rhetorische Charakter all dieser Fragen soll erst gar nicht geleugnet werden. Im Gegenteil: Das übergeordnete Ziel dieses Buches besteht darin, den Glauben an die *Natürlichkeit* von Welt-Bildern im allgemeinen und des neuen kulturellen Koordinatensystems im besonderen zu erschüttern – oder auch, diesen Glauben zu *dekonstruieren*. Wenn nämlich tatsächlich nichts gedacht werden kann, was nicht durch seine Bezeichnung bedingt wäre, dann muss bezweifelt werden, dass die neue Ordnung kultureller Art *ist*. Denn dann können auch die empirischen Evidenzen der (je nach Standpunkt) im Konflikt oder in harmonischem Ausgleich begriffenen kulturellen Entitäten »den Makel jenes *Privilegs der Bezeichnung* vor der vermeintlich empirischen Wahrheit, die selbst wiederum nur bezeichnet werden kann, nicht loswerden« (Nassehi 1997: 191).

In diesem Kontext verfolgt das Buch ein weiteres Interesse. Dabei handelt es sich um eine Auseinandersetzung mit der *Problematik der Geopolitik*. Mit dieser Formel sei die Revitalisierung des Geopolitikbegriffs bezeichnet, der zunächst im Historikerstreit und verstärkt seit Ende der 1980er Jahre wieder in die Schlagzeilen zurückgekehrt ist. Zwar mag die aktuelle Popularität dieses Begriffs, der auf Grund seiner legitimierenden Funktion im Rahmen der nationalsozialistischen Blut- und Boden-Ideologie nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs zunächst nicht weiter verwendet wurde, unterschiedliche Ursachen haben. Doch es ist anzunehmen, dass der vermeintlichen Ordnungsfunktion der Vorsilbe »Geo« eine nicht unwesentliche Bedeutung zukommt. Jedenfalls vermag es der Geopolitikbegriff in besonderem Maße, jene scheinbar natürliche Ordnung und Orientierung zu suggerieren, deren Dekonstruktion im Zentrum dieses Buches steht.

Die deutsche fachwissenschaftliche Geographie hat diese Entwicklung zunächst weitgehend ignoriert bzw. schweigend zur Kenntnis genommen. Auch die Vertreterinnen und Vertreter der Politischen Geographie tun sich immer noch schwer, die Revitalisierung des Geopolitikbegriffs öffentlichkeitswirksam zu kommentieren. Ihre Zurückhaltung steht im Zusammenhang mit der nachkriegszeitlichen Vergangenheits-»Bewältigung«, die sich weit mehr an der Sicherung einer (forschungs-)ökonomischen Zukunft als an einer offenen Auseinandersetzung mit eben jener Vergangenheit orientierte. Eine besondere Bedeutung kommt dabei den Bemühungen Carl Troll's und Peter Schöllers zu, die »Politische Geographie als Teilgebiet der geographischen Wissenschaft« von der »nationalsozialistischen Geopolitik« zu trennen (Schöllner 1957; Troll 1947). Durch diese Trennung war die Politische Geographie lange Zeit nicht nur durch eine Ausblendung der globalen Maßstabsebene, die mit der verfeimten Geopolitik assoziiert wurde, gekennzeichnet, sondern auch durch eine Negation ihres politischen Gehalts (vgl. Sandner u. Oßenbrügge 1992). Zwar entstanden im Verlauf der 1980er Jahre einige Arbeiten, die diese Defizite insbesondere durch Bezüge zur Friedens- und Konfliktforschung zu überwinden versuchten. Insgesamt aber sind engagierte und kritische Beiträge, die sich in offener Auseinandersetzung mit dem Geopolitikbegriff den Feldern der internationalen und globalen Politik widmen, eine Seltenheit geblieben.

Hinter der politisch-geographischen Sprachlosigkeit verbirgt sich

nicht selten die Überzeugung, durch vornehme Zurückhaltung bzw. *lautes Schweigen* bezüglich (disziplin-)politisch heikler Fragen könne eine Art »politische Abstinenz« erzielt werden. Gerhard Sandner und Jürgen Oßenbrügge (ebd.) zufolge zeichnete sich die deutsche Politische Geographie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht zuletzt durch einen Rückzug auf die Position des (sozialtechnokratischen) *detached observer* aus, der, gleichsam auf einem Feldherrenhügel sitzend, die geographische Ordnung der Dinge objektiv erfasst, ohne deren politische, soziale und ökonomische Voraussetzungen zu bedenken. Allein – es stellt sich nicht nur die Frage, ob vornehme Zurückhaltung bei Fragen der gesellschaftlichen Verhandlung von Wissen und (politischer) Macht das Tor zu einem rein wissenschaftlichen und apolitischen Reich öffnet. Es stellt sich auch die Frage, ob es einen freischwebenden Hochsitz, von dem aus rein wissenschaftliche und objektive Erkenntnis zu erzielen wäre, überhaupt geben kann.

Es ist im Sinne dieser Fragen, in dem das Buch (über eine Auseinandersetzung mit dem Geopolitikbegriff) auf eine erkenntnistheoretische *Verunsicherung* der Politischen Geographie und letztlich auf eine Reformulierung der politisch-geographischen Forschungsstrategien abzielt. Diesem Ziel liegt die Überzeugung zugrunde, dass es einer Teildisziplin, die sich *Politische* Geographie nennt, gut zu Gesicht stünde, den Zusammenhang von Macht und (geographischem) Wissen nicht auszublenden und auch die Wirkungsmacht der EIGENEN Argumentation zu reflektieren. Denn wissenschaftliches Sprechen, und dazu gehört auch lautes Schweigen, bedeutet immer auch, von einem bestimmten politischen Standpunkt aus zu argumentieren (und sei es auch »nur« derjenige einer Negation des politischen Gehalts der »eigenen« Argumentation) – und damit zwangsläufig ein bestimmtes Welt-Bild zu (re-)produzieren.

Spätestens an dieser Stelle zeigt sich der Zusammenhang, der zwischen einer *Verunsicherung* des disziplinären Diskurses der (Politischen) Geographie und der übergeordneten Zielsetzung – einer *Dekonstruktion* der vermeintlichen Natürlichkeit geographischer Welt-Bilder – besteht: Für die praktische Umsetzung der übergeordneten Zielsetzung spielt es letztlich keine Rolle, ob die Verhandlung geographischer Imaginationen nun *innerhalb* oder *außerhalb* der fachwissenschaftlichen Geographie stattfindet. Denn die Verortung essentialistischer Entitäten auf vermeintlich natürlicher Grundlage, sei sie nun

(sicherheits-)politischer, (politik-)wissenschaftlicher, geographischer oder »ganz alltäglicher« Art, führt immer dazu, dass kontingente lokale Wirklichkeiten auf geographische Abstraktionen reduziert bzw. in eine überschaubare Ordnung gebracht werden. Und zwar in eine Ordnung, die vor dem Ordnen (in dieser Form) nicht bestanden hat – und nicht zuletzt in eine Ordnung, die andere Ordnungen ausschließt und andere Wahrheiten marginalisiert.

Der letzte Satz macht noch einmal deutlich, was schon das Beispiel Kiloland gezeigt hat: Geographische Imaginationen stellen keine beliebig zu pflückenden Blumen auf einer semantischen Spielwiese dar. Im Gegenteil: »Wissen ist Macht – geographisches Wissen ist Weltmacht« (zit. etwa in Brogiato 1998). Noch pointierter hat der französische Geograph Yves Lacoste den Zusammenhang zwischen Macht und geographischem Wissen formuliert: »La géographie, ca sert, d'abord, à faire la guerre« (Lacoste ³1985). Zwar vermag die Rhetorik von *CMX/Crisex 2000* den Anschein zu erwecken, als sei »la guerre«, der Krieg also, im (sicherheits-)politischen Vokabular der EU mittlerweile durch »die Krisenbewältigung« ersetzt worden. Euphemismen dieser Art sollten aber nicht über den Zweck der *Crisis Management Exercises* (CMX) hinwegtäuschen. Denn einige Monate nach der Entdeckung Kilolands, auf der Herbsttagung der NATO-Außenminister im Dezember 2000, wurde erneut deutlich, dass die EU anstrebt, Krisen zukünftig in »eigener Verantwortung« zu bewältigen (vgl. Bergdoll 2000) und wohl auch potentielle »Kollateralschäden« in Kauf zu nehmen.

Auch wenn also die aktuelle Rede von der *Wirkungsmacht kultureller Unterschiede* im folgenden als die *Rede* von der Wirkungsmacht kultureller Unterschiede entlarvt werden soll, so müssen doch ebenfalls die realen Effekte betrachtet werden, die diese Rede zeitigt. Die Betrachtung dieser *Realität des Diskursiven* aber verführt förmlich dazu, der geplanten Dekonstruktion der geographischen Wirklichkeit eine Bewegung der *Rekonstruktion* folgen zu lassen. Daher wird es im folgenden letztlich auch darum gehen, dem konflikthafte Welt-Bild eines Samuel Huntington ein ANDERES und wenn möglich besseres Bild der Welt entgegenzusetzen. Dass es sich dabei nicht um dasjenige handeln kann, das von den auf kulturellen Ausgleich bedachten Kritikerinnen und Kritikern Huntingtons gezeichnet wird und in dessen gedachter Mitte das »Idealsubstrat« (Diederichsen 2000) Mensch steht,

dürfte nach den bisherigen Ausführungen auf der Hand liegen. Dieses Buch kann folglich als imaginative Reise gelesen werden: als Reise von einem fragmentierten Welt-Bild, in dessen Mittelpunkt die partikularen Interessen des »Eigenen« stehen, über das universelle Welt-Bild, wie es von den Apologetinnen und Apologeten des kulturellen Ausgleichs gezeichnet wird, hin zur einer ANDEREN Geographie der Welt, die letztlich ohne Mittelpunkt auskommt. Damit laden die folgenden Ausführungen ein, vom Mittelpunkt der Erde zu einer ANDEREN Geographie der Welt zu reisen. Der Erdmittelpunkt, eine vermeintlich schlicht »da-seiende«, erdräumlich lokalisierbare Gegebenheit, stellt nicht umsonst den imaginativen Ausgangspunkt dar – ist es doch nicht zuletzt der Glaube an (physisch-)geographische Evidenzen, der im Laufe der Reise erschüttert werden soll. Dies bedeutet freilich nicht, dass ausschließlich Geographinnen und Geographen zur Mitreise eingeladen sind. Eingeladen sind vielmehr alle, die sich nicht nur für die vielfältigen Strategien der Verräumlichung des Sozialen und Politischen interessieren, sondern auch wissen möchten, warum sich hinter dem Slogan »Lokal denken, global handeln!« mehr als eine heilsame Provokation verbergen kann.

Ausrüstung und Reiseroute

Wie alle Reisen, so erfordert auch die Reise zu einer ANDEREN Geographie der Welt eine bestimmte Ausrüstung. In diesem speziellen Fall handelt es sich dabei um ein ANDERES Denken, das der Reise ebenso zugrunde liegt, wie es im Verlauf der Reise erst entwickelt wird. Und ganz ähnlich, wie dieses Denken *sowohl* die Grundlage *als auch* das zu entwickelnde »Werkzeug« darstellt, so versteht es sich *nicht nur* als Erkenntnistheorie, *sondern auch* als engagierte, normative Gesellschaftstheorie. Dies klingt paradox – und tatsächlich kann ein solch ANDERES Denken als *ein Denken von* bzw. *in Paradoxien* gelten. Schon aus dem Begriff »Theorie« resultiert ein weiterer Widerspruch. Denn streng genommen kann dieses Denken gerade nicht als theoretisch bezeichnet werden – und zwar deshalb, weil mit »Theorie« nicht nur in der Alltagssprache ein Essentialismus bzw. eine Schließung, d.h. die Festlegung eines Sachverhalts auf ein wesentliches Ist, verbunden wird (vgl. Graham 1990). Es mag sein, dass in dieser Aufladung die griechi-

schen Wurzeln des Wortes nachwirken – zeigt sich die abschließende Ausrichtung auf ein sichtbar Seiendes doch schon im Wort »Theorie« selbst: »through the Greek *thea* (>outward appearance<) and *horao* (>to look closely<) of >theory< itself« (Gregory 1994: 16). Demgegenüber nimmt ein ANDERES Denken eine *essentialismuskritische* Position für sich in Anspruch. Dass es dennoch – und damit zurück zu seiner Widersprüchlichkeit – als »Theorie« gelten kann, geht auf einen Autor zurück, der den Theoriebegriff für ein ANDERES Denken nutzbar gemacht hat: Es ist der Literaturwissenschaftler Edward Said, der mit Hilfe des Begriffs der »traveling theory« auf den *situierten, partiellen, vorläufigen* und *voraussetzungsreichen* Charakter jeder Theorie bzw. jedes Wissens aufmerksam machte (Said 1984). *Traveling theory*, eine »Theorie unterwegs«, steht einerseits für die Einsicht, dass (theoretisches) Wissen nicht als wahr und allgemeingültig im Sinne eines wesentlichen Ist gelten kann, sondern ebenso vor dem Hintergrund »seines« räumlichen und zeitlichen Kontexts begriffen werden muss, wie es »seinen« Kontext umgekehrt nie voll und ganz zu erfassen vermag. Andererseits verweist der Begriff der *traveling theory* nicht allein auf das abstrakte Feld der Theorie, sondern kann auch im Sinne einer *Praxis* gelesen werden: der Praxis empirischer Ortswechsel. Und in der Tat steht das Denken des »postkolonialen Migranten« Edward Said – ebenso wie dasjenige anderer Theoretikerinnen und Theoretiker des sogenannten *Postkolonialismus* – nicht zuletzt unter dem Eindruck konkreter Lebenserfahrungen (Said 2000; vgl. hierzu auch Bronfen u. Marius 1997).

Es ist denn auch die *theoretisch-praktische* Kritik des Postkolonialismus, die dieses Buch maßgeblich prägt und als wichtigste Ausrüstung für die im folgenden zu unternehmende Reise gelten kann. Bezogen auf den speziellen Bereich der disziplinären Politischen Geographie bzw. deren Verunsicherung wird zusätzlich das Gedankengebäude der *critical geopolitics* zu Rate gezogen, das gegen Ende der 1980er Jahre im Kontext der angelsächsischen Politischen Geographie entwickelt wurde (Dalby 1988, 1990, 1991; Ó Tuathail 1989, 1994). Die Betonung liegt hier auf »zusätzlich«, denn zwischen beiden Ansätzen finden sich insofern Parallelen, als die Inhalte der *critical geopolitics* stark von der postkolonialen Kritik beeinflusst sind: »If there is a single text that has influenced the existing critical geopolitics literature more than any other, it is probably Said's (1978) *Orientalism*« (Dodds

u. Sidaway 1994: 516) – jenes Buch über die Produktion des Orients durch die kolonialen Diskurse also, das weithin als intellektueller Ursprung und Katalysator des Postkolonialismus betrachtet wird (vgl. Gandhi 1998; Williams u. Chrisman 1994).

Folglich verbergen sich hinter beiden Ansätzen gleiche (oder zumindest sehr ähnliche) Zugänge zur Ordnung der Dinge. Allerdings können den großen Gemeinsamkeiten auch kleine, aber feine Unterschiede entgegengesetzt werden. Denn insofern es sich bei ihren grundlegenden Einstellungen insbesondere um diejenigen des *Poststrukturalismus/Postmodernismus* einerseits und des *Marxismus* andererseits handelt, findet sich eine große Anzahl unterschiedlicher Positionen – auch *innerhalb* der beiden Ansätze. Diese Anzahl ist *so* groß, dass es ratsam erscheint, den Begriff *des* Postkolonialismus (wie auch diejenigen *des* Postmodernismus, *des* Poststrukturalismus und *des* Marxismus) noch vor Beginn der Reise zu streichen bzw. durch ihre jeweiligen Pluralformen zu ersetzen – rebellieren doch alle hier angesprochenen Positionen gegen jenen machtvollen Akt, der Heterogenes, Komplexes und Vielfältiges zwangsweise fixiert und auf einen gemeinsamen Nenner bringt. Die theoretisch-praktische Kritik an diesem »Gestus der Begriffsherrschaft«, die umgekehrt immer auch eine Demonstration für Widerspenstigkeit und die Anerkennung irreduzibler Vielfalt beinhaltet, hat Judith Butler in einem grundlegenden Beitrag über Feminismus und Postmoderne wie folgt formuliert:

»Der Gestus der Begriffsherrschaft (...) inszeniert in gewissem Sinn nur eine bestimmte selbstherrliche List der Macht. (...) Denn dieser Akt unterstellt, dass irgendein Textstück repräsentativ ist, bzw. für das Phänomen als solches einsteht und dass sich die Struktur »solcher« Positionen bequem in der Struktur der einen ausmachen lässt. (...) Doch was rechtfertigt eine solche vorgängige Annahme? Wir müssten von Anfang an davon ausgehen, dass sich die Theorien gleichsam in Bündeln oder in organisierten Gesamtheiten darbieten und dass ein Komplex strukturell ähnlicher Theorien historisch als Ausdruck für eine bestimmte geschichtliche Bedingung menschlicher Reflexion in Erscheinung tritt. Diese Hegelsche Trope (...) unterstellt jedoch von Anfang an, dass Theorien untereinander austauschbar sind, weil sie als unterschiedliche Symptome für ein gemeinsames strukturelles Anliegen gelesen werden können. Doch genau davon können wir nicht mehr ausgehen, weil gerade die Hegelsche Unterstellung, dass die Synthese von Anfang an erreichbar ist, von einigen der Posi-

tionen, die man so glücklich unter dem Zeichen der Postmoderne vereinigt hat, in unterschiedlicher Art und Weise bestritten wird« (Butler 1993: 34-35).

Dass im Kontext der postkolonialen Kritik problemlos die Interventionen Butlers als einer Vertreterin der sogenannten *gender studies* oder *(Post-)Feminismen* zitiert werden können, deutet auf die weitgehenden Übereinstimmungen zwischen beiden Gedankengebäuden hin. Und in der Tat werden (Post-)Feminismen und Postkolonialismen trotz ihrer unterschiedlichen Schwerpunkte immer wieder »in einem Atemzug« genannt. Sie gelten als »erkenntnistheoretische Geschwister« (Nassehi 1999: 350) oder auch als explizit »politische« Varianten der postmodernen/poststrukturalistischen Kritik (vgl. Bloedner 1999; Butler 1993) – was insbesondere daher rührt, dass in den entsprechenden Beiträgen zu zeigen versucht wird, dass gesellschaftliches Wissen stets in Fragen von Herrschaft und Diskriminierung verwickelt ist.

Dabei operieren beide Ansätze letztlich vor einem Hintergrund, demzufolge alles ebensogut ganz anders sein könnte. Ihre »kontingenten Grundlagen« (Butler 1993) hindern die Vertreterinnen und Vertreter eines ANDEREN Denkens aber nicht daran (und hier zeigt sich einmal mehr dessen Widersprüchlichkeit), diejenigen Positionen sichtbar zu machen, die vom »Fakten-Denken« der modernen Rationalität marginalisiert worden sind. Dabei handelt es sich um jene Positionen, die sich gleichsam im blinden Fleck des universellen westlichen Blicks befanden und vielfach immer noch befinden. Während die (Post-)Feminismen dabei auf die besonderen Erfahrungen von Frauen abzielen, geht es der postkolonialen Kritik um die vielfältigen Erscheinungsformen kolonialer Marginalität, die auch nach der formalen Entkolonialisierung noch nicht der Vergangenheit angehören (vgl. Gandhi 1998; Grimm 1997; Williams u. Chrisman 1994). Verhandelt werden allerdings nicht die »natürlichen«, essentialistischen Kategorien des Geschlechts bzw. der Rasse oder der Ethnie, sondern solche, die im Laufe langer *Kämpfe um Repräsentation* konstruiert wurden. Damit rekonstruieren die Vertreterinnen und Vertreter beider Ansätze partielle, fragmentierte Identitäten, die jenseits des essentialistischen Gegensatzes vom »Eigenen« und »Anderen« liegen (vgl. Hall 1994; Haraway 1995). Wenn also der Schwerpunkt im folgenden auf den Postkolonialismen (bzw. den *critical geopolitics*) liegt, so bedeutet dies nicht, dass es zwischen der postkolonialen Kritik und den *gender stu-*

dies keine Übereinstimmungen gäbe. Der eher postkoloniale Charakter dieses Buches ist dem thematischen Schwerpunkt der zu unternehmenden Reise geschuldet – widmet sich die postkoloniale Kritik doch den »ungleichen und ungleichmäßigen Kräften kultureller Repräsentation, die am Kampf um politische und gesellschaftliche Autorität im Rahmen der modernen Weltordnung teilnehmen« (Bhabha 1996: 345).

Entsprechend wird in der *ersten Etappe* der Versuch unternommen, einige der grundlegenden Widersprüche eines ANDEREN Denkens auszuloten. Dabei soll das »Gebot« der irreduziblen Vielheit beachtet werden – was auch bedeutet, ein ANDERES Denken nicht zu beschreiben, sondern als *work in progress* zu konzeptualisieren und eine »dekonstruktiv-rekonstruktive Brille« zu erarbeiten, mit deren Hilfe die weiteren Etappen ebenso bestritten werden, wie sie selbst im weiteren Verlauf der Reise immer wieder verändert wird. Im Rahmen der *zweiten Etappe* soll durch diese Brille auf die Geographie geschaut werden. »Geographie« ist dabei in jenem zweifachen Sinne zu verstehen, der schon im ersten Teil dieser Einleitung angeklungen ist: zum einen im Sinne der »allgemeinen« (politischen) Geographien bzw. geographischer Imaginationen und zum anderen im Sinne der fachwissenschaftlichen Geographie.

Während die ersten beiden Etappen eher abstrakter und theoretischer Art sind, führt die *dritte Etappe* in empirische Gefilde: In ihrem ersten Teil soll der verunsichernde Blick durch die ANDERE Brille auf den fachwissenschaftlichen Diskurs der Politischen Geographie gelenkt werden. Dabei wird die Brille mit dem bereits thematisierten »Filter« der *critical geopolitics* »aufgerüstet«. Mit Hilfe dieses Filters kann ein ANDERER Begriff von Geopolitik entwickelt werden, der es erlaubt, jene »kultur-räumlich« geprägten Raumordnungs-Strategien zu dekonstruieren, die innerhalb des allgemeinen geopolitischen Diskurses vom Klassenzimmer bis zum Kanzleramt zum Tragen kommen. Der zweite Teil dieser Etappe besteht in dem Versuch, die bis dahin gesammelten Einblicke an einem konkreten Beispiel zu veranschaulichen: am Beispiel der deutschen Türkei-Politik seit 1989.

Demgegenüber weist das übergeordnete Ziel der *vierten Etappe* eher rekonstruktiven Charakter auf. Es besteht darin, den reduktionistischen Welt-Bildern des kultur-räumlichen Ordnungsdiskurses eine ANDERE Geographie der Welt entgegenzusetzen. Zu diesem Zweck

werden zunächst die Bilder des kulturellen Ausgleichs – und damit jene Bilder, die vielfach im Zusammenhang mit der Globalisierungsdebatte (re-)produziert werden – einer kritischen »Eignungsprüfung« unterzogen. Da diese Prüfung aufzeigen wird, dass sich die harmonischen Bilder der globalisierten Welt strukturell nicht von den konflikthaften Bildern der fragmentierten Welt unterscheiden können, kann eine ANDERE und bessere Geographie der Welt nur in einer Bewegung der doppelten Abgrenzung skizziert werden.

Im Anschluss an den Versuch, eine solche Skizze anzufertigen, wird schließlich auf eine Frage eingegangen, die auf dieser Reise »eigentlich« nicht zu beantworten ist. Dabei handelt es sich um die Frage, warum die Rede von der Wirkungsmacht kultureller Unterschiede – sei es in ihrer konflikthaften oder sei es in ihrer auf Ausgleich bedachten Form – ausgerechnet heute, im »Hier und Jetzt«, mit einer solchen Intensität vorgetragen wird. Dass sie trotz der Unmöglichkeit ihrer Beantwortung, wenn auch vorläufig, beantwortet werden soll, hat vor allem einen Grund: Ihre Beantwortung bietet die Möglichkeit, die Reise zu ihrem ebenso unmöglichen wie notwendigen Abschluss zu bringen.

Die Spannung, die der Formulierung des »ebenso unmöglichen wie notwendigen Abschlusses« innewohnt, erinnert wieder an die grundsätzlichen Widersprüche eines ANDEREN Denkens. In diesem Kontext sei darauf hingewiesen, dass die folgenden Ausführungen geradewegs in ein Dilemma führen werden – in ein Dilemma, aus dem auch nach Abschluss der Reise kein Ausweg gefunden werden kann. Dieses Dilemma resultiert aus der theoretisch-praktischen Vorgabe, derzufolge ein ANDERES Denken immer wieder *different* sein möchte, ANDERS sein möchte; dass es ebensowenig auf Einheitliches oder »Eigentliches« reduziert werden sollte, wie es selbst Einheitliches und »Eigentliches« (re-)produzieren möchte. Wenn dies die Vorgabe ist, dann muss einerseits *verunsichert* werden; d.h. es darf *nicht* auf den Punkt gebracht, *nicht* identifiziert und *nicht* fixiert werden. Andererseits aber besteht die Notwendigkeit, genau das zu tun – und sei es nur, um die Ausführungen verständlich und nachvollziehbar zu gestalten.

Dieses Dilemma offenbart sich nicht nur in bezug auf ein ANDERES Denken »an sich«. Es offenbart sich auch in bezug auf die im Laufe dieser Reise zu verhandelnden Autorinnen und Autoren: Ebenso wenig, wie es im Sinne eines ANDEREN Denkens sein kann, »große« und

berühmte Protagonistinnen und Protagonisten wie romantische Heldinnen und Helden zu behandeln, kann es darum gehen, einzelne Autorinnen und Autoren als Antagonistinnen und Antagonisten zu brandmarken und stellvertretend für das Übel der modernen Rationalität an einen begrifflichen Pranger zu stellen. Denn die »Grenzen eines Buches sind nie sauber und streng geschnitten: über den Titel, die ersten Zeilen und den Schlusspunkt hinaus, über seine innere Konfiguration und die es autonomisierende Form hinaus ist es in ein System der Verweise auf andere Bücher, andere Texte, andere Sätze verfangen: ein Knoten in einem Netz« (Foucault 1981: 36). Aber auch wenn solche Reduktionen im folgenden »eigentlich« vermieden werden sollen, so wird doch immer wieder der Eindruck entstehen, sie seien »intendiert«. Denn sie müssen zwangsläufig vorgenommen werden – und zwar schon allein deshalb, weil die Sprache es nicht gestattet, »über den Begriff hinauszugelangen« (Adorno ³1982: 27), und weil jeder Satz mit einem Punkt schließt, der das »Immer-auch-anders-sein-Können« der Bedeutungen radikal reduziert. Gilles Deleuze und Félix Guattari haben das aus dieser Reduktion resultierende Dilemma und insbesondere die Schwierigkeiten seiner Überwindung in ihrer Beschreibung des »rhizomatischen« Denkens in selbstkritischer Weise auf den Punkt gebracht:

»Das Viele erfordert eine Methode, mit der man es wirklich machen kann; kein typographischer Trick, kein lexikalisches Geschick, weder Wortmischung noch -schöpfung, auch nicht syntaktische Kühnheit können sie ersetzen. (...) Typographische, lexikalische oder syntaktische Wortschöpfungen sind nur notwendig, wenn sie nicht mehr zur Ausdrucksform einer verborgenen Einheit gehören, sondern selbst eine der Dimensionen der jeweiligen Vielheit werden; wir kennen nur wenige Fälle, wo dies gelungen ist. Wir haben es nicht geschafft« (Deleuze u. Guattari 1977: 35-36).*

* Zwar können – wie Deleuze und Guattari schreiben – »typographische Tricks« das Viele nicht ersetzen. Aber auch wenn dies wohl insbesondere für den Fußnoten-Trick gilt, so stellt sich umgekehrt die Frage, ob sie großen Schaden anrichten können. Vielleicht können sie ja ein wenig dazu beitragen, die folgenden Ausführungen verständlicher zu machen. Aus dieser Hoffnung heraus werden bestimmte Worte und Begriffe dort in

So bleibt auch an dieser Stelle nichts weiter übrig, als alle Mitreisenden einzuladen, sich trotz (oder gerade wegen) der widrigen Umstände in einem ANDEREN Denken zu üben und die folgenden Ausführungen nicht als Ausdruck von »Eigentlichkeit« und Einheitlichkeit, sondern als ein Werkzeug zur Anerkennung von Vielheiten zu lesen, wie es ein Denken in Differenzen bereitstellen möchte.

BESONDERER ART UND WEISE hervorgehoben, wo es – aus welchen Gründen auch immer – besonders ratsam erscheint, sie nicht im »eigentlichen« Sinne, sondern im Sinne der Vielheit – was auch immer das im einzelnen heißen mag – zu lesen.

I. ETAPPE:

UNTERWEGS ZU EINEM ANDEREN DENKEN

Einleitung

»Viele Wege führen nach Rom«. Dieses Sprichwort paßt insofern zur Situation am Ausgangspunkt dieser Reise, als die aktuelle sozial- und geisteswissenschaftliche Landkarte eine Vielzahl von Wegen zeigt, auf denen eine ANDERE Geographie der Welt erreicht werden könnte. Hierzu zählen nicht nur systemtheoretische Wege, wie sie im Rahmen der deutschsprachigen Geographie etwa von Helmut Klüter gegangen werden (vgl. Klüter 1986). Auch das auf strukturationstheoretischer Grundlage entstandene Regionalisierungskonzept Benno Werlens böte vielfältige Ausgangsmöglichkeiten, und zwar nicht allein auf dem Feld der »normativ-politischen Regionalisierungen« (Werlen 1997: 329-377). Auf dieser Reise aber wird eine ANDERE Richtung eingeschlagen. Es sollen solche Wege gegangen werden, die sich insofern inmitten vieler Widersprüche befinden, als sie sich im Spannungsfeld von postmodernen/poststrukturalistischen Perspektiven einerseits und marxistischen Perspektiven andererseits auftun.

Schon nach ein paar Schritten zeigt sich, daß die erste Etappe abwechslungsreich zu werden verspricht – besteht sie doch aus einer Vielzahl einzelner Pfade, die sich an einigen Stellen im Dickicht ihrer Widersprüche aufzulösen drohen, um andernorts aufgrund ihrer Geradlinigkeit beinahe an eine Schnellstraße zu erinnern. Weniger metaphorisch gesprochen: Die hier gewählten *postkolonialen* Zugänge liegen – wie auch die mit der postkolonialen Kritik verwandten *gender studies* – nicht nur quer zu den konventionellen wissenschaftssystemaren Grenzen. Sie liegen auch quer zu den etablierten wissenschafts-

theoretischen Grenzen und entziehen sich der disziplinären »Arbeitsteilung« ebenso wie allen Versuchen der Definition. Und nicht zuletzt vereinen sie unter ihren Namen eine Vielzahl unterschiedlicher Perspektiven und (disziplin-)politischer Einstellungen – allerdings weniger in Harmonie als in produktiver Differenz. Daher wirft nicht nur die bereits vor Beginn der Reise vorgenommene Streichung des Singulars die Frage auf, inwieweit es überhaupt zu rechtfertigen ist, ein Denken des Dazwischen auf einen begrifflichen Nenner zu bringen. Aufgrund der kleinen, aber schwerwiegenden Differenzen ist es »eigentlich« unmöglich, einen solchen Nenner zu formulieren. Zudem steht das »oberste Gebot« eines ANDEREN Denkens, das doch immer wieder ANDERS und auf Unterschiede bedacht sein möchte, der Formulierung eines solchen Nenners diametral entgegen. Nicht von ungefähr wendet sich Judith Butler, wenn auch in bezug auf das postmoderne Denken, gegen den identifizierenden Gestus, der Heterogenes gewaltsam auf eines hin wendet:

»Wenn Lyotard den Terminus ›Postmoderne‹ verwendet, wenn man ihn halbwegs passend mit einer Reihe von Theoretikern zusammenfassen und in seinen Werken einige problematische Zitate aufweisen kann, folgt dann daraus, daß diese Zitate als Beispiel für das ›postmoderne Denken‹, also als symptomatisch für das Ganze gelten können?

Wenn ich (...) das Projekt des postmodernen Denkens wenigstens teilweise richtig verstehe, besteht es gerade darin, die Verwendung solcher ›Beispiele‹ und ›Paradigmen‹ zu hinterfragen, die das, was diese Begriffe klären sollen, unterwirft und auslöscht. Denn das Ganze, das Feld des postmodernen Denkens in seiner angeblichen Breite, wird in Wirklichkeit erst durch das Beispiel, das als Symptom und Beispiel für das Ganze stehen soll, hervorgebracht. Wenn wir glauben, daß uns das Beispiel von Lyotard eine Repräsentation der Postmoderne liefert, haben wir nur gewaltsam das Gesamtfeld durch das Beispiel ersetzt, bzw. das Gesamtfeld gewaltsam auf ein Teilstück reduziert (...)« (Butler 1993: 34).

Wenn also im folgenden von einem Denken des Dazwischen die Rede ist, dann sollte immer mitgedacht werden, daß dies ausschließlich aus heuristischen Gründen der Fall sein kann; und ausschließlich deshalb, weil nicht die kleinen Unterschiede, sondern die großen Gemeinsamkeiten (gewaltsam) in den Vordergrund gerückt werden.

Die wohl größte dieser Gemeinsamkeiten besteht in einer kritischen Auseinandersetzung mit grundlegenden Aspekten der modernen westlichen Rationalität. Das moderne Denken, so formulieren es zumindest die radikaleren Vertreterinnen und Vertreter eines ANDEREN Denkens, sei an sein Ende gelangt. Dabei handele es sich um ein unrühmliches Ende, »ein Ende, das unabweisbar davon zeuge, daß die im Zeichen der Vernunft und Emanzipation stehende Moderne längst in das Gegenteil ihrer Antriebe und Hoffnungen umgeschlagen sei und dadurch allerdings erst ihr ›wahres Gesicht‹ zu erkennen gegeben habe: kaum mehr und anderes als zunehmende Verdinglichung und Verwaltung, Herrschaft und Macht, Zwang, Gewalt und Destruktion seien die entscheidenden Charakteristika der von diesem wirkungsmächtigen Projekt bestimmten Geschichte und Gegenwart« (Straub 1991: 49).

Auch wenn diese Einschätzung aufgrund ihrer Schärfe nicht von allen ANDEREN Denkerinnen und Denkern geteilt wird, so macht sie deutlich, daß die hier zur Diskussion stehenden Perspektiven weit davon entfernt sind, wissenschaftlichem Purismus in einem akademischen Elfenbeinturm zu frönen. Im Gegenteil: In diesem Denken verbinden sich (erkenntnis-)theoretische mit zeitdiagnostischen und ethisch-normativen Aspekten, und manche Beiträge, wie etwa das feministisch-marxistische »Manifest für Cyborgs« (Haraway 1995), erinnern eher an gesellschaftspolitische Plädoyers als an das, was gemeinhin als wissenschaftliche Abhandlung bezeichnet wird. Zwar wird damit der Anspruch auf Wissenschaftlichkeit – freilich in ANDEREM als empirisch-analytischem oder objektivistischem Sinne – nicht zwangsläufig aufgegeben. Aber wichtiger als die Frage nach Wissenschaftlichkeit erscheint diejenige nach den politischen, den machtbezogenen Aspekten des Wissens.

Auf die nicht zu unterschätzenden Schwierigkeiten, aber auch auf die Potentiale, die sich aus der gezielten Vermengung von im weitesten Sinne *gesellschaftspolitischen* und *gesellschaftstheoretischen* – mit normativen und zeitdiagnostischen Aspekten verbundenen – Ansprüchen einerseits und *erkenntnistheoretischen* Ansprüchen andererseits ergeben, wird im Verlauf dieser Reise noch des öfteren zurückzukommen sein. Zunächst sei jedoch der Frage nachgegangen, welche Felder des modernen Denkens im Rahmen postmoderner/poststrukturalistischer/postkolonialer Perspektiven denn überhaupt bearbeitet werden. Aus der Vielzahl der möglichen hebt Jane Flax die folgenden hervor:

»(1) contemporary Western culture – its nature and the best way to understand it; (2) knowledge – what it is, who or what constructs and generates it, and its relations to power; (3) philosophy – its crisis and history, how both are to be understood, and how (if at all) it is to be practiced; (4) power – if, where, and how domination exists and is maintained and how and if it can be overcome; (5) subjectivity and the self – how our concepts and experiences of them have to come to be and what, if anything, these do or can mean; and (6) difference – how to conceptualize, preserve, or rescue it« (Flax 1990: 188).

Da es im Rahmen dieser Etappe nicht geleistet werden kann, auf all diese »Gegenstände der Konversation« detailliert einzugehen, muß nach einer Art »kleinstem gemeinsamen Nenner« gesucht werden, der es ermöglicht, die vielen Facetten eines ANDEREN Denkens zu erschließen. Dieser Nenner kann beschrieben werden als die Kritik der *Reduktion von Vielheiten* und der *Ausgrenzung des Differenten*. Was aber soll das heißen – die »Ausgrenzung des Differenten«?

Wiederum auf eine Kurzversion gebracht, könnte es heißen, daß in einer bestimmten historischen Phase, die meist als Beginn der Neuzeit bezeichnet wird, »ein Wechsel im Legitimationsmodus diskursiver, insbesondere wissenschaftlicher Aussagen« (Engelmann 1990: 13) stattfand. Dieser Wechsel kann als eine Folge der Verdrängung Gottes aus dem Zentrum des Universums betrachtet werden: Während die Gültigkeit von wissenschaftlichen Aussagen bis dahin insofern gesichert war, als Gott die Einheit und den inneren Zusammenhang der zu untersuchenden Phänomene garantiert hatte, mußte die Gültigkeit von Aussagen über die Ordnung der Wirklichkeit nun auf andere Art und Weise sichergestellt werden. Der Mensch kam dieser Notwendigkeit nach, indem er sich selbst – gleichsam als Gottes Sachverwalter – als erkennendes Subjekt konstituierte. Das Moment der Beherrschung und Aneignung, das dieser Konstitution zugrunde liegt, findet seinen trefflichen Ausdruck bei Descartes, »wenn er den Menschen die Aufgabe zuschreibt, sich zu ›maîtres et possesseurs de la nature‹ zu machen« (Waldenfels 1990: 57). Am Ende dieses Aneignungsprozesses stand die Subjekt-Objekt-Relation, innerhalb derer das erkennende Subjekt zum Antagonisten dessen geworden ist, was ihm als Objekt gegenübersteht bzw. von ihm zum Objekt gemacht wurde. Diesem »subjektzentrischen Ordnungsgestus der Neuzeit« (Engelmann 1990: 14) liegt eine zweifache Abstraktion zugrunde:

»Auf der einen Seite wird das Subjekt seit Descartes als Denken gefaßt, um über die phänomenale Vielheit der Menschen hinwegzukommen und sicherzustellen, daß die Wahrheit für alle Menschen gleichermaßen verbindlich ist. Diese Abstraktion ist zugleich eine Reduktion auf eine, vergleichbare Eigenschaft aller Menschen.

Die ursprüngliche Abstraktion auf der Seite des Subjekts hat auf der Gegenseite eine vergleichbare Abstraktion zur Folge. Der auf das Subjekt des Denkens reduzierte Mensch nimmt die Phänomene als gedachte auf. In dieser Abstraktion liegt die Gleichmachung der Dinge beschlossen, die zugleich auch Reduktion ihrer Vielheit an Eigenschaften ist. Der Ausschluß von Heterogenität oder Differenz gehört also zur Konstitutionsbewegung neuzeitlicher Wissenschaft und der durch diese verallgemeinerten szientistischen Rationalität.

Das Subjekt als Denkendes und das Objekt als Gedachtes bezeichnen die Pole der neuzeitlichen Rationalität, die von der Wissenschaft aus alle Bereiche der modernen Gesellschaft als Norm durchdringt und sie formiert« (ebd.).

Die neue, nun nicht mehr göttliche Ordnung basiert also auf der Überzeugung, daß die menschliche Vernunft als zentrale Instanz Vielheit zu überbrücken und Heterogenität zu vereinheitlichen vermag. Diese Überzeugung charakterisiert, wie Engelmann (1990) weiter schreibt, nicht nur die naturwissenschaftlich-technische Rationalität, die sich im Anschluß an Descartes entwickelt hat, sondern – mit Einschränkungen – auch die sozial- und geisteswissenschaftliche Wissenschaftlichkeit, die sich am Hegelschen Modell wissenschaftlicher Diskursivität orientiert. Mit Einschränkungen deshalb, weil Hegel die subjektzentrierte Rationalität einer radikalen Kritik unterzog und das cartesianische Subjekt durch eine »fiktive Allgemeinheit des Geistes, ein objektiviertes Subjekt« (ebd.: 15) ersetzte. Dennoch kann argumentiert werden, daß die Struktur dieser Rationalität auch im Rahmen der dialektischen Logik, die bei Hegel an die Stelle der zweiwertigen Logik der positiven Wissenschaft tritt und »das Wissen zu einem geschlossenen System« (ebd.) verknüpft, erhalten blieb. Damit kann letztlich von beiden Arten der modernen Rationalität behauptet werden, daß sie auf der Suche nach der *Einheit von Einheit und Vielheit* unweigerlich die Einheit privilegieren – oder anders formuliert: daß ihnen auf ihrer Suche nach Einheit unweigerlich die Vielheit aus dem Blickfeld gerät, so daß sich »von irreduzibler Verschiedenheit und Vielheit (...) kaum eine Spur« (Waldenfels 1990: 44-45) findet.

Diese Tradition des *ad unum vertere*, d.h. der Vernichtung von Vielheiten durch deren Wendung auf das Eine hin, ist es, der gegenüber ein ANDERES Denken den Vielheiten und Heterogenitäten zu ihrem Recht verhelfen möchte. Der in diesem Rahmen vielfach vorgetragenen These, daß die Tradition des identifizierenden Denkens historisch weitaus früher anzusetzen sei – bei Platon etwa –, soll hier nicht weiter nachgegangen werden. Ebenso wenig sollen die unterschiedlichen Ausformungen der entstehenden modernen Ordnung – Bernhard Waldenfels etwa unterscheidet zwischen totalen, formalen, traditionalistischen und positivistischen Ordnungsformen (ebd.: 15-27) – weiter differenziert werden. Denn relevanter als die »richtige« Datierung des »Einheits-Denkens« (oder auch dessen Varianten) scheint, *wie* – mit welchen theoretisch-praktischen Mitteln – und vor allem *warum* – aus welchen theoretisch-praktischen Gründen – ein Denken des Dazwischen versucht, Vielheiten und Heterogenitäten zu ihrem Recht zu verhelfen.

Diese Fragen sollen im folgenden anhand einer Darstellung der (Dekonstruktions-)Arbeit beantwortet werden, die auf den beiden zentralen »Terrains der Verstörung« (Höller 1996) geleistet wurde. Dabei handelt es sich zum einen um die Verstörung der neuzeitlichen Vernunft in derjenigen Hinsicht, die weiter oben bereits thematisiert wurde und im weitesten Sinn auf rationale Welt-Ordnung und -Aneignung abzielt. Zum anderen handelt es sich um die Bearbeitung des Statthalters bzw. der Statthalterin dieser Vernunft: des stabilen, selbstidentischen Subjekts selbst. Die Differenzierung dieser beiden Felder ist freilich nur in analytischer Hinsicht möglich – sind doch Welt-Ordnung einerseits und stabiles Subjekt andererseits im Rahmen des modernen Denkens untrennbar miteinander verbunden. Zum Zwecke der besseren Nachvollziehbarkeit scheint es dennoch sinnvoll, zwischen diesen beiden Momenten der modernen Rationalität zu unterscheiden. So soll im Rahmen des nun folgenden zweiten Teilstücks vornehmlich die *Logozentrik* der Moderne kritisiert werden. Hier steht die Möglichkeit objektiver Erkenntnis durch das welt-ordnende und -aneignende Subjekt zur Disposition. Dieses Subjekt bleibt »einzig und allein, solange es sich auf die erhabene Rolle des Jedermann beschränkt« (Waldenfels 1990: 72). Läßt es sich aber »dazu herab, in die irdische Rolle eines Jemand zu schlüpfen, so bekommt es Konkurrenz in Form von Mit- und Gegenobjekten« (ebd.). In dieser Kon-

kurrenz zeigt sich das zweite, das *egozentrische* Moment der modernen Rationalität insofern, als das selbst-identische Subjekt *Jemand* seine »Anderen« nur in Abgrenzung vom »Eigenen« verhandeln kann. Das Terrain dieser *Egozentrik* ist es, das innerhalb des dritten Teilstücks bearbeitet wird. Im vierten Teil wird es schließlich darum gehen, einige grundlegende Inhalte eines ANDEREN Denkens festzuhalten und damit den Rahmen der dekonstruktiv-rekonstruktiven Brille zu formen, mit deren Hilfe die weiteren Etappen dieser Reise bestritten werden sollen.

Das »Eine« und das »Andere«

Der Aussage, daß es Aufgabe einer Wissenschaft sei, wahrheitsfähige Aussagen über ihren Gegenstand zu treffen, den ihr »anvertrauten« Ausschnitt der Wirklichkeit zu beschreiben und je nach Paradigma zu erklären bzw. zu verstehen, würden wohl nur die wenigsten widersprechen – am allerwenigsten vielleicht die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler selbst. Trotz (oder vielleicht gerade wegen) der fehlenden göttlichen Ordnungsgarantie scheint der Glaube, die Wirklichkeit könne mimetisch, d.h. natur- bzw. originalgetreu wiedergegeben werden, immer noch tief in ihren Köpfen eingegraben zu sein. So besteht ihr Ziel vielfach darin, objektives und rationales Wissen über ihren Gegenstand zu sammeln und die Ergebnisse ihrer Sammlungen in allerlei Vorträgen oder Publikationen an den Mann bzw. an die Frau zu bringen. Und nicht selten wird die Qualität der Ergebnisse danach bemessen, inwieweit es den Betreffenden gelungen ist, die Wirklichkeit unverfälscht oder objektiv abzubilden.

Die Vertreterinnen und Vertreter eines ANDEREN Denkens hingegen wenden sich gegen die wissenschaftliche (wie »alltägliche«) Überzeugung, Wirklichkeit mimetisch und universal gültig repräsentieren zu können. Denn ihre »Vorfahren« haben darauf aufmerksam gemacht, daß Repräsentationen keinen Anspruch auf Universalität beanspruchen, sondern nur innerhalb bestimmter Codierungen als gültig betrachtet werden können; daß Repräsentationen nicht wertfrei, sondern immer in Fragen nach Macht und Herrschaft eingelassen sind, und daß das, was innerhalb eines bestimmten Kontexts als wahr gilt, nicht per se (oder von Natur aus) wahr ist, sondern auch ganz anders sein könn-

te. Im folgenden soll ein Abstecher zu diesen »Vorfahren« unternommen werden – auch wenn das Zurückführen auf sichere Ursprünge in einem ANDEREN Denken »eigentlich« als problematisch erachtet wird (vgl. Göttlich 1999: 52). Dieser Abstecher wird deutlich machen, auf welcher theoretisch-praktischen Grundlage der Gedanke an die *eine* Wirklichkeit und die *eine* Wahrheit verabschiedet wird. Anschließend soll aufgezeigt werden, *warum* und *wogegen* die Vertreterinnen und Vertreter eines ANDEREN Denkens »eigentlich« versuchen, Vielheiten (und damit auch anderen Wirklichkeiten und anderen Wahrheiten) zu ihrem Recht zu verhelfen.

Das Ende der einen Wirklichkeit und der einen Wahrheit

Als »Katalysator« der Diskussionen auf dem ersten Terrain kann – die Problematik des Benennens von Protagonistinnen, Protagonisten oder »Vorfahren« immer im Blick behaltend – der Linguist Ferdinand de Saussure gelten (Saussure ²1967). Er beschäftigte sich mit der Frage, auf welche Art und Weise das Verhältnis zwischen Sprache einerseits und den menschlichen Vorstellungen von Welt andererseits zu konzeptualisieren sei. Im Zuge seiner Überlegungen brach er – ähnlich wie der Philosoph Ludwig Wittgenstein (Wittgenstein ¹²1999a) – mit der auch heute noch verbreiteten Auffassung, die Sprache stelle ein Medium dar, mit dessen Hilfe die Realität natur- und originalgetreu repräsentiert werden könne. Er kam zu der Überzeugung, daß Sprache kein Drittes darstellt, das, wie Richard Rorty formuliert, »in einer festgelegten Beziehung zu zwei anderen Einheiten, dem Selbst und der Realität, steht« (Rorty ³1999: 37). Demgegenüber hielt er fest, daß es die Sprache ist, durch die Bedeutung überhaupt erst produziert wird. Von entscheidender Bedeutung für diese Sichtweise war die Entwicklung eines wissenschaftlichen Begriffs »von Sprache als einem abstrakten, geregeltem Zeichensystem« (Keller 1997: 311). Diese *langue* war es, auf die Saussure seine Überlegungen insofern konzentrierte, als er auf dem Standpunkt stand, daß nur sie aufgrund ihrer Regelmäßigkeit wissenschaftlicher Betrachtung zugänglich sei. Die Ebene der konkreten sprachlichen Äußerungen, die *parole*, klammerte er hingegen weitgehend aus seinen Betrachtungen aus. Auf dieser Grundlage trennte Saussure die Form (das Wort oder den *Signifikanten*) eines sprachli-

chen Zeichens von der mit dieser Form assoziierten Idee (dem Konzept oder *Signifikat*). Zwar seien, so Saussure, beide Teile notwendige Bestandteile der Bedeutungsproduktion. Aber die Beziehung, die zwischen ihnen bestehe, sei nicht natürlich oder essentiell, sondern resultiere aus spezifischen kulturellen Konventionen. Die Bedeutung »wohne« also nicht in den Zeichen, sondern ergebe sich aus einem bestimmten System von binären Oppositionen zwischen den Signifikanten; sie entstehe durch die Unterschiede, die Worte innerhalb einer bestimmten gesellschaftlichen Konvention bzw. eines bestimmten sprachlichen Codes aufweisen.

Diese Überlegungen bildeten einen Ausgangspunkt der »linguistischen Wende« innerhalb der Sozial- und Geisteswissenschaften, denn sie hatten gezeigt, daß Sprache nicht als Medium zwischen den Dingen und ihrer Bedeutung aufzufassen ist, sondern Bedeutungen erst produziert. Im Rahmen dieser »Wende« machten sich Vertreterinnen und Vertreter verschiedener Disziplinen u. a. daran, Saussures Konzeption weiterzuentwickeln. Jacques Derrida etwa suchte Saussure insofern zu »überbieten«, als er – aufbauend auf dessen Ausschluß des empirischen Referenten aus dem Zeichenprozeß im engeren Sinne – das Verhältnis zwischen Signifikant und Signifikat problematisierte. In den Worten des Literaturwissenschaftlers Sven Strasen: »Nach dem Verhältnis zwischen Signifikant und Referent wird nun das zwischen Signifikant und Signifikat problematisiert« (Strasen 1996: 26). Damit stellte Derrida dem abschließenden und binären Moment im strukturalistischen Konzept Saussures den Prozeß einer unkontrollierbaren und unendlichen Bedeutungsverschiebung entgegen (vgl. Engelmann 1991). Diese permanenten Bedeutungsverschiebungen, das legendäre »freie Flottieren der Signifikanten« also, werden in der poststrukturalistischen Literatur gern mit dem Verweis auf den Versuch veranschaulicht, »die Bedeutung eines unbekanntes Signifikanten im Wörterbuch nachzuschlagen oder die Fragen eines Kleinkinds zu beantworten« (Strasen 1996: 26). Dieser Versuch lehrt, daß »das Signifikat nur in Form eines weiteren Zeichens, also eines neuen Signifikanten, der seinerseits wieder mit einem Signifikat korreliert, zugänglich ist« (ebd.). Als »Zeichen« für die prinzipielle Unmöglichkeit, den Signifikanten stabile Bedeutungen zuzuschreiben, führte Derrida die *différance* ein: die französische Differenz mit einem ebenso unhörbaren wie regelwidrigen »a«.

Die *différance* sieht sich freilich mit einem unausweichlichen Di-

lemma konfrontiert: Sie stellt eine Bezeichnung dar und darf doch »eigentlich« nichts bezeichnen. Obwohl (oder gerade weil) dieses Dilemma nicht aufzulösen ist, möchte sie weder »ein Wort noch ein Begriff« (Derrida 1990a: 82) sein, sondern als »Strategie (...) ohne Finalität« (ebd.: 81) begriffen werden, mit deren Hilfe nichts eindeutig ausgesagt werden kann – außer vielleicht der Unmöglichkeit, irgend etwas eindeutig auszusagen. Denjenigen Raum schließlich, in dem Wirklichkeit, ganz im Sinne der *différance*, ein Gewebe oder eine Verkettung von Differenzen markiert, bezeichnet Derrida als Text:

»Das, was ich also Text nenne, ist alles, ist praktisch alles. Es ist alles, das heißt, es gibt einen Text, sobald es eine Spur gibt, eine differentielle Verweisung von einer Spur auf die andere. Und diese Verweise bleiben nie stehen. (...) Folglich setzt dieser neue Begriff des Textes, der ohne Grenzen ist – ich habe deshalb gesagt, auch als scherzhafte Bemerkung, es gäbe kein Außerhalb des Textes –, folglich setzt dieser neue Begriff des Textes voraus, daß man in keinem Moment etwas außerhalb des Bereiches der differentiellen Verweisungen fixieren kann, das ein Wirkliches, eine Anwesenheit oder eine Abwesenheit wäre, etwas, das nicht es selbst wäre, markiert durch die textuelle *différance*, durch den Text als *différance* mit einem »a« (Derrida zit. in Engelmann 1991: 73).

Ähnlich radikale Erweiterungen des Feldes sprachphilosophischer Erwägungen über den Bereich der Linguistik hinaus finden sich in denjenigen Ansätzen, die in Anlehnung an den ANDEREN Kulturwissenschaftler Stuart Hall als *semiotische* und *diskursive* bezeichnet werden sollen (Hall 1997a, 1997b). Beide stellen die Möglichkeit eines formalen Zugangs zu Sprache und Repräsentation, wie Saussure ihn gesucht hatte, durch die verstärkte Einbeziehung interaktiver und dialogischer Elemente in Frage. Während eine semiotische Herangehensweise dabei in erster Linie auf die Analyse von Zeichen bzw. deren Funktion als Bedeutungsträger – also auf das *Wie* der Repräsentation – abzielt, geht ein diskursiver Ansatz weiter. Indem er sich auch den Effekten und Konsequenzen von Repräsentation zuwendet, rückt er nicht die »Poetik der Sprache«, sondern die »Politik der Sprache« in den Mittelpunkt des Interesses:

»There are some similarities, but also some major differences between the *semiotic* and the *discursive* approaches (...). One important difference is that the

semiotic approach is concerned with the *how* of representation, with how language produces meaning – what has been called its ›poetics‹; whereas the *discursive* approach is more concerned with the *effects* and *consequences* of representation – its ›politics‹ (Hall 1997a: 6).

Als wichtigster Vertreter eines diskursiven Ansatzes kann wohl der französische Philosoph Michel Foucault betrachtet werden. Einige Elemente seiner Philosophie sollen nun insofern detaillierter nachvollzogen werden, als sie es waren, die besonderen Einfluß auf ein Denken genommen haben, wie es im Verlauf dieser Reise weiter entwickelt werden soll. »Detaillierter« kann dabei nicht bedeuten, die komplexen Gedankengänge, die sich in Foucaults Arbeiten finden und zu deren Verständnis er selbst »nur wenige – und nicht unbedingt eindeutige – Hinweise« (Keller 1997: 313) gegeben hat, einer systematischen Betrachtung zuzuführen. Dies gilt erst recht für die »Brüche« innerhalb seines Denkens, die in einer beträchtlichen und stetig wachsenden Anzahl von Beiträgen immer wieder (und immer wieder anders) kommentiert und interpretiert werden. Das Ziel der Ausführungen besteht vielmehr darin, die grundlegenden Auffassungen Foucaults zur Frage der Repräsentation zusammenzufassen – was gleichzeitig bedeutet, sich den Themen *Wissen* und *Macht* zuzuwenden. Denn Foucault war nicht nur an einer Analyse der Bedeutungsproduktion interessiert, sondern wandte sich der Repräsentation als Quelle von (sozialem und kulturellem) *Wissen* zu – »a more open system, connected in more intimate ways with social practices and questions of power« (Hall 1997b: 42). Es ging ihm also nicht allein um die Frage der Bedeutungsproduktion durch Sprache; es ging ihm auch und insbesondere um Machtbeziehungen:

»Here I believe one's point of reference should not be to the great model of language (*langue*) and signs, but to that of war and battle. The history which bears and determines us has the form of a war rather than of a language: relations of power, not relations of meaning« (Foucault 1980: 114).

Folglich ersetzte Foucault die Sprache durch ein umfassenderes Modell der Repräsentation: dasjenige des Diskurses. Dabei war er weit davon entfernt, den Diskursbegriff im Alltagssprachlichen Sinne, etwa im Sinne von »Gedankenaustausch« oder »Wortstreit«, zu gebrauchen.

Er meinte damit spezifische Gruppen von Aussagen, die insofern Wissen produzieren, als sie eine bestimmte Sprech- und Denkweise markieren. Der Diskurs im Sinne Foucaults konstituiert seinen eigenen Gegenstand, sein Thema. Er produziert und definiert die Objekte des Wissens. Er bringt ein Denken dazu, auf eine ganz bestimmte Art und Weise – nämlich *so und nicht anders* – zu denken. Wissen über etwas kann nicht außerhalb von Diskursen existieren, d. h. außerhalb der Art und Weise, in der dieses Etwas innerhalb der Diskurse produziert, repräsentiert und durch bestimmte Techniken reguliert wird. Obwohl andere Arten des Denkens damit nicht zwangsläufig ausgeschlossen sind, so sind sie doch durch einen Diskurs und innerhalb eines Diskurses beschränkt bzw. limitiert.

Die diskurs-»theoretische« Vorstellung, daß Dinge oder, allgemeiner formuliert, Objekte des Wissens ausschließlich innerhalb eines bestimmten Kontexts eine Bedeutung aufweisen und daß das Wissen darüber nur innerhalb dieses Kontexts als wahr gilt, erscheint radikal ANDERS – und in der notwendig verkürzten Darstellung wohl allzu abstrakt. Zur Veranschaulichung sei auf eine Passage in der »Archäologie des Wissens« zurückgegriffen. In dieser Passage kommt Foucault, wie auch an vielen anderen Stellen seiner theoretisch-praktischen Arbeit, auf den Wahnsinn zu sprechen (Foucault 1981). Präziser formuliert: Er kommt auf die *Erfindung* des Wahnsinns zu sprechen. Dabei hält er fest, daß das Konzept »Wahnsinn« überhaupt erst innerhalb einer ganz bestimmten *diskursiven Formation* habe entstehen können; daß es nur innerhalb dieser diskursiven Formation möglich geworden sei, »Wahnsinn« auf eine bestimmte Art und Weise – als Wahnsinn eben – zu denken und über ihn zu sprechen:

»Die Geisteskrankheit ist durch die Gesamtheit all dessen konstituiert worden, was in der Gruppe all der Aussagen gesagt worden ist, die sie benannten, sie zerlegten, sie beschrieben, sie explizierten, ihre Entwicklungen erzählten, ihre verschiedenen Korrelationen anzeigten, sie beurteilten und ihr eventuell die Sprache verliehen, indem sie in ihrem Namen Diskurse artikulierten, die als die ihren gelten sollten« (ebd.: 49).

Die von Foucault vorgenommene Bindung der Objekte des Wissens an bestimmte Diskurse wirft immer wieder die Frage auf, wie es denn in seinem Denken um die Existenz bzw. Nicht-Existenz der Objekte

des Wissens in einer »außer-diskursiven« Realität bestellt ist. Wie an vielen anderen, so scheiden sich auch an dieser Frage die Geister: Während Foucaults Schriften zuweilen dahingehend interpretiert werden, als verneine er die Existenz von Objekten außerhalb der Diskurse, existieren umgekehrt Beiträge, in denen das Gegenteil behauptet wird (vgl. hierzu Hall 1997b). Auf dieser Reise soll weder der einen noch der anderen Interpretation gefolgt, sondern folgender Standpunkt vertreten werden: Es ging Foucault nicht darum, Objekten eine Existenz außerhalb von Diskursen ab- oder zuzusprechen. Worauf es ihm ankam, war, daß außerhalb von Diskursen nichts existieren kann, was *von Bedeutung* ist. Diese Interpretation bietet sich zumindest nach der Lektüre der folgenden Textstelle an, in der Foucault – wiederum am Beispiel des Wahnsinns – Aufschluß über seine, von ihm selbst »archäologisch« genannte Arbeitsweise gibt:

»Man versucht nicht zu rekonstruieren, was der Wahnsinn selbst gewesen sein könnte, so wie er sich vielleicht zuerst in einer ursprünglichen, fundamentalen, dumpfen, kaum artikulierten Erfahrung gegeben hat (...). Eine solche Geschichte des Referenten ist zweifellos möglich; man schließt das Bemühen, den Text von diesen »prädiskursiven« Erfahrungen zu entsanden und zu befreien, nicht von Anfang an aus. Aber hier handelt es sich nicht darum, den Diskurs zu neutralisieren (...); es handelt sich im Gegenteil darum, ihn in seiner Konsistenz zu erhalten, ihn in seiner eigenen Komplexität hervortreten zu lassen. In einem Wort, man möchte sich gänzlich der »Dinge« enthalten, sie »entgegenwärtigen«; ihre reiche, schwere und unmittelbare Fülle verbannen (...); die regelmäßige Formation der Objekte, die sich nur im Diskurs abzeichnen, an die Stelle des rätselhaften Schatzes der »Dinge« von vor dem Diskurs setzen; diese *Gegenstände* ohne Beziehung zum *Grund der Dinge* definieren, indem man sie aber auf die Gesamtheit der Regeln bezieht, die es erlauben, sie als Gegenstände eines Diskurses zu bilden, und somit ihre Bedingungen des historischen Erscheinens konstituieren; eine Geschichte der diskursiven Regelmäßigkeiten schreiben, die sie nicht in die Tiefe eines Urgrunds stieße, sondern den Nexus der Regelmäßigkeiten entfaltetete, die ihre Dispersion steuern« (Foucault 1981: 71-72).

Wie kann vor diesem Hintergrund die Beziehung zwischen (historisch und kulturell spezifischem) Wissen einerseits und Macht andererseits beschrieben werden? Da »das Problem der Macht im Mittelpunkt von

Foucaults Diagnose unserer gegenwärtigen Situation« (Dreyfus u. Rabinow 1987: 12) steht, finden sich Antworten auf diese Frage über sein gesamtes Werk »verstreut«. Zwar ist der Begriff »Werk« nicht ausschließlich im Sinne eines wissenschaftlichen Werkes zu verstehen – beteiligte sich Foucault doch an konkreten politischen Kämpfen (vgl. Kneer 1996) und liegt doch ein großer Teil seiner Arbeiten »in Form von Interviews, Broschüren, Kampfschriften und Flugblättern« (ebd.: 169) vor. Als gern zitierter Klassiker bezüglich der hier interessierenden Frage nach dem Zusammenhang von Wissen und Macht gilt aber eine Passage aus »Überwachen und Strafen« (Foucault 1977). Aus ihr geht hervor, daß sich Foucault gegen jene Tradition wandte, »die von der Vorstellung geleitet wird, daß es Wissen nur dort geben kann, wo die Machtverhältnisse suspendiert sind, daß das Wissen sich nur außerhalb der Befehle, Anforderungen, Interessen der Macht entfalten kann« (ebd.: 39). Dieser (nur allzu bekannten) Tradition setzte er entgegen, daß Wissen immer eine Form von Macht ist und daß Macht diejenigen Bereiche bestimmt, über die überhaupt »etwas gewußt wird«. Eindringlich wies er darauf hin, daß »Macht Wissen hervorbringt (und nicht bloß fördert, anwendet, ausnutzt); daß Macht und Wissen einander unmittelbar einschließen; daß es keine Machtbeziehung gibt, ohne daß sich ein entsprechendes Wissensfeld konstituiert, und kein Wissen, das nicht gleichzeitig Machtbeziehungen voraussetzt und konstituiert« (ebd.). Entsprechend sei es auch nicht möglich, diese Macht/Wissen-Beziehungen von einem »Erkenntnissubjekt aus zu analysieren, das gegenüber dem Machtsystem frei oder unfrei ist« (ebd.). Vielmehr müsse in Betracht gezogen werden, »daß das erkennende Subjekt, das zu erkennende Objekt und die Erkenntnisweisen jeweils *Effekte* jener fundamentalen Macht/Wissen-Komplexe und ihrer historischen Transformationen bilden« (ebd.; Hervorhebung JL). Damit ähnelt Macht/Wissen letztlich einem Netzwerk, das »alle Ebenen der sozialen Existenz durchdringt und folglich an jedem Ort des sozialen Lebens zum Tragen kommt – in den privaten Bereichen der Familie und der Sexualität ebenso wie im Rahmen der Politik, der Wirtschaft und des Rechtssystems« (Hall 1997b: 50; Übersetzung JL).

ANDERE *Wirklichkeiten*, ANDERE *Wahrheiten*

Die logozentrische Rationalität der Moderne, so kann der Abstecher zu den »Vorfahren« wohl zusammengefaßt werden, wird verabschiedet und durch die Vorstellung vom *prison-house of language* (Jameson 1972) ersetzt: Die vermeintlich erkennenden Subjekte befinden sich in einem Sprachgefängnis, wo sie, salopp formuliert, in unterschiedlichen, kulturell spezifischen Zellen der Bedeutungsproduktion und -reproduktion verwahrt sind. Damit bleibt ihnen ein direkter oder »ungefilterter« Zugang zur Realität versagt; jeder Blick, jede Repräsentation erfolgt von einer bestimmten Zelle des Gefängnisses aus:

»Das Sprechen muß einen Ort und eine Position haben und ist immer innerhalb eines Diskurses positioniert. Erst wenn ein Diskurs vergißt, daß er verortet ist, versucht er für alle zu sprechen« (Hall 1994: 61).

Vor diesem Hintergrund erscheint der wissenschaftliche Glaube an die Möglichkeit mimetischer und universell gültiger Wiedergabe von Wirklichkeit als der naive Glaube an die Deckungsgleichheit von Wirklichkeit und einer Repräsentation von Wirklichkeit. Er erscheint als ein Glaube, der davon lebt, daß er die historische Spezifität der Repräsentationen verleugnet; der als natürlich ausgibt, was »eigentlich« kulturell produziert ist. Der französische Literaturkritiker, Soziologe und Philosoph Roland Barthes hat das Ergebnis dieser Transformationen als *Mythos* bezeichnet: Der Mythos, so Barthes, habe den Auftrag, »historische Intention als Natur zu gründen, Zufall als Ewigkeit« (Barthes 1964: 130). Dies bedeute jedoch nicht, daß der Mythos die Dinge leugne. Seine Funktion bestehe im Gegenteil darin, von den Dingen zu sprechen – allerdings auf eine »reinigende«, auf eine »unschuldig-machende« Art und Weise:

»Der Mythos (...) macht sie [die Dinge, JL] unschuldig, er gründet sie als Natur und Ewigkeit, er gibt ihnen eine Klarheit, die nicht die der Erklärung ist, sondern die der Feststellung. (...) Er schafft die Komplexität der menschlichen Handlungen ab und leiht ihnen die Einfachheit der Essenzen, er unterdrückt (...) jedes Vordringen über das unmittelbar Sichtbare hinaus, er organisiert eine Welt ohne Widersprüche, weil ohne Tiefe, eine in der Evidenz der Dinge ausgebreitete Welt, er begründet eine glückliche Klarheit. Die Dinge machen den Eindruck, als bedeuteten sie von ganz allein« (ebd.: 131-132).

Mit dem Aufsetzen einer ANDEREN Brille trübt sich diese »glückliche Klarheit«, und die objektivistische Sicht der Dinge erscheint nicht länger als die objektive und allgemeingültige. Sie erscheint vielmehr als eine unter vielen; als eine, der es gelungen ist, das »*Andersseinkönnen* jeglicher Ordnung« (Waldenfels 1990: 16) erfolgreich zu verdrängen, und die sich unter der Hand immer schon darangemacht hat, andere Wahrheiten zu unterdrücken. Damit erscheint sie letztlich als eine Sicht der Dinge, die auf einer *falschen*, weil Ausschließungen produzierenden Universalität beruht – und es stellt sich die Frage nach ihrer Spezifität. Einer Beantwortung dieser Frage kommt aus zwei Gründen eine besondere Bedeutung zu. Zum einen wird sich in ihrem Rahmen jene Verflechtung von theoretisch-konzeptionellem Denken einerseits und gesellschaftspolitischer Engagiertheit andererseits zeigen, aufgrund derer ein ANDERES Denken je nach Perspektive als widersprüchlich gebrandmarkt oder aber als theoretisch-praktisches Projekt begrüßt wird. Und zum anderen wird sie verdeutlichen, *wogegen* die Vertreterinnen und Vertreter eines ANDEREN Denkens »eigentlich« versuchen, Vielheiten zu ihrem Recht zu verhelfen.

Welcher Art ist also die Sicht der Dinge, die trotz (historischer) Spezifität universale Gültigkeit reklamiert? Eine Antwort findet sich, wenn das abstrakte Subjekt dieser Sicht einer genaueren Betrachtung unterzogen wird: das Subjekt in der, wie Bernhard Waldenfels (1990) schreibt, erhabenen Rolle des (welt-ordnenden) *Jedermann*. Es sei dahingestellt, ob Waldenfels die Bezeichnung *Jedermann* in ironisierender Absicht gezielt gewählt hat oder an dieser Stelle in eine von ihm selbst (mit-)gegrabene Grube fällt – eine passende Bezeichnung ist es allemal. Denn, wie Rosalyn Deutsche konstatiert:

»(...) the objectivist theorem is a masculine, not universal, subject who universalises itself by claiming a privileged ground of knowledge but who actually occupies a position of threatened wholeness in a relation of difference« (Deutsche 1991: 12).

Die insbesondere von (post-)feministischer Seite artikulierte Kritik des Androzentrismus ist jedoch bei weitem nicht die einzige, die gegen den ein- und zugleich ausschließenden Charakter der modernen Rationalität geltend gemacht wird. Sie findet, wie das folgende Zitat deutlich macht, eine ganze Reihe von Ergänzungen:

»I am pointing to a way of looking at the world characteristic of the dominant white, male, Eurocentric ruling class, a way of dividing up the world that puts an omnipotent subject at the center (...)« (Hartsock 1990: 161).

Doch auch Nancy Hartsocks »Liste« der Eigenschaften des modernen Subjekts und der aus ihnen notwendig resultierenden Ausschlüsse bleibt zwangsläufig unvollständig: Vergleicht man die »Eigen- und Besonderheiten konkreter Individuen mit dem abstrakten »Subjekt-kondensat« der Moderne, so wird die Vielzahl der Exklusionen deutlich, die diese Konzeption seit ihrer »Erfindung« produziert hat und immer noch produziert. Dazu gehören religiöse und weltanschauliche Ausschlüsse ebenso wie solche, die das Alter, sexuelle Präferenzen oder körperliche und geistige Behinderungen – vgl. Foucaults Reflexionen über den Wahnsinn (Foucault 1973, 1981) – betreffen. In Anbetracht der Vielzahl notwendiger Ausschlüsse soll an dieser Stelle nur auf eine einzige, bisher nicht genannte spezifische Eigenschaft des modernen Subjekts näher eingegangen werden: auf seinen Besitz.

Zu diesem Zweck ist es hilfreich, sich noch einmal den Legitimations- und Integrationsbedarf, den der europäische Modernisierungsprozeß zeitigte, vor Augen zu führen. War das Individuum in seinen vormodernen ökonomischen und sozialen Kontexten »immer schon als Moment eines übergreifenden Allgemeinen gesetzt und gedacht« (Engelmann 1990: 8), so wurde es im Rahmen der Modernisierung aus diesen Kontexten »entlassen«. Aus dieser Freisetzung resultierte gewissermaßen ein Mangel an Integration und Zusammenhang, und an die Stelle des vormodernen, gleichsam als »naturwüchsig« gedachten Zusammenhangs trat der Tauschwert und mit ihm Austauschakte bzw. Verträge zwischen rechtlich freien Individuen als »das, was Zusammenhang und Einheit stiftete« (Engelmann 1990: 9). Sie sind es, die seitdem – im Zusammenspiel mit der Integration der Individuen in die »vorgestellte Gemeinschaft« der Nation (Anderson²1993) – die Textur des »sozialen Bandes« bilden: Ob »Banker, Wurstverkäufer oder Fabrikant – sie alle sind Warenbesitzer, die sich im Austauschprozeß als *Gleiche* anerkennen« (Parsdorfer 1998: 26; Hervorhebung JL).

Doch schon »Karl Marx wußte, daß die massenhafte Freisetzung von Menschen aus vorkapitalistischen ökonomischen Zusammenhängen eine zweischneidige Sache war« (Engelmann 1990: 9). Und in der Tat: Vor dem Hintergrund strukturell ungleicher ökonomischer Ver-

hältnisse erweist sich die »besitzindividualistische« Gleichheit aller Menschen als Grundvoraussetzung ihres Gegenteils – was sich am Beispiel derjenigen Menschen zeigt, die im Gegensatz zum »implizit vorausgesetzten bürgerlichen und besitzenden Individuum« (Narr 1998: 22) über keinen Besitz verfügen: »Die Aneignung der lebendigen Arbeit durch das Kapital aus dem Umstand, daß der Gebrauchswert des Arbeiters mehr her gibt als sein Tauschwert, macht aus dem scheinbaren Tausch von Äquivalenten – Tausch der Ware Arbeitskraft gegen Lohn – handfeste Ausbeutung« (Parsdorfer 1998: 26). Der darin zum Ausdruck kommende Doppelcharakter kennzeichnet die westliche Moderne zwangsläufig. Folglich zeigt er sich nicht nur in bezug auf die »Gleichheit«, sondern auch in bezug auf die »Freiheit«. So sind diejenigen Menschen, die ihre Arbeitskraft nicht verkaufen können oder wollen, denn auch »doppelt frei«: Sie sind nicht nur frei im persönlichen Sinne, sondern darüber hinaus »frei (...) zu verhungern« (Engelmann 1990: 9).

Es sind also – unter vielen anderen – spezifisch »besitzende« Qualitäten, mit denen es sich die moderne westliche Rationalität seit Beginn der Neuzeit anmaßt, die Wirklichkeit vermeintlich universell repräsentieren zu können. Und es sind die mit diesen Qualitäten korrespondierenden Ausschlüsse, vor deren Hintergrund ein ANDERES Denken danach strebt, Vielheiten zu betonen und anderen Wahrheiten zu ihrem Recht zu verhelfen. In diesem Bestreben aber sieht es sich zwangsläufig mit den folgenden Fragen konfrontiert: Kann das Streben nach einer vermeintlich universellen Aneignung der Wirklichkeit als eine Besonderheit der westlichen Moderne betrachtet werden? Und inwiefern ist es überhaupt zulässig, von *der* westlichen Moderne zu sprechen – gibt es doch nicht *eine*, sondern ganz unterschiedliche Modernen, von denen hier nur die Moderne der Aufklärung, die ökonomische Moderne des 19. Jahrhunderts und die ästhetische Moderne des 19. und 20. Jahrhunderts genannt seien (vgl. etwa Welsch ⁵1997: 46–48)?

Zunächst zur ersten Frage: Sie stellt sich insbesondere insofern, als bestimmte Aspekte dieser Aneignung gewiß nicht auf die westliche Moderne beschränkt sind. Dies gilt nicht nur für den Bereich des Androzentrismus, sondern auch für denjenigen des Ethnozentrismus. Fast alle kollektiven Identitäten sehen sich, wie Yi-Fu Tuan (1989) aufzeigt, im Zentrum ihrer »eigenen« Kosmologie. Dennoch kann im Anschluß an Foucault (1973, 1977) argumentiert werden, daß bei der Beantwortung

tung dieser Frage eine andere nicht vergessen werden sollte: die Frage nach der Effektivität von Macht/Wissen. Hinter der Frage nach der Effektivität von Macht/Wissen aber verliert die erste Frage an Relevanz, und es erscheint nur noch zweitrangig, ob das westliche Streben nach universeller Ordnung nun auf eine besondere »okzidentale Ordnungsbesessenheit« (Waldenfels 1990: 24) zurückzuführen ist oder nicht. Denn nur die westliche Rationalität hatte die Macht, ihr Wissen effektiv in Anschlag zu bringen, diskursiv durchzusetzen und damit als universal zu repräsentieren.

Wird überdies bedacht, daß die westliche Rationalität im Kampf um Repräsentation bis heute erfolgreich ist und daß patriarchalische, (neo-)koloniale und imperialistische Machtstrukturen noch nicht der Vergangenheit angehören, dann findet sich auch eine Antwort auf die Frage, inwieweit es zulässig ist, die westliche Moderne zu essentialisieren, also von *der* westlichen Moderne zu sprechen. Stuart Hall formuliert diese Antwort in bezug auf die postkoloniale Kritik wie folgt:

»Auch wenn wir an Differenzierung und Spezifität festhalten, können wir es uns dennoch nicht leisten, die überdeterminierenden Auswirkungen des kolonialen Faktors zu übergehen, das ›Werk‹, das seine binären Oppositionen unablässig verrichten mußten, um die Ausbreitung der kulturellen Differenz und der Lebensformen zu *repräsentieren*, die es in der gebündelten und überdeterminierten ›Einheit‹ jener vereinfachenden und alles überwölbenden binären Struktur: ›der Westen und der Rest‹ immer gab« (Hall 1997c: 230-231).

Vor diesem Hintergrund erscheint es also nicht nur zulässig, sondern sogar notwendig, von *der* westlichen Moderne zu sprechen – wenn auch auf eine besondere, auf eine lediglich vorläufig schließende Art und Weise. Diese »differente« Art der Essentialisierung wird in einer ANDEREN Literatur zumeist als *strategisch-essentialistisch* bezeichnet (vgl. etwa Williams u. Chrisman 1994), auf dieser Reise aber – in Anschluß an den Historiker, Soziologen und Philosophen Michel de Certeau und dessen begriffliche Unterscheidung zwischen Strategie und Taktik (Certeau 1988) – *taktisch-essentialistisch* genannt: Während eine Strategie nach Certeau ein mit Macht ausgestattetes Subjekt voraussetzt, stellt eine Taktik ein Kalkül dar, »das nicht mit etwas *Eigenem* rechnen kann (...)« (ebd.: 23; Hervorhebung JL) und über kein gesichertes Territorium verfügt. Der (Spiel-)Raum einer Taktik wird im-

mer wieder aufs neue erst durch den Ort ihres jeweiligen ANDEREN bestimmt, dessen Willen sie zu verändern und den sie durch ihre jeweiligen Bewegungen zu »stören« versucht. In diesem Sinne sind auch die vorläufigen Essentialisierungen zu verstehen. Sie zeichnen sich durch die Fähigkeit aus, »an einem gewissen Punkt zu einem erforderlichen Zeitpunkt haltzumachen« (Bloedner 1999: 78) und damit einen vorläufigen, instabilen und immer wieder ANDEREN Ort zu finden, von dem aus kommuniziert und interveniert werden kann. Behielte man hingegen – und damit zurück zur Frage nach der Zulässigkeit von Essentialisierungen – ausschließlich die Differenz im Auge, so liefe man Gefahr, »einem belanglosen Dekonstruktivismus« (Hall 1997c: 231) zu erliegen und »dem Phantasiegebilde eines machtlosen *Utopia* der Differenz« (ebd.) auf den Leim zu gehen. Der *taktische Essentialismus* hingegen ermöglicht es, die »beiden Enden der Kette gleichzeitig in der Hand« (ebd.) zu behalten.

Diese nicht anders als widersprüchlich zu bezeichnende Taktik ist es, mit deren Hilfe die Vertreterinnen und Vertreter eines ANDEREN Denkens versuchen, anderen Wahrheiten und Wirklichkeiten zu ihrem Recht zu verhelfen. Denn diese Taktik eröffnet Möglichkeiten, über die seit Beginn der Neuzeit ungelöste Frage nach adäquaten Formen von Gesellschaftlichkeit nachzudenken – adäquateren Formen zumindest als denjenigen, die auf der vermeintlich universalen Rationalität eines erkennenden Subjekts mit dem verräterischen Namen *Jedermann* beruhen.

Das »Eigene« und das »Andere«

Was passiert in einem Denken des Dazwischen mit dem *Jemand*, dem »irdischen Alter Ego« des *Jedermann*? Wenn, wie im Verlauf der gerade zurückgelegten Wegstrecke geschehen, der erkennende *Jedermann* von seinem freischwebenden Hochsitz gestoßen wird, auf daß er statt eines vermeintlich unschuldigen Panoramablicks lediglich den Ausblick aus einer bestimmten Zelle des Sprachgefängnisses genießt, dann hat das zwangsläufig Folgen für die Stabilität seines »Alter Ego«. Und in der Tat stellen die ANDEREN Denkerinnen und Denker das neuzeitliche Subjekt »als das, was allem zugrunde liegt und (...) auf zentrale Weise alles auf sich hin versammelt« (Waldenfels 1990: 57), nicht

nur hinsichtlich seiner Fähigkeit einer wahrheitsfähigen Erkenntnis von Realität radikal in Frage. Sie wenden sich ganz grundsätzlich gegen die vereinheitlichende Abstraktion, der das Subjekt im Rahmen des neuzeitlichen Strebens nach Ordnung insofern unterzogen wurde, als »Beherrschung und Aneignung der Natur (...) nicht zu haben [sind] ohne eine Selbstbeherrschung und Selbstaneignung, die den Ort schafft, wo Beherrschung und Aneignung sich vollziehen können« (ebd.).

Mit der Frage nach dem Status und der Identität des (nicht transzendentalen) Subjekts wird ein Terrain betreten, das trotz seiner unweigerlichen Verwandtschaft mit demjenigen der Aneignung von Wirklichkeit beinahe noch umkämpfter erscheint als letzteres. Diesen Eindruck vermögen zumindest die vielen Publikationen jüngeren Datums zu erwecken, in denen diese Frage verhandelt wird. Während einige Vertreterinnen und Vertreter »schwacher« Subjekt-Konzeptionen freudig den »Tod des Subjekts« begrüßen, besteht für ihre Antagonistinnen und Antagonisten kein Grund zum Feiern. Im Gegenteil: Die Verteidigerinnen und Verteidiger »starker« Subjekt-Konzeptionen sehen im »Ende des Subjekts« nichts geringeres als »Verzicht auf Verantwortung, Auslieferung an fremde Mächte, Auflösung errungener Formen, Regression auf pathische Frühstufen, ästhetizistische Spielerei, Konzession an die Gewalt und ähnliches« (ebd.).

Nicht zuletzt in Anbetracht dieser Kontroverse sollen nun, analog zur vorangegangenen Wegstrecke, einige der Denkgebäude dargestellt werden, die als »Vorfahren« bzw. Katalysatoren ANDERER Konzeptionen des Subjekts gelten können. Im Anschluß an diese Darstellung wird sich nicht nur zeigen, *warum* und *mit welchen Mitteln* ein ANDERES Denken dem stabilen, selbst-identischen Subjekt »an den Kragen« will. Es wird sich auch zeigen, warum die Dezentrierung des souveränen Subjekts nicht zu nihilistischem Relativismus (oder Schlimmerem) führt, sondern warum – zumindest aus ANDERER Sicht – das Gegenteil der Fall ist.

Das Ende des souveränen Subjekts und des allgemeinen Wesens des Menschen

Der erste der hier zu präsentierenden »Angriffe« auf die Konzeption des stabilen, souveränen Subjekts findet sich im Werk Friedrich Nietz-

ches. Nietzsche wandte sich gegen die Konzeptualisierung des Bewußtseins als einer festen, unbedingten Größe und stellte dem cartesianischen »Ich denke, also bin ich« die Auffassung »Ich denke, daß ich bin« entgegen, denn er vertrat den Standpunkt, daß nicht einmal die Faktoren, die auf das Bewußtsein wirken, genau bestimmt werden könnten. Damit sei »selbst ein theoretisches Konstrukt, in dem das Bewußtsein von allen äußeren Einflüssen im Rahmen eines Gedankenexperiments gereinigt würde, nicht möglich« (Strasen 1996: 62) – und Descartes ein grober Denkfehler unterlaufen:

»Es wird gedacht: folglich giebt es Denkendes«: darauf läuft die argumentatio des Cartesius hinaus. Aber das heißt, unsern Glauben an den Substanzbegriff schon als ›wahr a priori‹ ansetzen: – daß, wenn gedacht wird, es etwas geben muß, ›das denkt‹, ist aber einfach eine Formulierung unserer grammatischen Gewöhnung, welche zu einem Thun einen Thäter setzt. Kurz, es wird hier bereits ein logisch-metaphysisches Postulat gemacht – und *nicht nur constatirt* (...). Auf dem Weg des Cartesius kommt man *nicht* zu etwas absolut Gewissem, sondern nur zu einem Faktum eines sehr starken Glaubens« (Nietzsche 1970: 215).

Der cartesianischen Vorstellung, derzufolge das Bewußtsein den Bezugspunkt der Vernunftexistenz, des Selbsterlebens und der Selbstvergewisserung darstellt, hielt Nietzsche entgegen, daß die Realität, derer die Menschen sich bewußt sein könnten, lediglich eine Realität von Zeichen, eine vereinheitlichte und verallgemeinerte Realität sei. Angesichts der phänomenalen Vielfalt von Wirklichkeit seien die Menschen darauf angewiesen, Tat-Sachen und Sachverhalte mit Hilfe von Begriffen, Kategorien und Konzepten zu vereinfachen, also Regelmäßigkeiten zu entdecken. Diese Regelmäßigkeiten würden wie Regeln behandelt bzw. als solche »mißverstanden«, so daß aus (nützlichen) Fiktionen *Wahrheit* werde:

»Was ist also Wahrheit? Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen, kurz eine Summe von menschlichen Relationen, die, poetisch und rhetorisch gesteigert, übertragen, geschmückt wurden, und die nach langem Gebrauche einem Volke fest, canonisch und verbindlich dünken: die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, dass sie welche sind, Metaphern, die abgenutzt und sinnlich kraftlos geworden sind, Münzen,

die ihr Bild verloren haben und nun als Metall, nicht mehr als Münzen in Betracht kommen« (Nietzsche ²1988: 880-881).

Solch groben Vereinfachungen, solchen »Verwechslungen« von Fiktion und Wahrheit also, gilt es in Nietzsches Augen entgegenzutreten – und zwar nicht zuletzt in bezug auf das Subjekt. Denn auch das Konzept des Subjekts stellt für ihn nichts anderes als ein *Faktum eines sehr starken Glaubens* dar; eine vereinfachende und vereinheitlichende *Fiktion*:

»Subjekt: das ist die Terminologie unseres Glaubens an eine *Einheit* unter all den verschiedenen Momenten höchsten Realitätsgefühls (...).

»Subjekt« ist die Fiktion, als ob viele *gleiche* Zustände an uns die Wirkung Eines Substrates wären: aber *wir* haben erst die »Gleichheit« dieser Zustände geschaffen; das Gleichsetzen und Zurechtmachen derselben ist der *Thatbestand*, nicht die Gleichheit (- diese ist vielmehr zu *leugnen* -)« (Nietzsche 1970: 131).

In Anbetracht des Stellenwerts, den die »grammatikalische Gewöhnung«, d.h. die Vermittlung von Regelmäßigkeiten durch die Sprache, in den zitierten Formulierungen einnimmt, ist unschwer zu erkennen, daß Nietzsche nicht nur mit der neuzeitlichen Konzeption des Subjekts brach, sondern auch denjenigen Argumentationen vorgegriffen hat, die weiter oben in bezug auf die Frage nach der Möglichkeit mimetischer Repräsentation von Wirklichkeit thematisiert wurden. Folglich kommen auch diejenigen, die der Rhetorik und dem moralischen Gehalt seines Werkes kritisch gegenüberstehen (vgl. etwa Eagleton 1990; Podak 2000), nur schlecht umhin, die grundlegende Bedeutung anzuerkennen, die ihm im Rahmen der Entwicklung eines Denken des Dazwischen zukommt. Und tatsächlich gilt Nietzsche weithin als zentraler Autor, ja als *Drehscheibe* am »Eintritt in die Postmoderne« (Habermas ²1989: 104).

Dies wird vom zweiten hier anzuführenden »großen Denker« nur selten behauptet. Dennoch sollte der Beitrag, den Karl Marx im Kontext einer Dezentrierung des Subjekts geleistet hat, nicht unterschätzt werden. Denn es war Marx, der festhielt, daß die Menschen zwar ihre eigene Geschichte machen, aber daß sie dies »nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unmittelbar vorgefundenen, ge-

gebenen und überlieferten Umständen« (Marx 1960: 115) tun. Er wandte sich gegen die Vorstellung vom souveränen Subjekt als *Agens* der Geschichte und setzte ihr eine Vorstellung entgegen, derzufolge »es für Identität immer *Bedingungen* gibt, die das Subjekt nicht entwerfen kann« (Hall 1999: 84):

»Wir werden zum Teil stets von den Handlungsweisen und Diskursen konstruiert, die uns ausmachen, so daß wir in uns selbst als individuelle Ichs oder Subjekte oder Identitäten nicht den Ursprungsort finden können, von dem Diskurs oder Geschichte oder Handeln ausgehen« (ebd.: 85).

Insofern Marx zudem die Produktionsverhältnisse (und nicht ein abstraktes Subjekt) ins Zentrum seiner Analysen und Überlegungen rückte, habe er – so folgert der marxistische Strukturalist Louis Althusser – die beiden grundlegenden Postulate der modernen Philosophie überwunden:

- »1. daß ein allgemeines Wesen des Menschen existiert;
2. daß dieses Wesen das Attribut der *einzelnen Individuen* ist, die dessen wirkliche Subjekte sind.

Diese beiden Postulate sind komplementär und untrennbar. Nun aber setzt ihre Existenz eine ganze empirisch-idealistische Weltanschauung voraus. Damit das Wesen des Menschen universales Attribut sei, müssen in der Tat *konkrete Subjekte* existieren, wie absolute Gegebenheiten: das schließt einen *Empirismus des Subjekts* ein. Damit diese empirischen Individuen Menschen seien, muß jedes in sich das ganze menschliche Wesen tragen, wenn nicht *de facto*, so wenigstens *de jure*: das schließt einen *Idealismus des Wesens* ein« (Althusser 1968: 177).

Mit der Absage an die Existenz eines allgemeinen Wesens des Menschen habe Marx, so Althusser weiter, neben anderen philosophischen Kategorien (wie etwa denjenigen des Empirismus und des idealen Wesens) auch die Kategorie »Subjekt« aus allen Bereichen ausgeschlossen, in denen sie vordem geherrscht habe: »Nicht nur aus der politischen Ökonomie (Ablehnung des Mythos vom *homo oeconomicus* [...] als *Subjekt* der klassischen *Ökonomie*); nicht nur aus der Geschichte (...); nicht nur aus der Ethik (...), sondern auch aus der Philosophie selbst« (ebd.: 177-178).

Auf die mannigfache Kritik, die am »Antihumanismus« des marxistischen Strukturalismus geübt wird, sei an dieser Stelle ebensowenig eingegangen wie auf die großen Interpretations-»Spielräume«, die sich beim »Wiederlesen« eines Werkes (hier: dem Werk Marx' durch Althusser) zwangsläufig öffnen müssen – geht es doch darum, einige der großen konzeptionellen Brüche mit einem Subjekt nachzuzeichnen, das mit einer stabilen und vereinheitlichten Identität ausgestattet ist. Einen solchen Bruch bildet auch die »Entdeckung« des Unbewußten durch den Psychologen Sigmund Freud. Freud ging davon aus, daß »unsere Identitäten, unsere Sexualität und die Strukturen unseres Begehrens auf der Grundlage der psychischen und symbolischen Prozesse des Unbewußten gebildet werden« (Hall 1994: 194) und nicht auf der Grundlage einer berechenbaren Rationalität. »Gerade unsere spezielle Erfahrung«, so formuliert der (post-)strukturalistische Psychoanalytiker Jacques Lacan, »stellt uns jeder Philosophie entgegen, die sich unmittelbar vom Cogito ableitet« (Lacan 1973: 63). Lacan »verschiebt« die Psychoanalyse Freuds, d.h. »er entreißt die Psychoanalyse der Psychologie und macht aus ihr explizit die Wissenschaft von den Wirkungen der Signifikanten, als die sie seiner Meinung nach von Freud begründet wurde, dem jedoch die Terminologie und die Erkenntnisse Saussures noch nicht zur Verfügung standen« (Suchsland 1992: 35-36). Und wie Freud vertritt Lacan den Standpunkt, daß die Vorstellung vom Ich als einem einheitlichen Ganzen nicht aus einem autonomen Kern erwachse, sondern vom »Kleinkind nur graduell, partiell und unter großen Schwierigkeiten *gelernt* werde« (Hall 1994: 194). Dasjenige frühkindliche Stadium, innerhalb dessen die Vorstellung von einem Ich mit stabilem Mittelpunkt angelegt wird, bezeichnet er als *Spiegelstadium* der Entwicklung (Lacan 1973).

Im Rahmen der *imaginären Seinsphase*, die in Lacans Ordnung der Dinge auch das Spiegelstadium umfaßt, sei das Kind noch nicht in der Lage, zwischen dem Selbst und der Außenwelt zu unterscheiden. Erst zu einem gewissen Zeitpunkt beginne es, ein – entweder buchstäblich im Spiegel oder durch den Blick eines Anderen *gespiegeltes* – einheitliches, integriertes Bild seiner selbst zu imaginieren. Da dieses Spiegelbild ein verfremdetes Bild sein müsse, »mißerkenne« sich das Kind darin: Es *er*-kenne sich ebenso, wie es sich *ver*-kenne. Daher bezeichnet Lacan die imaginäre Seinsphase als das »Reich der *Bilder*, mit denen wir uns identifizieren, um gerade dadurch zu Fehlwahrnehmungen

gen und Fehlerkenntnissen von uns selbst geführt zu werden« (Eagleton³1994: 153).

Die Bildung des imaginierten Ich vollziehe sich, so Lacan, vor dem Eintritt des Kindes in dasjenige Register, das er die *symbolische Ordnung* nennt: »die vorgegebene Struktur der Gesellschafts- und Geschlechterrollen und der Beziehungen, aus denen die Familie und die Gesellschaft besteht« (ebd.: 156). Der Eintritt in diese Ordnung gestaltet sich insofern schwierig, als er von Spannungen und Widersprüchen – wie etwa dem »Konflikt zwischen dem Wunsch, der Mutter Freude zu bereiten und dem Drang, sie zurückzuweisen« (Hall 1994: 195) –, begleitet werde. Diese Widersprüche könnten nur durch eine radikale Spaltung in das Ich der bewußten Selbsthabe (*moi*) und die unbewußten Seiten des Ich (*je*) gelöst werden.

Aus psychoanalytischer Sicht ist das Subjekt daher notwendig gespalten bzw. »zerbrochen«. Es nimmt sich jedoch insofern als einheitlich wahr, als es permanent Identifikationen mit einem »Außen« vornimmt und sich damit eine vermeintlich gesicherte Identität konstruiert – und zwar »als Resultat der Phantasien über sich selbst, die im Spiegelstadium gebildet wurden« (ebd.). Denn obwohl das Spiegelstadium mit dem Eintritt in die symbolische Ordnung überwunden wird, verschwindet »das Imaginäre als Seins- und Wahrnehmungsmodus des Subjekts (...) nicht, sondern bildet fortwährend den Hinter- und Untergrund des Symbolischen« (Suchsland 1992: 43). Die als einheitlich empfundene Ich-Identität aber befindet sich lediglich »auf der ›imaginären‹ Ebene des Ich, die nicht mehr als die Spitze des Eisbergs des menschlichen Subjekts ist, wie es die Psychoanalyse kennt« (Eagleton³1994: 158). Insofern ist – wenn auch nicht nur aus psychoanalytischer Sicht – der feministischen Psychoanalytikerin Julia Kristeva zuzustimmen, wenn sie schreibt: »Fremde sind wir uns selbst« (Kristeva 1990).

ANDERE *Subjekte*, ANDERE *Identitäten*

So unterschiedlich die vorgestellten Argumentationen – von Nietzsche über Marx bis Freud und Lacan – auch sein mögen: sie haben diejenige Plattform geschaffen, auf der sich die Vertreterinnen und Vertreter eines ANDEREN Denkens gegen die neuzeitliche Ableitung eines allge-

meinen Wesens des Menschen wenden: eines allgemeinen Wesens des Menschen, das als gleichmachende und vereinheitlichende Eigenschaft jedem Individuum oder *Jemand* innewohnt und die Grundlage für einen Subjektbegriff bildet, der das Subjekt als eine ebenso unteilbare wie unterscheidbare Entität allem voraussetzt. Diesem Subjekt wird die Vorstellung eines hybriden, »verknöteten« oder temporären Subjekts entgegengesetzt, das sich, gleichsam als Produkt eines permanenten Differenzierungsprozesses, in einem nicht endenden Prozeß der Identifikation befindet. Vor diesem Hintergrund soll nun (wiederum in Analogie zum letzten Abschnitt) geklärt werden, *warum* und *mit welchen Mitteln* die ANDEREN Denkerinnen und Denker das stabile, sich selbst besitzende Subjekt zu dezentrieren suchen. Der Versuch einer Klärung wird mit einer Frage eingeleitet, die zunächst den Anschein erweckt, als habe sie mit den Fragen nach dem *Warum* und dem *Mit welchen Mitteln* nicht viel zu tun. Zudem dürfte sie »eigentlich« gar nicht gestellt werden – ist ihr doch ein homogenisierendes Moment immanent, das streng genommen im Widerspruch zu der auf dieser Reise gewählten (erkenntnis-)theoretischen Einstellung steht. Es handelt sich um die Frage, ob die Dezentrierung des Subjekts, wie sie im Anschluß an die oben skizzierten »Angriffe« vorgenommen wird, überhaupt als etwas Neues gelten kann oder ob die Konzeption des integrierten, »ganzen« Subjekts nicht insofern schon lange ausgedient hat, als eine »Langzeitbeschäftigung der Soziologie« (Hall 1994: 191) darin besteht, das Individuum »gesellschaftlich« zu denken.

Tatsächlich weisen die klassischen Ergebnisse dieser »Langzeitbeschäftigung« eine gewisse Verwandtschaft mit den Konzepten eines ANDEREN Denkens auf. Denn die Soziologie verabschiedete das cartesianische Subjekt insofern, als sie zu erklären suchte, auf welche Weise Individuen in Gruppen und Gesellschaftsstrukturen eingebunden sind. Verschiedene Theorien sollten zeigen, wie »Individuen subjektiv durch ihre Mitgliedschaft und ihre Beteiligung in weiteren sozialen Beziehungen geformt werden und, entsprechend, wie Prozesse und Strukturen durch die Rolle, die Individuen in ihnen spielen, erhalten werden« (ebd.). Eine Schlüsselposition nimmt dabei der *Interaktionismus* ein, demzufolge sich die Identität der Subjekte in der Interaktion zwischen einem »Ich« und der Gesellschaft bildet; oder anders herum: demzufolge die »Identität die Kluft zwischen dem ›Innen‹ und dem ›Außen‹ – zwischen der persönlichen und der öffentlichen Welt«

(ebd.: 182) – überbrückt. Zwar beinhalten die interaktionistischen Modelle damit eine harsche Kritik am cartesianischen *Cogito*. Dennoch kann argumentiert werden, daß sie in ihrer »stabilen Reziprozität von ›Innen‹ und ›Außen‹« (ebd.: 192) den »Kern« des cartesianischen Denkens nicht überwinden können, sondern beibehalten müssen. Denn auch wenn (oder gerade weil) sie das »Innen« der Subjekte als in kontinuierlichem Dialog mit dem »Außen« stehend konzeptualisieren, und auch wenn sich etwa in der interaktionistischen Sozialpsychologie von George H. Mead das Ich in »I« und »Me« trennt (Mead 1968), so (re-)produzieren sie doch dasjenige dualistische Konzept, das Beziehungen zwischen zwei zwar verbundenen, aber dennoch abgegrenzten Entitäten (dem Individuum einerseits und der Gesellschaft andererseits) postuliert. Damit scheinen diese Ansätze von einer *hybriden* Konzeption weit entfernt.

Einer hybriden Konzeption näher kommen hingegen jene Bilder, die seit Beginn des 20. Jahrhunderts in unterschiedlichen sozialkritischen Strömungen des intellektuellen und ästhetischen Feldes entworfen wurden. So repräsentiert Walter Benjamins »Flaneur« ein Subjekt, dessen Spuren sich in den anonymen und gesichtslosen Massen der großen Städte verlieren (Benjamin 1974: 33-65). Eine solch »isolierte«, »entfremdete« Subjektkonzeption, wie Stuart Hall (1994) sie auch den vom »Fremden« handelnden Werken Georg Simmels (1992) oder Alfred Schütz' (1972) unterstellt, kann wohl als eine Vorahnung der endgültigen Dezentrierung gelesen werden, der das cartesianische Subjekt in einem ANDEREN Denken unterzogen werden sollte. Dennoch unterscheidet sie sich vom Verständnis der ANDEREN Denkerinnen und Denker. Denn auch die »klassische Theorie und Soziologie des Fremden«, wie Rudolf Stichweh (1992: 295) die Positionen von Simmel und Schütz (sowie die von Robert E. Park) zusammenfassend bezeichnet, verhandelt ein letztlich »intaktes« Subjekt. Zwar wird auf unterschiedliche Art und Weise dessen prekäre Position betont. Aber auch wenn (oder gerade weil) Marginalität und Fremdheit in den Vordergrund gespielt werden, so erscheint der »Fremde« doch »als Eindringling in eine stabile Struktur« (Nassehi 1995: 445), deren Stabilität – wie auch die des »Fremden« selbst – nicht weiter problematisiert wird. Daß eine vermeintlich stabile Identität erst durch Ausschlußverfahren und abstrahierende Homogenisierung hergestellt werden kann und daß irreduzibel viele Bedingungen für strukturellen Ausschluß existieren, blieb

dem klassischen Blick weitgehend verborgen. Dieser »unmarkierte« Blick vermochte die Vielheiten der Differenz und die Vielheit strukturell differenter Bedingungen nicht zu fassen – und zwar sowohl in bezug auf die Bedingungen personaler Identifikation als auch in bezug auf die Bedingungen kollektiver Identifikation. Sie fielen buchstäblich aus dem Raster des stillschweigend vorausgesetzten Rahmens, der ebenso weiß, männlich und besitzend strukturiert war, wie er auf der »Prämisse gesellschaftlicher Integration bzw. kultureller Einheit« (ebd.: 446) beruhte.

Die blinden Flecke dieses Rahmens wurden – unter Rückgriff auf die oben thematisierten Theoretikerinnen und Theoretiker – erst und insbesondere von denjenigen sichtbar gemacht, deren Positionen sich an den unterschiedlichen gesellschaftlichen »Rändern« befanden. Dabei waren es insbesondere die feministischen sowie die postkolonialen Denkerinnen und Denker, die geltend machten, daß die Konzeption eines allgemeinen Wesens des Menschen, der Einsatz des Humanen also als der gleichmachenden Eigenschaft der Individuen, eine zweifelhafte Humanität beinhaltet. Denn der vereinheitlichende Gestus des modernen Denkens, so die weitere und nun auch wieder zeitdiagnostische Argumentation, produziert(e) den Ausschluß der (eingeschlossenen) »Anderen« insofern, als das »Andere« notwendig zum Konstitutionsprozeß des »Eigenen« gehört – oder in systemtheoretischer Diktion: als von *Inklusion* sinnvoll nur dann gesprochen werden kann, »wenn es *Exklusion* gibt« (Luhmann 1995a: 241; Hervorhebung JL).

Demnach gelang es dem Westen und seinem Subjekt nicht *trotz* eines patriarchalischen und kolonialen Blicks, sondern *durch* einen patriarchalischen und kolonialen Blick, die »eigene« historische Identität als allgemein menschliche zu konstituieren. Oder anders formuliert: Patriarchalische, koloniale und rassistische Herrschaftsstrukturen stellen keine »Betriebsunfälle« oder Schönheitsfehler, sondern integrale Bestandteile des »zivilisierten« und humanistischen Denkens des Westens dar. In diesem Sinn formulierte einer der »Gründungsväter« der postkolonialen Kritik, Frantz Fanon, auf den Rassismus bezogen:

»Der westliche bürgerliche Rassismus gegenüber dem Neger oder dem »Bicot« [abschätzigste Bezeichnung für Nordafrikaner, JL] ist ein Rassismus der Verachtung; es ist ein Rassismus, der abwertet. Aber der bürgerlichen Ideologie, die die Wesensgleichheit der Menschen proklamiert, gelingt es, die ihr eigene Lo-

gik zu bewahren, indem sie die Untermenschen auffordert, sich durch die westliche Humanität, die sie verkörpert, zu vermenschlichen« (Fanon 1981: 139-140).

Ob also »aus Irrtum oder schlechtem Gewissen: nichts ist bei uns konsequenter als ein rassistischer Humanismus, weil der Europäer nur dadurch sich zum Menschen hat machen können, daß er Sklaven und Monstren hervorbrachte« (Sartre 1981: 23).

Daß im Rahmen dieses »allgemein menschlichen Projekts« unterschiedliche Blicke auf die »Sklaven und Monstren« existierten – fundamental ist dabei die Dichotomie zwischen dem »edlen« und dem »barbarischen Wilden« –, tut dieser Argumentation keinen Abbruch. Denn die Existenz dieser Dichotomie stellt insofern keinen Widerspruch dar, als es sich bei den gegensätzlichen Repräsentationen um die beiden Seiten ein und derselben Medaille handelt (vgl. Bitterli 1976). So konnten die vermeintlichen Wesensmerkmale des edlen Wilden – wie etwa »Vitalität, Unvoreingenommenheit oder Sinnenfreudigkeit« (ebd.: 371) – sehr schnell in ihr Gegenteil – »Grobschlächtigkeit, Dumpfheit oder Wollüstigkeit« (ebd.) – umschlagen:

»Beide Versionen des Diskurses wirkten gleichzeitig. Sie scheinen zueinander im Widerspruch zu stehen, doch sollten sie genauer als *Spiegelbilder* voneinander gedacht werden. Beide waren Übertreibungen, gegründet auf Stereotypen, die sich gegenseitig speisten. Jede Seite setzte ihr Gegenteil voraus. In ihrer Opposition waren sie systematisch aufeinander bezogen: als Teile eines ›Systems der Streuung‹, wie es Foucault nennt« (Hall 1994: 164-165).

Entsprechend können die kulturkritischen Artikulationen Jean-Jacques Rousseaus, die das Stereotyp vom edlen Wilden transportierten (vgl. Hansen 1995), als Spiegelbilder solcher Theorien gelesen werden, in denen die »Geschichte der Menschheit« in Modellen einer kontinuierlichen, stufenförmigen Entwicklung beschrieben wird und an deren Ende der »kultivierte« und »zivilisierte« Westen als »der Prototyp und der Maßstab« (Hall 1994: 173) steht. Solche Stufenmodelle, im 17. und 18. Jahrhundert u. a. von Thomas Hobbes und John Locke formuliert, wurden zur Grundlage der aufklärerischen Sozialwissenschaft und sind, wenn auch in abgeschwächter und eher latenter Form, auch heute noch in vielen Köpfen verankert. Diese Kontinuität kann kaum über-

raschen. Obwohl Diskurse (hier: der koloniale) als historisch spezifisch betrachtet werden sollten, so sind sie zeitlich nicht exakt begrenzt. Oder wie Stuart Hall schreibt: »Diskurse hören nicht abrupt auf« (ebd.: 174). Sie werden immer auf Elementen »vergängerer« Diskurse aufbauen und diese in »übersetzter« Form in ihr eigenes Bedeutungsnetz einbinden. Und auch wenn sie heute in »zeitgemäßerer« Form in Anschlag gebracht werden, so haben auch die Folien des barbarischen und des edlen Wilden ihre Bedeutung für die Produktion einer »zivilisierten« westlichen Identität noch lange nicht verloren.

Damit dürfte deutlich geworden sein, warum ein ANDERES Denken – und hier insbesondere: die Postkolonialismen – das Terrain des Subjekts und seiner gesicherten Identität zu verstören suchen: Die europäischen Nationen konnten sich nur konstituieren »durch den Ausschluß des kolonialen Anderen, durch spezifische Blindheit gegenüber dessen Eigenheit, die nur vermittels einer vereinnahmenden Semantik der bedrohlichen Fremdheit, des faszinierenden Exotismus, der nostalgisch projizierten Authentizität in den Blick treten kann« (Bronfen u. Marius 1997: 5). Der koloniale Blick blendete die grundlegende Differenz des Fremden gegenüber dem Eigenen aus, »um über das Fremde im eigenen Begriffsschema verfügen zu können« (Hölz 1998: 7). Diese Form der Aneignung des Fremden und der Identifikation durch das Fremde kann als die »eigentlich moderne Form des Kulturaustausches« (Stauth 1993: 11) betrachtet werden: Sie »ist machtvoll, weil sie egalitisch ist; sie ist egalitisch, weil sie Verständnis der anderen unterstellt, dabei aber den selbstkonstitutiven Akt der Fremderkenntnis verschleiert« (ebd.). Dieser ein- und zugleich ausschließende Gestus der westlichen Rationalität ist es, demgegenüber ein ANDERES Denken bemüht ist, ANDERE Identitäten sichtbar zu machen und den »Anderen« auf diese Weise zu ihrem Recht zu verhelfen.

Doch wie der Versuch, ANDERE Wahrheiten geltend zu machen, so beinhaltet auch dieses Ansinnen einige Schwierigkeiten. Hierzu zählt zum einen die Frage nach der Legitimität bzw. Illegitimität einer vereinheitlichenden Rede von *der* westlichen Moderne. Da diesem Problem bereits im Rahmen des ersten Terrains nachgegangen wurde, kann hier auf das Ergebnis der dort angestellten Überlegungen zurückgegriffen werden: auf das Konzept des *taktischen Essentialismus*. Dieser Rückgriff erweist sich auch insofern als sinnvoll, als mit seiner Hilfe nicht nur die bereits genannte, sondern auch eine zweite Schwie-

rigkeit bearbeitet werden kann: die Frage nach den *Mitteln*, mit denen die ANDEREN Denkerinnen und Denker das moderne Subjekt zu dezentrieren suchen. Denn nur auf taktisch-essentialistische Art und Weise kann es gelingen, die Alterität der marginalisierten »Anderen« – und damit auch ihre Identität als politische und soziale Subjekte – geltend zu machen, ohne dem essentialisierenden und homogenisierenden Moment auf den Leim zu gehen, das in der Anerkennung von Differenz im Rahmen einer identifizierenden Logik zwangsläufig angelegt ist, und ohne »die zunehmend wohlfeile Übernahme des Begriffs vom ›Anderen‹ durch eine sich selbst feiernde Oppositionspolitik« (Bhabha 1997a: 107) zu (re-)produzieren. Auch auf diesem Terrain wird folglich ein Denken entwickelt, das es ermöglicht, Vielheiten nicht zu reduzieren, sondern auszuhalten; ein Denken, das es ermöglicht, die *beiden Enden einer diskursiven Kette gleichzeitig in der Hand zu behalten* (Hall 1997c: 231).

Eines dieser Enden sei hier als Pol der Differenz bezeichnet. An diesem Pol geht es darum, die Vorstellung von präsentischer und ursprünglicher Identität über Bord zu werfen. Dann wird es – wie Judith Butler, Stuart Hall, Homi Bhabha und viele andere gezeigt haben – möglich, Identität als Differenz im Sinne der *différance* Derridas zu denken: als ein durch vielfältiges Einschreiben gekennzeichnetes fortwährendes »Markieren und Neumarkieren von Positionen innerhalb eines (...) diskursiven Systems« (ebd.: 236). Doch so gewinnbringend die Vorstellung des hybriden Subjekts mit einer »frei flottierenden Identität« auch sein mag – die Freude über diesen Gewinn sollte nicht dazu verleiten, den zweiten, ebenso wichtigen Pol aus den Augen zu verlieren: den Pol der Identität. Hierfür spricht, daß die Verstörung des Subjekts nicht überall als Gewinn betrachtet werden kann. Nur wenige Mitglieder sogenannter »Randgruppen« haben Positionen inne, von denen aus sie den »Luxus« einer solchen Verstörung überhaupt »genießen« könnten (vgl. Berg 1993: 494). Wenn aber Identität nicht als »Resultat einer beliebigen Wahl in einer flachen, simultanen Gegenwart« (Bronfen u. Marius 1997: 3) betrachtet werden kann, wenn also die Kräfte kultureller Repräsentation nach wie vor als ungleich betrachtet werden müssen, dann gerät eine ANDERE, eine emanzipatorische Dimension von Identität ins Blickfeld der Differenz. Sie ist es, die nicht aus dem Blickfeld geraten darf – obwohl der erste Pol, der Pol der Differenz, genau dies verlangen würde. Denn diese Dimension er-

möglicht es, die Ungleichheiten im Kampf um kulturelle Repräsentation von den »Rändern« her zu artikulieren. Entscheidend bei diesen taktischen Artikulationsformen ist allerdings, daß »sie die entstehenden kulturellen Identifikationen begreifen als Schwellenerfahrungen der Identität, bei der so etwas wie eine ›Einheit nur in Anführungszeichen« (Hall) gedacht werden kann« (Bhabha 1996: 350). Und so wird letztlich deutlich, daß es im Rahmen eines ANDEREN Denkens zwar nicht darum gehen kann, das Konzept der Identität demjenigen der Differenz zu opfern, aber daß »sich die wahre Frage der Identifikation erst *zwischen* Negierung und Bezeichnung« (Bhabha 1997a: 106-107) und *nur in Anführungszeichen* stellt.

Inmitten vieler Widersprüche – Ein Denken des Dazwischen

Abschließend sollen einige der grundlegenden Inhalte eines ANDEREN Denkens festgehalten werden – und zwar über den Umweg einer Problematisierung jener einleitend zitierten Zeitdiagnose, die die Gegenwart als eine Zeit beschreibt, in der das Projekt der Moderne an sein Ende gelangt sei (vgl. Straub 1991: 49). Die Frage, ob »wir« in der Moderne oder in der Postmoderne leben, ist nach wie vor umstritten, und die Vorstellung einer modern-postmodernen Zeitenwende liegt vielen Beiträgen im-, wenn nicht explizit zugrunde. Diese Beiträge vermögen zuweilen den Anschein zu erwecken, als würden auf beiden Seiten der zur Disposition stehenden Demarkationslinie historisch exakt umrissene »Claims« bewacht und verteidigt, als würde buchstäblich »Front gemacht« gegen die jeweils andere Seite. Und da im Rahmen von »Offensiven« und »Abgrenzungsmanövern« in aller Regel Kartenmaterial benötigt bzw. (re-)produziert wird, ist es nicht verwunderlich, daß auch die intellektuelle Kriegsführung der Moderne-Postmoderne-Auseinandersetzung über eine »kartographische Abteilung« verfügt. Ihr Material kommt allerdings viel unauffälliger daher als die – GIS sei Dank – immer aufwendiger werdenden »real-militärischen« Produktionen. Als »Karte« gilt hier eine klassische Tabelle, die vermeintlich moderne Phänomene den »entsprechenden«, vermeintlich postmodernen Phänomenen gegenüberstellt (vgl. etwa Giddens 1995: 186).

Die »Karten« der Moderne-Postmoderne-Auseinandersetzung zei-

gen also einen strikten Dualismus zwischen der Moderne einerseits und der Postmoderne andererseits – und transportieren damit die grundlegenden, formal-logischen Prinzipien desjenigen vereinheitlichenden Denkens, das die Vertreterinnen und Vertreter eines ANDEREN Denkens gerade zu überwinden versuchen: »the principle of identity (If anything is A, it is A), the principle of contradiction (Nothing can be both A and not-A), and the principle of the excluded middle (Anything and everything must be either A or not A)« (Hartsock 1987: 194). In Anbetracht dieser Paradoxie wird im folgenden eine Position erarbeitet, die die Vorstellung eines scharfkantigen Bruches bzw. einer trennscharfen historischen Demarkationslinie ablehnt.

Die Erarbeitung einer solchen Position soll bei der Vorsilbe »Post« ansetzen, auch wenn (oder gerade weil) diese Vorsilbe immer wieder als eindeutiges Indiz für die Bruch-These angeführt wird. Das »Post«, so die Argumentation, weise zweifelsfrei darauf hin, daß die Postkolonialismen und (Post-)Feminismen, aber auch die Postmodernismen/Poststrukturalismen chronologisch *nach* bzw. *im Anschluß an etwas Vorausgegangenes* anzusetzen seien. In den Arbeiten ANDERER Autorinnen und Autoren hingegen wird die Vorsilbe mit einer weiteren, darüber hinausgehenden Bedeutung ausgestattet: Das »Post«, so ist zu lesen, weise nicht nur eine zeitliche, sondern auch eine kritische, (erkenntnis-)theoretische Bedeutung auf (vgl. etwa Bhabha 1997a, 1997b; Hall 1997c; Hulme 1995):

»After our long discussions about poststructuralism and postmodernity, it should be not too hard to grasp that the ›post‹ in ›postcolonial‹ has two dimensions that exist in tension with each other: a temporal dimension, in which there is a punctual relationship in time between, for example, a colony and a postcolonial state, and a critical dimension in which, for example, postcolonial theory comes into existence through a critique of a body of theory analyzed as at least implicitly ›colonial‹ – with the concomitant recognition that the critique in part is made possible by the object of the critique« (Hulme 1995: 121).

In dieser Konzeption verliert das »Post« seine Stichhaltigkeit als Indiz für die These eines trennscharfen Bruches – was nicht zuletzt der besonderen Zeitkonzeption eines ANDEREN Denkens geschuldet ist: Die ANDERE Konzeption von Zeit nimmt Abstand von einem linearen, chronologischen Verständnis von Zeit und zielt auf ein Denken in ei-

ner punktuellen, kairologischen bzw. »disjunkte[n] Zeitform« (Bhabha 1996: 349) ab. Unter dieser Prämisse gelesen, verweist das »Post« der Postkolonialismen auf einen »Prozeß des Heraustretens aus dem Syndrom des Kolonialismus, in dessen Verlauf sich die kolonial geprägten Strukturen fortsetzen, *indem* sie transformiert und damit *etwas anderes* werden« (Bronfen u. Marius 1997: 9). Und so kann in Anschluß an Stuart Hall formuliert werden, daß sich die Postkolonialismen eben nicht nur »nach« dem Kolonialismus ereignen, sondern gleichzeitig »über ihn hinausgehen« – ganz so, »wie die Postmoderne sich sowohl ›nach‹ der Moderne entwickelt als auch ›über sie hinausgeht‹ und der Poststrukturalismus sowohl chronologisch auf den Strukturalismus folgt als auch seine theoretischen Erfolge ›auf dessen Schultern‹ feiert« (Hall 1997c: 237).

Was aber bedeutet »stattfinden nach« und gleichzeitig »hinausgehen über« oder gar »Erfolge auf jemandes Schultern feiern«? Folgt man den Ausführungen Halls weiter, so bedeutet dieses Doppel, die Übergänge zwischen Macht/Wissen-Systemen nicht als (erkenntnis-) theoretischen Bruch zu denken, sondern »in Analogie zur (...) Bewegung der Dekonstruktion-Rekonstruktion oder, mit Derrida stärker im dekonstruktivistischen Sinne gesprochen, als ›doppeltes Einschreiben‹« (ebd.: 239). Ein solches Denken in Kategorien der Dekonstruktion-Rekonstruktion sei schon allein deshalb notwendig, weil die Dekonstruktion von Begriffen nicht auf deren Abschaffung, sondern auf deren *Ausbreitung* hinauslaufe – wenn auch in dezentrierter Form. Folglich bestünden auch die Schlüsselbegriffe der Moderne in dezentrierter, gestrichener Form weiter: Sie bestünden weiter »als die (...) begrifflichen Instrumente und Werkzeuge, mit denen die Gegenwart reflektiert werden kann – unter der Voraussetzung, daß sie in ihrer dekonstruierten Form verwendet werden« (ebd.: 240).

Einige dieser »Schlüsselbegriffe« wurden im Rahmen der vorangegangenen Teilstücke explizit thematisiert. So stellen »Subjekt« und »Identität« nur zwei der Begriff dar, »die, nachdem sie in ihrer einheitlichen und essentialistischen Form radikal auseinandergenommen worden waren, mit dem Maß, in dem sie sich in ihrer dezentrierten Form als neue diskursive Positionierungen ausbreiteten, unsere kühnsten Erwartungen übertrafen« (ebd.: 230). Gleiches gilt für die ebenfalls thematisierten Begriffe »Wirklichkeit« und »Wahrheit«. Auch sie wurden der Bewegung der Dekonstruktion-Rekonstruktion unterzo-

gen, auf daß sie fürderhin lediglich in gestrichener, vorläufiger, partieller oder dezentrierter Form zum Tragen kommen. In dieser Form bergen sie insofern große Potentiale, als sie darauf aufmerksam machen, daß es die *eine* Wirklichkeit ebensowenig geben kann wie die *eine* Wahrheit und daß die Produktion von Wahrheit und Wirklichkeit auf vielfältige Weise in das Feld der Macht eingelassen ist.

Wenn die Vertreterinnen und Vertreter eines ANDEREN Denkens damit auf dem Standpunkt stehen, alles könne ebensogut ganz anders sein, dann sind sie weit davon entfernt, im Sinne des traditionellen Skeptizismus zu argumentieren. Vielmehr kann im Anschluß an Niklas Luhmann formuliert werden, daß sie dessen Problemstellung überwunden haben. Denn der Skeptizismus »hatte die Möglichkeit einer festen, wahrheitsfähigen Beziehung zwischen Erkenntnis und Realität *nur bezweifelt*« (Luhmann 1992: 95). Demgegenüber wird in einem ANDEREN Denken die Auffassung vertreten, daß »eine solche Beziehung *gar nicht bestehen darf*« (ebd.) – und zwar insofern, als Wissenschaft zwangsläufig zur *Theologie* gerinnt, wenn sie eine solche Beziehung postuliert. Denn dann denkt sie Realität aus der Perspektive des Nirgendwo – und damit aus »der Perspektive Gottes (...), dem allein das Privileg zusteht, eine Perspektive des Nirgendwo einzunehmen, und der deshalb ohne Perspektive auskommt« (Nassehi 1999: 354).

Doch es sind, wie bereits angedeutet, längst nicht nur die Begriffe »Identität« und »Subjekt«, »Wahrheit« und »Wirklichkeit«, die in ihrer dekonstruierten Form weiterbestehen. Auch »Kultur« stellt einen solchen »Schlüsselbegriff« dar – wenngleich der Kulturbegriff im Rahmen der vorangegangenen Wegstrecken eher implizit, d.h. »zwischen den Zeilen« thematisiert wurde. Und wie die bislang genannten Begriffe, so mußte auch der Kulturbegriff zunächst einmal dekonstruiert bzw. seiner ontologischen Ehren enthoben werden:

»Sowohl die anthropologischen als auch die ästhetischen Vorstellungen von Kultur sind kürzlich ernsthafter Kritik ausgesetzt worden. Vorstellungen einer ›ganzen Lebensweise‹, insbesondere insofern sie verräumlicht wie ethnisch konzipiert sind und so eine singuläre Kultur in einem begrenzten Raum konstruieren, werden immer mehr (...) als das Produkt der kolonisierenden und imperialistischen Projekte des modernen Europas betrachtet. Ästhetische Vorstellungen von Kultur sind sozusagen ›dekonstruiert‹ worden von Bourdieu

und seinen Anhängern, von Feministinnen und anderen, die der Auffassung sind, daß solche Klassifizierungen weniger eine selbständige Gruppe von Praktiken mit inhärentem Wert bezeichnen, als Unterscheidungen von Wert und Macht produzieren und verkörpern« (Grossberg 1997: 19-20).

Das Zitat von Lawrence Grossberg, einem Vertreter der sogenannten *cultural studies*, macht deutlich, daß der Kulturbegriff von ANDEREN Denkerinnen und Denkern, ganz im Sinne der Dekonstruktion, nicht im Sinne eines vorgefundenen empirischen Faktums verwendet wird (vgl. auch Geertz 1987). Aber Grossberg deutet gleichzeitig an, auf welche Weise der Kulturbegriff rekonstruiert wurde. Den Kulturbegriff zu ANDERS zu denken heißt immer auch zu fragen, in welchen Kontexten »Kultur« in Anschlag gebracht wird; *warum* und vor allem *wie* von »Kultur« bzw. »Kulturen« gesprochen wird. Entsprechende Untersuchungen ergaben, daß damit immer auch eine *Abgrenzung* gegen die (bzw. eine *Ausgrenzung* der) vermeintlich »Anderen« erreicht wird:

»Kulturelle Formen bewegen sich stets im Horizont und damit in selektiver Abgrenzung zu anderen kulturellen Formen: Nationalkulturen schöpfen ihren Sinn nicht zuletzt aus dem Vorhandensein anderer Nationalkulturen (...); kulturelle Milieus, ästhetische Formen und künstlerische Stile leben geradezu davon, sich von anderen Milieus, Formen und Stilen zu unterscheiden (...)
(Nassehi 1997: 187-188).

Vor diesem Hintergrund ergab sich die Rekonstruktion des Kulturbegriffs gemäß dem Konzept der *Transkulturalität* (vgl. Hall 1997c). In diesem Konzept ist »Kultur« insofern als dezentriert zu bezeichnen, als bedacht wird, daß Kulturen keine »ontologisch vorhandene[n] Einheiten« (Nassehi 1997: 189) darstellen; daß sie nicht gefunden, sondern *erfunden* werden. Zwar gründet der ANDERE Kulturbegriff »auf den Differenzierungsprozessen des Rassismus und einer gemeinsamen geschichtlichen Erfahrung von Unterdrückung« (Bloedner 1999: 75). Aber er problematisiert zugleich die Vorstellung vermeintlich gegebener kultureller Entitäten und verweist auf die damit verbundenen Mechanismen der Inklusion und Exklusion.

Die Dekonstruktion-Rekonstruktion des Kulturbegriffs führte schließlich dazu, daß das Verhältnis von gesellschaftlicher Totalität

und kultureller Vermittlung anders als in den Kategorien des klassischen Basis-Überbau-Schemas konzeptualisiert wurde und daß jene Felder, die – in (dogmatisch) marxistischer Perspektive – dem »Überbau« zugeordnet werden, eine Aufwertung erfuhren (vgl. Göttlich 1999). Zwar diente das marxistische »Standbein« eines ANDEREN Denkens diesbezüglich als (negative) Folie. Aber dies bedeutet umgekehrt nicht, daß das »ökonomische Kind mit dem marxistischen Bade« ausgeschüttet worden wäre; will sagen, daß seither alle Ausschlüsse – seien sie nun ökonomischer, geschlechtsspezifischer oder eben »kultureller« Art – unter den Mantel eines eifersüchtigen und omnipotenten Kulturbegriffs gezwungen würden. Denn auch nach dem »Privilegienentzug für die ›Klasse« (Bloedner 1999: 70) ist das Interesse für das Ökonomische – und dessen Verhältnis zum Symbolischen – nicht verschwunden. Es mag sein, daß hierfür die Hinwendung zur Semiotik und zum (nach-)marxistischen Strukturalismus eine Rolle spielte, die viele ANDERE Denkerinnen und Denker durchliefen – zumindest bis zu dem Zeitpunkt, zu dem »die Rezeption Foucaults und Derridas die materialistische An- und Rückbindung im Zeichen des Postmarxismus (vor allem im US-amerikanischen Raum) weitestgehend obsolet« (Göttlich 1999: 58) werden ließ.

Aber wie dem auch sei: Infolge seiner Dekonstruktion-Rekonstruktion hat der Kulturbegriff eine Verschiebung erfahren, die Homi Bhabha als »Schwerpunktverlagerung vom Kulturellen als epistemologischem Gegenstand zum Kulturellen als Artikulationsterrain« (Bhabha 1996: 349) bezeichnet. Dieses »Artikulationsterrain« kommt ebenso ohne ethnisch- oder religiös-kulturellen Absolutismus aus, wie es darauf verzichtet, Alleinvertretungsansprüche anzumelden und alle anderen Felder zu negieren. Damit gibt es kein objektives »theoretisches Maß mehr für das, was wir Kultur nennen wollen« (Nassehi 1997: 188). Was bleibt, ist ein kultureller Zugang zur Wirklichkeit; eine kulturelle Brille, die eine unbestimmte Wirklichkeit bestimmbar macht – allerdings unter der Prämisse, daß alles auch ganz anders sein könnte.

Der letzte der de- und rekonstruierten Schlüsselbegriffe, der im Rahmen dieser Zusammenfassung genannt werden soll, ist der Begriff »Theorie«. Zwar wurde der besondere Theoriebegriff eines ANDEREN Denkens – die *traveling theory* – bereits in der Einleitung angesprochen. Aber nach den bisher zurückgelegten Wegstrecken können die

einleitend gemachten Aussagen ergänzt werden: Die Theorie eines ANDEREN Denkens kann als ein Projekt verstanden werden kann, das einen Raum öffnet, in dem Theorie und Praxis »in ein produktives, ergänzendes Verhältnis« (Bhabha 1996: 350) gesetzt werden; »in dem mit Hilfe der Theorie zugleich das nur Theoretische überschritten werden soll« (ebd.). Die in diesem Raum praktizierte theoretische (Artikulations-)Praxis stellt, insofern sie die Kontingenz gesellschaftlicher Wirklichkeit und den hybriden Status der Subjektposition betont, »sowohl die transparente Realität des Empirismus als auch die Autokratie des Autors bzw. der Autorin« (Bhabha 1994: 179; Übersetzung JL) radikal in Frage. Gleichzeitig ist diese Praxis weit davon entfernt, sich einer engagierten Auseinandersetzung mit Fragen von Macht und Herrschaft entziehen zu wollen. Denn sie erkennt an, daß der Rückzug auf eine Position, die jenseits der Fragen nach Macht und Herrschaft angesiedelt wäre, nicht möglich ist.

Folglich zielt das Standardargument, das von seiten der »modernen« Theoretikerinnen und Theoretiker gegen ein Denken des Dazwischen vorgebracht wird, ins Leere. Dabei handelt es sich um den Vorwurf einer »Geisteshaltung der Beliebigkeit, die davon ausgeht, daß alle Beziehungen ohnehin nur illusionär sind, keine klare Wertigkeit besitzen« (Bloedner 1999: 73). Zwar trifft es zu, daß die Theoretikerinnen und Theoretiker eines ANDEREN Denkens den *grands récits*, den großen emanzipatorischen und aufklärerischen Erzählungen der Moderne eine Absage erteilen (vgl. Lyotard 1979). Aber eine Absage an die *eine*, als selbstverständlich geltende Wahrheit impliziert nicht, daß normative Fragen als »sinnlos« verworfen werden. Denn durch eine solche Absage wird die *eine* Wahrheit aus ihren *theologischen* Höhen auf den Boden dieser Welt gebracht. Sprich: Durch eine solche Absage zeigt sich, daß die Wahrheit »von dieser Welt [ist], wo sie aufgrund vielfältiger Zwänge produziert wird und über geregelte Machtwirkungen verfügt« (Foucault 1978: 51) und wo es Mechanismen der Sanktionierung und Bestimmung dessen gibt, was »wahr ist und was nicht« (ebd.). Folglich kann die Absage an die *eine*, als selbstverständlich geltende Wahrheit als Vorbedingung für eine politisch engagierte Kritik gelten.

Zwar differiert die Schärfe, mit der diese Kritik vorgebracht wird, innerhalb der einzelnen Ansätze ebenso wie innerhalb der einzelnen Beiträge. Aber alle Beiträge zielen darauf ab, jenen Wahrheiten und

Identitäten zu ihrem Recht zu verhelfen, die sich im blinden Fleck universalistischer Erzählungen befinden. Während die (post-)feministischen Beiträge hauptsächlich die vielfältigen Erfahrungen *geschlechtlicher Differenz* aufs Tapet bringen, sind die »postkoloniale[n] Reiseroutinen« (Bloedner 1999: 74) insbesondere von der De- und Rekonstruktionsarbeit auf dem Feld der *kulturellen Differenz* geprägt. Und so kann ein Denken des Dazwischen – anderslautenden Berichten zum Trotz – gelesen werden als »ein neuer Vorstoß in Richtung auf eine angemessenere Form, Gesellschaftlichkeit (...) zu denken und zu gestalten« (Engelmann 1990: 10).

Nach diesen Ausführungen dürfte nicht nur deutlich geworden sein, warum die Vorstellung eines historischen Bruches zwischen Moderne und Postmoderne verabschiedet werden sollte. Es dürfte auch deutlich geworden sein, daß die beliebte Frage, ob die heutige Zeit als modern oder postmodern anzusprechen sei, insofern als naiv zu bezeichnen ist, als »sie ein Zeitschema unterlegt, dessen ›Semantik‹ es gerade zu befragen gilt« (Waldenfels 1990: 16). Vor diesem Hintergrund wird hier eine Perspektive eingenommen, die ein Denken des Dazwischen nicht durch einen »großen« Bruch mit der Moderne, sondern durch eine die Vielzahl interner Differenzen *zwischen Identität und Differenz* charakterisiert sieht – ist ein solches Denken doch durch den Versuch gekennzeichnet, »mehr als eine Differenz auf einmal zu theoretisieren und diese Differenzen als permanente Neupositionierungen in den (...) kulturellen und politischen Feldern zu begreifen« (Bloedner 1999: 73). Daher ist Leela Gandhi zuzustimmen, wenn sie den Postkolonialismus ein Denken bescheinigt, das sich zwischen »Nationalismus und Internationalismus, strategischem Essentialismus und Hybridität, Solidarität und Zerstreuung, einer Politik der Struktur oder Totalität und einer Politik des Fragments« (Gandhi 1998: ix; Übersetzung JL) bewegt. Dieses Denken sollte allerdings nicht dahingehend verstanden werden, als strebe es danach, die Widersprüche zwischen all diesen Gegenpolen aufzuheben. Im Gegenteil: Es kann als ein Denken von und in Widersprüchen aufgefaßt werden, die insofern nicht im Sinne der Dialektik aufzuheben sind, als es darum geht, »unvereinbare Dinge beieinander zu halten, weil beide oder alle notwendig und wahr sind« (Haraway 1995: 33). Und so ungewohnt dieses Aushalten von Widersprüchen auch sein mag, so ist es doch insbesondere das Denken in Kategorien des Dazwischen – oder eben die Wi-

dersprüchlichkeit –, das die Attraktivität und Produktivität eines ANDEREN Denkens ausmacht.

Daher sollte die Widersprüchlichkeit auch nicht dazu verleiten, die Reise an dieser Stelle frustriert abzubrechen. Denn gerade unter einer Prämisse, derzufolge viele Wege nach Rom führen und gleichzeitig *nicht* nach Rom führen, ergeben sich einschneidende Konsequenzen für das Verständnis von Wahrheit und Wissen: Wird nämlich davon ausgegangen, daß Bedeutungen weder »in den Dingen wohnen« noch natürlich oder »gottgegeben« sind; daß die Wirklichkeit nicht per se existiert, sondern sprachlich bzw. diskursiv konstruiert ist; daß die (Re-)Produktion von Objekten und Identitäten sich nicht außerhalb machtvoller Diskurse vollziehen kann; daß das Konzept der einen Wahrheit ebenso zu verabschieden ist wie die anderen Metaerzählungen der Moderne, und wird gleichwohl (oder gerade deshalb) an einer Position festgehalten, die von nihilistischem Relativismus weit entfernt ist, dann hat dies weitreichende Konsequenzen – und zwar nicht zuletzt für das Verständnis von wissenschaftlichen Disziplinen. So besteht das Ziel der zweiten Etappe darin, mit einer ANDEREN Brille auf eine dieser Disziplinen zu schauen: auf die fachwissenschaftliche Geographie.

2. ETAPPE:

GEOGRAPHIE ANDERS DENKEN

Einleitung

Welches sind die Konsequenzen, die sich aus dem Aufsetzen der skizzierten ANDEREN Brille für das Verständnis von Geographie ergeben? Eine situierte und notwendig partielle Antwort auf diese Frage – hier zeigen sich bereits erste Spuren eines ANDEREN Denkens – soll mit der Problematisierung einer zweiten Frage eingeleitet werden. Bei dieser zweiten Frage handelt es sich um diejenige nach dem gängigen, dem traditionellen Verständnis von Geographie und damit um die Gretchenfrage der institutionellen Geographie. Sie kommt meist als »Was ist (eigentlich) Geographie« daher und befindet sich im deutschsprachigen Kontext in gefährlicher Nähe zu einer Frage, die eng mit disziplin- und karrieropolitischen Aspekten verbunden ist: zu der Frage, was denn *richtigerweise* unter Geographie zu verstehen ist und damit umgekehrt eben auch *richtigerweise nicht* unter Geographie zu verstehen ist. Zwar mag ein solcher Zusammenhang von forschungspraktischen und disziplinpolitischen, zwischen *kognitiv-disziplinären* und *institutionell-disziplinierenden* Aspekten auch in anderen wissenschaftlichen Kontexten gegeben sein. Doch es hat den Anschein, als sei dieses Terrain im Rahmen der deutschsprachigen Geographie besonders gefährlich; als bestünden hier besonders wirksame Kontrollmechanismen hinsichtlich disziplinpolitischer Ein- und Ausschlüsse. Die These einer relativ zu anderen Kontexten schärferen Form der Disziplinierung könnte auch eine Erklärung für die Zurückhaltung bieten, die deutschsprachige Fachvertreterinnen und Fachvertreter bezüglich theoriepolitischer Diskussionen an den Tag legen – in offenem und

konstruktivem Sinne wohlgerichtet. Dagegen scheint die repressive Äußerung, dies oder das sei »ja wohl keine Geographie mehr«, beinahe zum Pflichtprogramm zu gehören. Folglich vermag die Welt der deutschsprachigen Geographie zuweilen den Anschein zu erwecken, »als werde sie von einem Zentralverband tümmer Diskurskontrolleure beherrscht« (Hard 1999: 134).

Trotz des disziplinär-disziplinierenden Nexus aber hat auch die deutschsprachige Geographie einige kritische Interventionen in die Sakralisierung der richtigen Theorie und die reziproke Pathologisierung der anderen oder falschen Theorien hervorgebracht. Als exponiertester Kritiker der »Was-ist-eigentlich-Geographie«-Frage kann vielleicht Gerhard Hard betrachtet werden. Im »Lotsenbuch für das Studium der Geographie« (Bartels u. Hard ²1975) empfahl er, sich erst gar nicht auf diese Frage bzw. deren Variante des »Ist-das-noch-Geographie?« einzulassen. Denn »wer so frage, versuche (...), den Studenten von interessanten modernen Fragen auf hausbackene Traditionsthemen zurückzulenken« (Hard 1990: 1). Zudem – und diese Argumentation findet sich im einleitenden Kapitel seiner »wissenschaftstheoretischen Einführung« aus dem Jahr 1973 – zeigte er auf sprachanalytischer Grundlage auf, daß diese Frage als eine Wesensfrage »in ihrer ursprünglichen ›absoluten‹ Form keinen angebbaren Sinn« (Hard 1973: 17) ergebe. Fragen mit einem (beliebig präzisierbaren) Sinn könnten erst dann entstehen, wenn die Wesensfrage in ihre verschiedenen Dimensionen zerlegt würde. Hierzu zählte Hard u.a. die Fragen nach den vielen »realexistierenden Geographien, nach den Selbstverständnissen der betreffenden Geographen und nach den wünschbaren geographischen Forschungsprogrammen« (Hard 1990: 1), die sich dann unter wissenschaftssoziologischen, wissenschaftsgeschichtlichen oder forschungslogischen Aspekten zumindest teilweise beantworten ließen.

Nun könnte angenommen werden, daß fast drei Jahrzehnte solcher Interventionen inzwischen Früchte getragen haben; daß Hards Beiträge zu den »Klassikern« der fachtheoretischen Auseinandersetzungen avanciert und dementsprechend inkorporiert sind. Dann würde die »Was-ist«-Frage heute nicht mehr im essentialistischen Sinne, sondern womöglich als sprachliches Kürzel einer ihrer Dimensionen gestellt und beantwortet. Doch es drängt sich der Verdacht auf, als sei der Glaube an die Sinnhaftigkeit der Wesensfrage – insbesondere in ihrer

repressiven Form, also im Sinne eines gestrengen »Ist-das-überhaupt-noch-Geographie?« – noch lange nicht vom Tisch. Diesen Eindruck vermag zumindest ein Blick auf die Entwicklung der fachtheoretischen Auseinandersetzung seit Mitte der 1980er Jahre zu vermitteln. Seit dieser Zeit bemühen sich einige Mitglieder der geographischen Gemeinde um eine Neuorientierung der Geographie und damit um eine Erweiterung des fachlichen Horizonts (Klüter 1986; Weichhart 1986; Werlen 1986, 1987). Zwar stellen solche Bemühungen keine Innovation der letzten fünfzehn Jahre dar. Allerdings stellen die genannten Autoren die geographische Fachtradition »in einer für die deutsche Geographieszene ungewöhnlich angeregten Diskussion« (Sahr 1999: 43) in Frage. An diesem Punkt, der mit Wolf-Dietrich Sahr (1999) als epistemologischer Bruchpunkt in der geographischen Tradition bezeichnet werden mag oder auch nicht, zeigt sich, wie weit der Glaube an die *eine*, die *richtige* oder eben die »eigentliche« Geographie (noch) verbreitet ist. Und betrachtet man die Vorbehalte, die gegenüber den genannten Autoren geltend gemacht werden, so könnte man beinahe selbst dem Glauben anheimfallen, es existiere eine Frau Geographie in Person, die Auskunft darüber gibt, wer sie *überhaupt* und *eigentlich* sei und wie sie *überhaupt* und *eigentlich* zu untersuchen sei.

Die Vorbehalte gegen abweichende Konzeptionen zeigen sich in symptomatischer Weise am Beispiel der Diskussionen, die bezüglich Benno Werlens Entwurf einer handlungstheoretischen Sozialgeographie geführt werden. Zwar kann hier nicht der Ort für eine Auseinandersetzung mit »1.000 Seiten Werlen« (Blotevogel 1999: 2) sein. Dies ist aber insofern zu verschmerzen, als an dieser Stelle lediglich die Art und Weise interessiert, in der Werlen als »Meilenstein« im Rahmen der deutschsprachigen *scientific community* verhandelt wird. Die Abwehrreaktionen, mit denen das geographische Immunsystem auf seinen Entwurf reagiert, zeigen sich in den Augen Sahrs (1999) exemplarisch am Beispiel der in der »Erdkunde« abgedruckten Beiträge von Benno Werlen (1993) einerseits und Jürgen Pohl (1993) andererseits:

»Die Debatte zwischen Werlen und Pohl ist geradezu symptomatisch für den Diskussionsstil und die Diskursentwicklung in Deutschland. Als Aussenstehender versteht man eigentlich die ganze Debatte nicht. Werlen diskutiert den ›Raum‹ als handlungsstrukturiertes Produkt und damit Objekt der Handlungen, und Pohl antwortet – auf einer vollkommen anderen diskursiven Ebene –

mit einer fachpolitischen Begründung des Raumes als Objekt der strategischen Ressourcen für Geographen, ohne auch ein einziges Mal auf den Regionalisierungs-begriff von Benno Werlen einzugehen« (Sahr 1999: 48).

Es stellt sich zwar die Frage, inwieweit es gerechtfertigt ist, ausgerechnet Pohl als exemplarischen Antagonisten ins Feld zu führen – und dies nicht nur, weil »Diskurse mehr [sind] als ihre Sprecher« (ebd.: 50) und die Argumentation weniger durch Subjekte als durch »die Konfiguration des Diskurses« (ebd.) bestimmt ist. Dennoch können die Ausführungen Sahrs in vielen Punkten als erhellend betrachtet werden. Dies mag nicht zuletzt daran liegen, daß Sahr die deutschsprachige Geographie von »außen« betrachtet und damit einiges als bemerkenswert herauszustreichen vermag, was »innen« alltäglich und gewohnt erscheint – als müsse es so und könne es nicht anders sein. So zeigt er auf, daß Werlen »mit einer für ihn nicht sehr fruchtbaren Raumdiskussion aufgehalten« (ebd.) wird, obwohl die Rolle des Raums in seinem Gedankengebäude (insbesondere in Relation zum zentralen Konzept der *Regionalisierungen*) eine eher untergeordnete Rolle spielt. Das Beharren auf der Raumdiskussion kann aber kaum überraschen – ist doch »die Reflexion der Geographen über die Geographie (...) seit nahezu zwei Jahrhunderten an den Raumbegriff gefesselt« (Hard 1986: 77). Und so scheint, in einer Bewegung gegen den »Raum-Exorzismus«, immer noch die Wahrung dessen im Vordergrund zu stehen, was mit Heiner Dürr als eine Form der »wissenschaftslogischen Hygiene traditioneller Räumler-Theorien« (Dürr 1986: 20) bezeichnet werden könnte.

Im Eifer des Gefechts um den Gegenstand und die damit verbundene Identität der Disziplin aber scheinen nur wenige zu bemerken, daß Werlen durchaus Wert darauf legt, seinen Ansatz »disziplinpolitisch lokalisieren zu können« (Werlen 1995: 16), und daß er sich selbst als disziplinär-disziplinierender »Was-ist«-Geograph zu erkennen gibt. Dies tut er insofern, als er die Frage nach Gegenstand und Forschungspraxis (nach dem Kognitiv-Disziplinären) explizit mit disziplinpolitischen Fragen (dem Institutionell-Disziplinierenden) verbindet. So erweckt er zuweilen den Anschein, sein Verständnis von Geographie nicht für ein neues und besseres, sondern für das wahre Verständnis zu halten und damit gleichsam zur Apotheose zu erheben. Ob dies nun seinen »Intentionen« entspricht oder eine »unbeabsichtigte

Handlungsfolge« im Kampf gegen die »Diskurskontrolleurinnen« und »Diskurskontrolleure« darstellt, sei dahingestellt. Jedenfalls scheint auch Benno Werlen nicht (oder nur langsam) müde zu werden, darauf hinzuweisen, wohin die Reise in seinen Augen nicht nur gehen *solle*, sondern gehen *müsse* (für eine relativierende Aussage vgl. aber Werlen 1999). Damit darf vermutet werden, daß Werlen trotz einer Überschreitung fachgeographischer Grenzen in einem Mechanismus gefangen bleibt, den Jürgen Hasse als »quasiautomatistische Selbstzensur« bezeichnet hat: daß er die »heimlichen Regeln« der Disziplin befolgt, »nach denen Denkbare, Denkwürdiges, Undenkbare, Geächtetes, Gewolltes usw. ineinandergreifen« (Hasse 1989: 20).

Demgegenüber stellt das Folgende einen Versuch dar, dieser »quasiautomatistischen Selbstzensur« zu entkommen. Es stellt einen Versuch dar, sowohl die institutionell-disziplinierenden als auch die kognitiv-disziplinären Grenzen der deutschsprachigen fachwissenschaftlichen Geographie zu mißachten und damit auch die Frage, ob dieses Buch »überhaupt noch Geographie ist«, hintanzustellen. Denn ein ANDERES Denken eröffnet einen Denkraum, in dem durch das Infragestellen von disziplinär-disziplinierenden Demarkationslinien ein ANDERES Verständnis – im Plural gedacht – von Geographie entwickelt werden kann. Da ein solches Verständnis in der deutschsprachigen Geographie noch kaum etabliert scheint, soll nun eine seiner möglichen Erscheinungsformen vorgestellt werden. Die Konsequenzen wiederum, die dieses ANDERE Verständnis von Geographie für die geographische Forschungspraxis zeitigt, werden in einem dritten Teil thematisiert. Auf dem vierten und letzten Teilstück wird es schließlich darum gehen, die Befunde zusammenzufassen und in diesem Kontext auch noch einmal auf das Feld der »quasiautomatistischen Selbstzensur« zurückzukommen.

Imaginative Geographien: Geographie als Diskurs

»What I find myself doing (...) is rethinking geography«. Dieses Zitat stammt nicht, wie vermutet werden könnten, aus dem Kontext der geographischen *scientific community*. Es ist der Literaturwissenschaftler Edward Said, der von sich behauptete, die Geographie neu/umzudenken (Said zit. in Gregory 1995b: 447). Und tatsächlich können sei-

ne Beiträge als ebenso weitgehendes wie erfolgreiches Projekt gelesen werden, die Geographie auf Grundlage der im Rahmen der ersten Etappe skizzierten Verschiebungen des abendländischen Denkens neu zu verhandeln. Dennoch dürfte ihm kaum daran gelegen sein, auf die Position eines »postkolonialen literaturwissenschaftlichen Geographen« oder eines »postkolonialen geographischen Literaturwissenschaftlers« reduziert zu werden. Denn jenseits aller institutionell-disziplinierenden Zuschreibungen ging und geht es diesem theoretisch-praktischen Denker, der insbesondere durch seine Arbeit zum orientalistischen Diskurs (Said 1978) als »Begründer« der Postkolonialismen gelten kann, in erster Linie um die grundlegende Thematik eines ANDEREN Denkens: um eine Kritik der Repräsentationsprozesse, in denen *falsches* bzw. diskriminierendes Wissen über den oder die »Anderere« (re-)produziert wird. In Opposition zu den identifizierenden Strategien des westlichen Denkens formulierte er die zentrale Frage: »How can we know and respect the other?« (Said zit. in Williams u. Chrisman 1994: 8), auf die die Vertreterinnen und Vertreter eines ANDEREN Denkens bessere oder zumindest ANDERE, weniger diskriminierende Antworten zu finden hoffen.

Orientalism« (Said 1978) kann also, wenn auch entgegen der Vorgabe, keine Ursprünge festlegen zu wollen, als Ursprung des theoretisch-praktischen Dazwischen gelesen werden, das sich durch die gesamte Literatur eines ANDEREN Denkens zieht. Zwar wurde das Buch von »differenteren«, d.h. radikal dekonstruktivistischen Theoretikerinnen und Theoretikern als inkonsistent zurückgewiesen (vgl. etwa Young 1990) – weist es doch eine Verwandtschaft mit der *écriture engagée* Jean-Paul Sartres (vgl. Sartre 1981) auf. Gleichwohl war es nicht zuletzt die Auseinandersetzung mit der widersprüchlichen Normativität Saids, die die Zwischen-Perspektive der Postkolonialismen erst zu formulieren gestattete. Und so ist seine Normativität, die von einer spezifischen »humanistischen Humanismuskritik« geprägt ist, längst zum Allgemeingut der postkolonialen Kritik avanciert (vgl. Driver 1992). Gleiches gilt für seinen Umgang mit der Geographie. Zwar begegnet Said der Vorstellung einer natürlichen oder gar gottgegebenen geographischen Wirklichkeit mit großer Skepsis – könnte er doch nicht wirklich als ANDERER Denker gelten, wenn er sich nicht daranmachen würde, den Glauben an geographische Fakten nachhaltig zu erschüttern. Aber seine Beschäftigung mit der Geographie beschränkt

sich gleichwohl nicht auf eine »rein metaphorische« Ebene bzw. auf den ausgiebigen Gebrauch von »Raumbegriffen«. Eine ebenso große Bedeutung mißt Said der Beschäftigung oder, besser gesagt, der praktischen Kommunikation mit der geographischen Wirklichkeit bei. Entsprechend können seine Arbeiten als Analysen des langen Prozesses gelesen werden, in dessen Verlauf die geographische Wirklichkeit erst produziert wurde.

Da die De- und Rekonstruktion der geographischen Wirklichkeit für den weiteren Verlauf der Reise von zentraler Bedeutung ist, soll nun genauer betrachtet werden, auf welche Art und Weise Said dem Glauben an die Existenz *der* geographischen Realität eine Absage erteilt. Zu diesem Zweck bietet es sich an, einen Blick in das bereits erwähnte Werk über den Orientalismus zu werfen, in dem Said den »Grundstein« für die postkoloniale Sensibilität bezüglich raumbezogener Strategien legte (Said 1978). In diesem Werk bezieht er sich auf den strukturalistischen Anthropologen Claude Lévi-Strauss bzw. dessen Konzept der »Wissenschaft vom Konkreten« (ebd.: 53). Die »Wissenschaft vom Konkreten«, so Lévi-Strauss, entstehe aus dem allgemein verbreiteten Verlangen, das Universum zu ordnen, d.h. eine ganz bestimmte Ordnung der Dinge zu entwickeln. Zwar müsse jede Ordnung ebenso arbiträr wie kulturell spezifisch sein. Dennoch könne man – im Anschluß an die Aussage »Alles Geheiligte hat seinen Ort« – »sogar sagen, daß erst dadurch etwas geheiligt ist, daß es seinen Ort hat, da, wenn man das Heilige unterdrückte, und sei es nur in Gedanken, die Ordnung des Universums zerstört würde; es trägt also dazu bei, diese Ordnung aufrechtzuerhalten, indem es den Ort einnimmt, der ihm zukommt« (Lévi-Strauss 1968: 21). Bei der Verortung der Dinge, so Lévi-Strauss weiter, werde höchste Sorgfalt an den Tag gelegt; es werde tatsächlich *alles* an Ort und Stelle gebracht. Diese Sorgfalt erklärt sich für ihn »aus der Sorge um das, was man eine ›Mikro-Ausgleichung‹ nennen könnte: kein Wesen, ob als Objekt oder Aspekt, auszulassen, sondern ihm einen Platz innerhalb einer Klasse zuzuweisen« (ebd.).

Wollte man die Bemerkungen Lévi-Strauss' nicht nur in eine leichter zugängliche Form bringen, sondern auch im Sinne Suids »erweitern«, so könnte man vielleicht sagen, daß die Verortung eine Grundkoordinate jeglicher Repräsentationsprozesse darstellt; daß die Produktion einer bestimmten Wirklichkeit immer auch eine Verortung

der Objekte beinhaltet – und daß erst der Prozeß des Ordners/Verortens die Überzeugung herzustellen vermag, die verorteten Objekte (seien es nun Objekte oder »andere« Mit-Subjekte) existierten in einem objektiven Sinn. Oder, wie Edward Said im Anschluß an die »Wissenschaft vom Konkreten« selbst formuliert: Der Prozeß des Ordners/Verortens teilt den Dingen ihren festen Platz im Rahmen einer ganz bestimmten »Ökonomie der Objekte und Identitäten« (Said 1978: 53; Übersetzung JL) zu. Wenn die Objekte ihren Platz in dieser Ökonomie einmal eingenommen haben, wenn sie also verortet sind, dann erwecken sie den Anschein, als existierten sie in einem objektiven Sinn. Dieser Prozeß der *Objektivierung* bleibt nicht auf die einzelnen Dinge beschränkt. Denn zusammen mit den verorteten und damit objektivierten Objekten und Identitäten erscheint auch die gesamte Ordnung als eine Ordnung, die *so und nicht anders* ist; als eine Ordnung, die *nicht anders sein kann, als sie ist*.

Aus dieser Perspektive betrachtet, entpuppen sich die jeweiligen geographischen Wirklichkeiten als fiktionale, als (re-)produzierte, oder, in Saids Terminologie, als »imaginative Geographien«. Sprich: Said bezieht Stellung gegen eine Haltung, die Felix Driver als »geographischen Essentialismus« (Driver 1992: 31) bezeichnet hat – »the notion that there are geographical spaces with indigenous, radically ›different‹ inhabitants who can be defined on the basis of some religion, culture, or racial essence proper to that geographical space« (Said 1978: 322). Gegen einen solchen Essentialismus macht Said geltend, daß die räumliche Wirklichkeit nicht per se existiert, sondern als eine *imaginative Wirklichkeit* begriffen werden sollte, die im Zuge der Verortung von »Eigenem« und »Anderem« immer wieder aufs neue (re-)produziert wird:

»It is perfectly possible to argue that some distinctive objects are made by the mind, and that these objects, while appearing to exist objectively, have only a fictional reality. A group of people living on a few acres of land will set up boundaries between their land and its immediate surroundings and the territory beyond, which they call ›the land of the barbarians‹. In other words, this universal practice of designating in one's mind a familiar space which is ›ours‹ and an unfamiliar space beyond ›ours‹ which is ›theirs‹ is a way of making geographical distinctions that *can be* entirely arbitrary. I use the word ›arbitrary‹ here because imaginative geography of the ›our land-barbarian land‹ variety

does not require that the barbarians acknowledge the distinction. It is enough for ›us‹ to set up these boundaries in our own minds; ›they‹ become ›they‹ accordingly, and both their territory and their mentality are designated as different from ›ours‹ (ebd.: 54).

Zwar könnte der Begriff der imaginativen Geographie dahingehend interpretiert werden, als bezeichne Said damit eine »blutleere Sphäre«, in der keine realen Effekte gezeitigt würden. Eine solche Interpretation enthielte aber nur die »halbe Wahrheit« – wenn überhaupt. Denn Said nimmt gleichermaßen das Terrain der diskursiven Abschlüsse in den Blick. Auch wenn er also die geographische Wirklichkeit dekonstruiert; auch wenn er, um mit Derrida zu sprechen, die Wirklichkeit als »Text« liest (Derrida 1990b), so bedeutet das nicht, daß er die Frage nach der konkreten gesellschaftlichen Verbindung von Macht und (geographischem) Wissen »entsorgen« würde: Insofern die Verortung von vermeintlich objektiven Dingen und Identitäten, die Produktion von Wirklichkeit also, für Said nicht von Fragen nach Macht und Herrschaft zu trennen ist, zeigen seine Arbeiten auf, wie Macht, Wissen und Geographie auf ganz konkrete Art und Weise zusammenwirken.

Wie die Zusammenstellung der Begriffe »Macht« und »Wissen« ahnen läßt, bezieht er sich dabei auf Michel Foucault (vgl. etwa Said 1978: 3). Da er dies jedoch stellenweise auf kritische Art und Weise tut, können einmal mehr große Gemeinsamkeiten oder aber kleine Unterschiede in den Vordergrund gerückt werden. Aus beiden Möglichkeiten soll im folgenden diejenige ausgewählt werden, die die Gemeinsamkeiten betont – und zwar insofern, als nicht nur Said auf eine theoretisch-praktische Analyse der (kolonialen) Demarkationslinien abzielt, die zwischen dem Raum des »Eigenen« und den Räumen der »Anderen« errichtet worden sind. Auch Foucault interessierte sich (im Anschluß an Nietzsche) »für die Grenzen, die die europäische Kultur zwischen sich und ihrem Anderen errichtet hat« (Kneer 1996: 174). Allerdings wird insbesondere von postkolonialer Seite immer wieder der Vorwurf erhoben, Foucault habe es versäumt, jene Topographien von Macht und Wissen zu kartieren, die jenseits der europäischen bzw. der französischen Welt zum Tragen kamen und bis heute zum Tragen kommen (vgl. hierzu Gregory 1995b). Vor dem Hintergrund dieses Vorwurfs können die Arbeiten Saids (und insbesondere

»Orientalism«) als ein Projekt gelesen werden, das genau diese Leerstelle des Foucaultschen Werkes zu füllen versucht (vgl. ebd.). Sprich: Es kann argumentiert werden, daß Said jene (post-)kolonialen Demarkationslinien kartiert, die Foucault an einigen Textstellen – wie etwa der folgenden – zwar *thematisierte*, aber nicht *elaborierte*:

»In der Universalität der abendländischen Ratio gibt es den Trennungsstrich, der den Orient darstellt: der Orient, den man sich als Ursprung denkt, als schwindeligen Punkt, an dem das Heimweh und die Versprechen auf Rückkehr entstehen, der Orient, der der kolonisatorischen Vernunft des Abendlandes angeboten wird, der jedoch unendlich unzugänglich bleibt, denn er bleibt stets die Grenze. Er bleibt Nacht des Beginns, worin das Abendland sich gebildet hat, worin es aber auch eine Trennungslinie gezogen hat. Der Orient ist für das Abendland all das, was es selbst nicht ist, obwohl es im Orient das suchen muß, was seine ursprüngliche Wahrheit darstellt. Die Geschichte dieser großen Trennung während der Entwicklung des Abendlandes müssen wir schreiben und in ihrer Kontinuität und in ihrem Wechsel verfolgen; zugleich müssen wir sie aber auch in ihrer tragischen Versteinerung erscheinen lassen« (Foucault 1973: 10).

Für das Zurücklegen der weiteren Wegstrecke ist es allerdings unerheblich, ob Said nun darauf abzielte, die von Foucault nicht bearbeitete Geschichte dieses »Trennungsstriches« zu schreiben, oder nicht. Denn wie dem auch sei: »Orientalism« kann als die Analyse eines Prozesses gelten, in dessen Verlauf der Orient produziert und dabei buchstäblich an Ort und Stelle gebracht wurde:

»My contention is that without examining Orientalism as a discourse one cannot possibly understand the enormously systematic discipline by which European culture was able to manage – and even produce – the Orient politically, sociologically, militarily, ideologically, scientifically, and imaginatively during the post-Enlightenment period. (...) How this happens is what this book tries to demonstrate. It also tries to show that European culture gained in strength and identity by setting itself off against the Orient as a sort of surrogate and even underground self« (Said 1978: 3).

Dabei laufen Saims Arbeiten nicht darauf hinaus, die imperialen Topographien auf eine europäisch-orientalische Dichotomie zu reduzieren.

Zwar behandelt er die Demarkationslinie zwischen Orient und Okzident als die primäre, als die ursprüngliche (Said 1978). Aber er hält fest, daß die Produktion dieser Linie eine ganze Reihe weiterer Grenzziehungen nach sich zog – und zwar schon allein deshalb, weil »das normale Geschäft der Zivilisation nach außen gerichtete Unternehmungen wie Reisen, Eroberungen und neue Erfahrungen« (ebd.: 57; Übersetzung JL) erforderlich machte. Der Imperialismus, so schreibt er in seinem zweiten großen Werk »Kultur und Imperialismus«, sei eben immer auch ein Akt der geographischen Gewalt, mit dem »ferne Gegenden« (Said 1994: 127) erkundet, kartiert und letztlich unter Kontrolle gebracht würden.

Das Moment der »geographischen Gewalt« stellt für Said folglich kein »Nebenprodukt« der ökonomischen, politischen und militärischen Strategien des Imperialismus bzw. (Neo-)Kolonialismus dar. Im Gegenteil: Es gilt ihm als integraler Bestandteil, wenn nicht als Voraussetzung dieser Strategien: »We would not have had empire itself without the important philosophical and imaginative processes at work in the production as well as the acquisition, subordination and settlement of space« (Said 1989: 216). Denn erst der Prozeß des Ordnen – und d.h. immer auch jener der Verortung von Objekten und Identitäten – habe die Produktion dessen ermöglicht, was gemeinhin als Realität bezeichnet wird. Entsprechend schreibt er:

»So wie niemand von uns außerhalb oder jenseits der Geographie steht, so ist niemand von uns vollständig frei vom Kampf um die Geographie. Dieser Kampf ist komplex und lehrreich, weil er nicht nur um und mit Soldaten und Kanonen geführt wird, sondern auch um und mit Ideen, Formen, Bildern und Imaginationen« (Said 1994: 41).

Wer an dieser Stelle die im Rahmen der ersten Etappe thematisierte Unterscheidung zwischen einer *Poetik der Sprache* und einer *Politik der Sprache* rekapituliert, wird eine Analogie formulieren können, derzufolge Said weniger an einer (bloßen) *Poetik des Raums* als vielmehr an einer *Politik des Raums* interessiert ist (vgl. hierzu auch Gregory 1995b). Zwar nimmt er explizit Anleihe bei Gaston Bachelards Überlegungen zu einer »Poetik des Raumes« (Bachelard 1960) und hält fest, daß ein bestimmter Raum nicht durch sein vermeintlich natürliches, materielles Wesen, sondern durch poetische, imaginative

oder figurative Zuschreibungen (wie etwa »anheimelnd«, »unheimlich«, »magisch« oder »exotisch«) bedeutsam würde (Said 1978: 55). Aber insofern er auch die Machtmodalitäten in den Blick nimmt, innerhalb derer Signifikanten »Platz nehmen« – innerhalb derer Objekte objektiv und Identitäten selbst-identisch werden –, erweitert er die »Poetik des Raums« in Richtung Politik.

Wollte man die geographische Dimension in den Arbeiten Saids in knappe Worte fassen, so könnte man also sagen, daß Said dem Glauben an die *eine*, per se existierende und objektiv erkennbare geographische Wirklichkeit das Konzept der Ordnung/Verortung gegenübergestellt: Er ersetzt die Vorstellung von »Raum an sich« durch das Konzept der imaginativen Geographien – jenen »spannungsgeladenen Konstellationen von Macht, Wissen und Räumlichkeit, die in einem ›Hier‹ zentriert sind und auf ein ›Dort‹ projiziert werden« (Gregory 1995a: 29; Übersetzung JL). Seine Arbeiten können daher als explizit geographische Analysen der Allmachtsphantasien der europäischen Subjektposition gelesen werden. Denn sie alle kreisen um die Repräsentation – und damit um die Verortung – der »Anderen« Europas als Spiegelbilder des europäischen Selbst. Und damit kreisen sie immer auch um den jeweiligen Ort des »Anderen«, der gegenüber der »eigenen« Psyche insofern primär ist, als der »eigene Vorrat an Gedanken, Ideen und Vorstellungen (...) anderen entrissen werden [muß]« (Widmer 1990: 34). Diesem (taktischen) Abschluß sei noch hinzugefügt, daß eine Beschäftigung mit der geographischen Wirklichkeit, wie sie das Denken Edward Saids prägt, nicht nur als charakteristisch für die Postkolonialismen gelten kann, sondern auch von den Vertreterinnen und Vertretern eines ANDEREN Denkens in einem allgemeineren Sinne geteilt wird. Trotz aller Differenzen begreift die »vorgestellte Gemeinschaft« (vgl. Anderson ²1993) der ANDEREN Denkerinnen und Denker die geographische Wirklichkeit als eine konstruierte Realität – aber nicht als eine, die lediglich in der Belanglosigkeit fröhlicher Sprachspiele zum Tragen kommt. Im Gegenteil: Sie lesen die imaginativen Geographien als »wahr gewordene« Geographien, die durch vielfältige Ausschlußmechanismen entlang essentialistischen Kategorien gekennzeichnet sind. Mit anderen Worten: Sie begreifen die geographische Wirklichkeit als eine *Wirklichkeit von Ausschlüssen*.

Diese Auffassung wird seit einiger Zeit auch von einer wachsenden Zahl Geographinnen und Geographen geteilt (Crush 1994; Gregory

1994, 1998; Slater 1993). Zwar mag die Unterscheidung zwischen ANDEREN Denkerinnen und Denkern einerseits und Geographinnen und Geographen andererseits sehr statisch klingen. Aber auch wenn diese Dichotomie – wie sich gleich zeigen wird – taktisch-essentialistischer Art ist, so sollte doch festgehalten werden, daß sich der ANDERE Blick innerhalb der geographischen Disziplin erst im Laufe eines langen Prozesses etablieren konnte, den Derek Gregory als »socialisation« of human geography« (Gregory 1994: 4) bezeichnet hat und der sich bisher insbesondere auf Teile der angelsächsischen Geographie zu beschränken scheint. Dort existiert eine vielfältige und lebhaft theoretisch-praktische *community*, deren Mitglieder sich – gemäß den Vorgaben eines ANDEREN Denkens – gegen ein objektivistisches Wissenschaftsverständnis wenden:

»Gender, imperial power, nation or race provide only some of the lineaments around which discourses of exclusion arise. To them could be added representations shaped by the categories of class, religion, political ideology, age and even physical or mental disability, and a literature exploding in quantity is disclosing their arbitrary constitution and often prejudicial effects. The social construction of knowledge is pervasive; values and valuing are integral to knowing, making any claim to objectivity untenable« (Duncan u. Ley 1993: 6-7).

Vor diesem Hintergrund muß die eben formulierte Dichotomie zwischen ANDEREN Denkerinnen und Denkern einerseits sowie Geographinnen und Geographen andererseits wieder aufgehoben werden: Sowohl die geographisch interessierten ANDEREN Denkerinnen und Denker als auch die an einem ANDEREN Denken interessierten Geographinnen und Geographen zielen darauf an, den Prozeß der (Re-)Produktion einer vermeintlich natürlichen geographischen Wirklichkeit zu verstören. Dabei gehen sie nicht davon aus, daß der Geltungsbereich von produziertem und innerhalb bestimmter Codierungen als selbstverständlich geltendem Wissen auf die tradierten disziplinär-disziplinierenden Hoheitsbereiche beschränkt ist. Sie stehen vielmehr auf dem Standpunkt, daß sich objektives Fakten-Wissen als diskursives Wissen quer durch die Gesellschaft als ganze zieht. Folglich kann mit Derek Gregory konstatiert werden, daß sich geographisch interessierte ANDERE Denkerinnen und Denker mit »Geographie« in einem *populär-disziplinierenden* Sinn beschäftigen:

»Geography in this expanded sense is not confined to any one discipline, or even to the specialized vocabularies of the academy; it travels instead through social practices at large and is implicated in myriad (sic!) topographies of power and knowledge. We routinely make sense of places, spaces, and landscapes in our everyday lives – in different ways and for different purposes – and these »popular geographies« are as important to the conduct of social life as are our understandings of (say) biography and history« (Gregory 1994: 11; Hervorhebung JL).

Ein ANDERES Denken stellt die traditionellen disziplinär-disziplinierenden Demarkationslinien folglich durch eine Haltung in Frage, die als *post-disziplinär* bezeichnet werden kann – was allerdings nicht bedeutet, daß das von den jeweiligen wissenschaftlichen Disziplinargemeinschaften (re-)produzierte Wissen nicht weiter beachten würde. Im Gegenteil: Auch wenn die Mitglieder der epistemologischen »Wahl-Gemeinschaften« bestrebt sind, die tradierten Disziplinargrenzen zu verwischen, so sind sie doch gleichermaßen an der Verstörung desjenigen Wissens interessiert, das im Rahmen der traditionellen Disziplinen gesammelt wird. Denn es gibt sie ja, diese Disziplinen, auch wenn sie nicht als gleichsam vom Himmel gefallene, sondern als »wahr gewordene« Disziplinen betrachtet werden sollten, die in wissenschaftssystemaren Auseinandersetzungen produziert wurden und bis heute (re-)produziert werden. Kurz: Auch wenn der Schwerpunkt der ANDEREN Geographinnen und Geographen auf einer Analyse der populärdisziplinierenden Geographien liegt, so werfen sie doch auch einen kritischen Blick auf die historische Landkarte der disziplinärdisziplinierenden Geographien. Einen solchen Blick auf die Entwicklung des geographischen Disziplin(ar)-Wissens zu werfen, stellt auch das Ziel des nächsten Teilstücks dar.

Imaginationen der Geographie: Der geographische Diskurs

Wer die Lehrangebote an deutschen geographischen Instituten nach Veranstaltungen zur Geschichte des *geographical thought* durchsucht, wird wohl nicht zu unrecht den Eindruck gewinnen, die Auseinandersetzung mit der Geschichte stelle für viele Geographinnen und Geo-

graphen eine Aufgabe dar, der allenfalls am Sonntagnachmittag nachgegangen wird. Demgegenüber wird im folgenden die Auffassung vertreten, daß eine kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit kein »schmückendes Beiwerk« darstellt, sondern eine wichtige Grundlage bieten kann, über alternative und wenn möglich bessere Zukünfte einer Disziplin zumindest nachzudenken:

»Such a critique need not result in mere handwringing; indeed, it might point us towards alternative roles for geographers in the future. What better justification for our historians« (Driver 1992: 26)?

Aber so sinnvoll die Beschäftigung mit Fragen der kognitiv-disziplinären Entwicklung des Faches aus einer ANDEREN Sicht auch sein mag: sie ist mit einigen Schwierigkeiten verbunden. Denn wie, so lautet die zunächst zu klärende Frage, wird es möglich, mit der Vergangenheit zu kommunizieren, wenn grundsätzlich davon ausgegangen wird, daß alles ebensogut ganz anders sein könnte?

Wenn der Versuchung widerstanden werden soll, Vielheiten auf eine vermeintliche Einheit zu reduzieren, dann muß Abstand von einem Geschichtsverständnis genommen werden, das die disziplinäre Entwicklung in evolutionistischer Manier – als eine durchgängige, gleichsam teleologische Entwicklung von einer finsternen Vorzeit zum lichten Strahlen des zeitgenössischen und erst recht des zukünftigen Wissens – konzeptualisiert. Eine solche, im Anschluß an Foucault (1981) auch als *global* zu bezeichnende Geschichtsschreibung wird durch eine ANDERE ersetzt, die – wiederum in Anschluß an Foucault (ebd.) – auch als *allgemeine* Geschichtsschreibung bezeichnet werden kann. Die allgemeine Geschichte bricht mit den weit verbreiteten Annahmen, »daß unter allen Ereignissen eines räumlich-zeitlich wohl abgesteckten Bereichs (...) sich ein System homogener Beziehungen feststellen lassen muß (...); daß die Geschichte selbst in große Einheiten gegliedert werden kann – Stadien oder Phasen, die in sich selbst ihr Kohäsionsprinzip enthalten« (ebd.: 19). Damit entkommt diese Geschichte dem reduktionistischen Impuls, alle Phänomene – »Prinzip, Bedeutung, Geist, Weltansicht, Gesamtform« (ebd.: 20) – um einen einzigen Kern, ein einziges Zentrum anzuordnen, und zielt statt dessen darauf ab, den »Raum einer Streuung« (ebd.) zu entfalten:

»In place of the continuous lines of progressivist history, it substitutes a landscape of discontinuity; history as a series of spaces, rather than a single, seamless narrative. The contextual approach to the history of geography is thus more concerned with mapping the lateral associations and social relations of geographical knowledge than with constructing a vision of the overall evolution of the modern discipline« (Driver 1992: 35).

Ein solch *allgemeiner* oder *kontextueller Ansatz* zeitigt weitreichende Konsequenzen. Wird die globale Geschichtsauffassung verabschiedet, dann wird – konsequent gedacht – auch der Gedanke an einen fixen Referenzpunkt verabschiedet, von dem aus mit »vergangenen Zeiten« kommuniziert werden könnte. Doch ein *ANDERES* Denken wäre kein *ANDERES* Denken, wenn es sich nicht gleichwohl dezidiert zu historischen Fragen äußern würde: »The belief that ›the past is another country, they do things differently there‹ is one of the vital provocations for historical inquiry, but if it becomes a license for erasing continuities it cannot serve as an effective goad for a critical history of the present« (Gregory 1998: 11). Allerdings findet ein solches Denken den dafür notwendigen Standpunkt nicht trotz, sondern gerade wegen, d.h. in Anerkennung der Unmöglichkeit, einen fixen und universell gültigen Aussichtspunkt einzunehmen:

»Representing geography’s past is inevitably an act of the present, however much we attempt to commune with the past. Indeed, the idea of mapping the historical landscape depends on the construction of perspective, a view from the present, around which the panoramas of history are made to revolve« (Driver 1992: 36).

Zur Untermauerung dieser taktisch-essentialistischen Auffassung von Geschichte und Geschichtsschreibung wird immer wieder der erste Satz des Buches »The Political Unconscious« angeführt: »Always historicize!« (Jameson 1983: 9). Streng genommen zu Unrecht, denn die Arbeiten des poststrukturalistischen Marxisten Jameson weisen wohl eine höhere Affinität zur *globalen* als zu einer *ANDEREN* Geschichtsschreibung auf (vgl. auch Strasen 1996: 212). Dies wird bereits in demjenigen Satz deutlich, den Jameson seiner Aufforderung zum Historisieren nachstellt: »This slogan – the one absolute and we may even say ›transhistorical‹ imperative of all dialectical thought – will unsurpris-

ingly turn out to be the moral of *The Political Unconscious* as well« (Jameson 1983: 9).

Wird der »Slogan« aber nicht im Sinne einer logischen Notwendigkeit im Kontext eines transhistorischen Konzepts gelesen, sondern dahingehend interpretiert, daß sich jedes Sprechen im Rahmen einer »wahr gewordenen« Zeitlichkeit vollzieht, dann wird deutlich, welchen Nutzen er mit sich bringen kann. Denn dann kann er daran erinnern, daß *jedes Sprechen eine ganz bestimmte Position innerhalb eines Diskurses innehat* (Hall 1994: 61) – und daß es sich erst dann anmaßt, für alle zu sprechen, wenn es vergißt, daß es auch *historisch* verortet ist. Vor diesem Hintergrund lautet die Frage nicht länger »Geschichte schreiben oder nicht schreiben?«, sondern »Welche Geschichte schreiben?« oder präziser: »Welchen Geschichten zu ihrem Recht verhelfen?« In diesem Fragenhorizont ist das Ziel einer ANDEREN Geschichtsschreibung zu sehen, die darauf abzielt, der *einen* globalen Geschichte *viele* plurale und auch immer wieder ANDERE Geschichten entgegenzusetzen. Und zwar solche Geschichten, die insofern als kritisch zu bezeichnen sind, als sie von bislang ausgeschlossenen oder marginalisierten historischen Wahrheiten und Wirklichkeiten handeln.

Die Welt der Geographie

Wird die Geschichte des geographischen Diskurses durch eine ANDERE Brille betrachtet, dann zeigt sich recht schnell, daß das in den Anfängen der modernen, d. h. der traditionellen Geographie verhandelte disziplinär-disziplinierende Wissen eminent machtvoll war – und zwar so machtvoll, daß es banal erscheint, dies überhaupt zu explizieren. Von der Produktion des notwendigen Kartenmaterials über die Bereitstellung erobereungs- und ausbeutungsrelevanten Wissens bis hin zur allgemeinen logistischen sowie intellektuellen Unterstützung imperialer und kolonialer Herrschafts- und Machtstrukturen: »[it] is as if the writings of our predecessors were so saturated with colonial and imperial themes that to problematise their role is to challenge the very status of the modern discipline« (Driver 1992: 26). Allerdings zeigt sich an dieser Stelle einmal mehr, daß das Benennen des Banalen oft weniger banal ist, als es auf einen ersten Blick den Anschein haben mag. Dies trifft um so mehr zu, als an einer »Aufarbeitung« der Zusammenhänge

zwischen Geographie und Kolonialismus lange Zeit kaum Interesse bestand, so daß sich das Projekt einer ANDEREN geographischen Geschichtsschreibung nicht zuletzt durch Forschungslücken auszeichnet. Trotz dieser Lücken soll es im folgenden nicht darum gehen, sich den Zusammenhängen zwischen (imperialer) Macht und (geographischem) Wissen auf konkret-empirischer Ebene zu nähern. Statt dessen soll versucht werden, jene allgemeine *Ökonomie des Wissens* herauszuarbeiten, die diese Zusammenhänge ermöglichte und deren Reproduktion garantierte. Anders ausgedrückt: Es soll weniger gezeigt werden, was im einzelnen gemacht wurde, sondern wie die Wirklichkeit im allgemeinen betrachtet wurde. Dabei sollte stets mitgedacht werden, daß, wann immer von »dem geographischen Diskurs« oder von »der Geographie« die Rede sein wird, es sich um eine ebenso taktische wie vorläufige Schließung handelt – um eine Schließung allerdings, die daran interessiert ist, jene Regelmäßigkeiten aufzuspüren, die das geographische Wissen als das einer disziplinär-disziplinierenden Institution ausgemacht haben und auch heute noch charakterisieren.

Die Möglichkeiten, die Geographie als eine moderne Wissenschaft »beginnen zu lassen«, sind vielfältig: Sie reichen von der Zeit der wissenschaftlichen Revolutionen des 16. und des 17. Jahrhunderts über Kant und Humboldt bis hin zur Phase der Institutionalisierung gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Aus diesen Möglichkeiten wird, im Anschluß an David Stoddart (1986), James Cooks erste Pazifikreise und damit das Jahr 1769 als »Stichjahr« ausgewählt. Dies bedeutet freilich nicht, alle anderen Möglichkeiten als völlig verfehlt abzutun – und sei es nur deshalb, weil die moderne Geographie ebensowenig auf den einen, den wirklichen Ursprung zurückgeführt werden kann wie die Moderne selbst (vgl. Driver 1992). Gleichwohl wird die Schließung »Captain Cook« nicht willkürlich vorgenommen. Denn zu dieser Zeit etablierte sich ein Erkenntnisprinzip, das – wie im folgenden zu zeigen sein wird – als typisch für das traditionelle geographische Denken gelten kann. Dieses Prinzip zeichnet sich, um einen Begriff von Armin Nassehi (1999) »zweckzuentfremden«, durch eine »Paradoxie der Sichtbarkeit« aus. Was aber bedeutet das – *Paradoxie der Sichtbarkeit*?

Ohne an dieser Stelle detailliert auf die *episteme* der Renaissance, der Klassik und der Moderne, die Foucault in »Die Ordnung der Dinge« (Foucault 1994) darlegt, einzugehen, bedeutet es, daß sich während des 17. Jahrhunderts ein Bruch im Raum des Wissens aufat: Waren

Zeichen und Bezeichnetes, *les mots et les choses* (so der Originaltitel von »Die Ordnung der Dinge«), bis dahin durch ein analoges Verhältnis fest miteinander verbunden, löste sich ihre durch Ähnlichkeit strukturierte Verbindung während dieser Zeit auf:

»Die episteme der Renaissance wird abgelöst von der klassischen episteme; innerhalb weniger Jahre wird die Welt der Ähnlichkeiten und Affinitäten verdrängt von dem aufklärerischen Ordnungsprinzip der *Repräsentation*, welches nicht nach Analogien, sondern nach *Gleichheiten* und *Ungleichheiten* Ausschau hält (...). Zwischen Zeichen und Bezeichnetem vermittelt kein Drittes mehr, die Beziehung zwischen Sprache und Welt wird (...) als arbiträr gedacht. Das Zeichen, das das Bezeichnete repräsentiert, ruft die mentale Vorstellung der Dinge hervor und stellt somit aus eigener Kraft eine Beziehung zwischen Vorstellung und Vorgestelltem her« (Kneer 1996: 193-194).

Im Zuge dieser Auflösung ging »die ordnungskonstitutive Kraft an das Zeichensystem selbst über« (ebd.: 194), und es entstanden verschiedene Ordnungswissenschaften, die den Graben zwischen Zeichen und Dingen überbrückten. Eine dieser Ordnungswissenschaften war, Foucault zufolge, die *Naturgeschichte*. Wie auch die *Grammatik* und die *Analyse der Reichtümer* hatte sie die Aufgabe, »die Sprache dem Blick sehr nahe zu bringen und die betrachteten Dinge möglichst in die Nähe der Wörter zu rücken« (Foucault 1974: 173). Damit eröffnete sie die Möglichkeit, »das zu *sehen*, was man wird *sagen* können, was man aber nicht in der Abfolge sagen könnte, noch in der Distanz sehen könnte, wenn die Wörter und die Sachen in ihrer Unterscheidung voneinander nicht von Anfang an in einer Repräsentation kommunizierten« (ebd.: 171).

Auf diese Weise vollzog sich eine nicht anders als paradox zu bezeichnende »Benennung des Sichtbaren« (ebd.: 173), in deren Rahmen das, was *gesehen* wurde, durch das, was *gesagt* wurde, auf eine ganz bestimmte Art und Weise *sichtbar gemacht* wurde – auf daß es *so und nicht anders* gesehen wurde:

»Die Naturgeschichte ist nichts anderes als die *Benennung des Sichtbaren*. Daher rührt ihre scheinbare Einfachheit und jener Anstrich, der von weitem naiv erscheint, so einfach und durch die Evidenz der Dinge auferlegt ist sie. Man hat den Eindruck, daß (...) man schließlich begonnen hat, das auszusprechen, was

schon immer sichtbar gewesen war, aber von einer Art unüberwindbarer Unachtsamkeit der Blicke stumm geblieben war. Tatsächlich ist es keine jahrhundertalte Unaufmerksamkeit, die plötzlich verflogen ist, sondern ein neues Gesichtsfeld, das sich in seiner ganzen Wirkmächtigkeit gebildet hat« (ebd.).

Bei der Bearbeitung dieses Gesichtsfelds wurde *analytisch* vorgegangen. Die Welt wurde zunächst in einzelne Bestandteile zerlegt, die anschließend gemäß einem systematischen Schema wieder zusammengesetzt und damit auf eine bestimmte Art und Weise gruppiert, d.h. an Ort und Stelle gebracht wurden. Mit anderen Worten: Die Naturgeschichte zielte darauf ab, ein *Tableau der Identitäten und Differenzen* zu errichten; »eine nach Identitäten und Unterschieden strukturierte Anordnung zu formulieren« (Kneer 1996: 196). Das Ziel dieser Vorgehensweise war es, die Welt zu durchdringen; ihr in panoptischer Manier habhaft zu werden: »Man kann also unter den natürlichen Wesen das System der Identitäten und die Ordnung der Unterschiede errichten« (Foucault 1974: 178).

Die auf diese Weise *sichtbar gemachten* natürlichen Wesen konnten als natürliche Natur *angeschaut* werden – führte das naturgeschichtliche Projekt doch »das ganze Feld des Sichtbaren auf ein System von Variablen zurück, dessen sämtliche Werte wenn nicht durch eine Menge, so doch wenigstens durch eine völlig klare und stets begrenzte Beschreibung« (ebd.) bestimmt werden konnten. Damit kann dieses (Geschichts-)Projekt als Fortführung der antiken Kosmoschau im klassischen Zeitalter interpretiert werden; als ein erfolgreicher Versuch, das »Ganze der Natur« *sichtbar zu machen* und folglich *so und nicht anders* zu sehen:

»Das alte Wort Geschichte ändert also seinen Wert, und vielleicht findet es eine seiner archaischen Bedeutungen wieder. Auf jeden Fall ist der Historiker, wenn er wirklich im griechischen Denken derjenige gewesen ist, der *sieht* und der von seinem Blick her erzählt, dies nicht immer in unserer Kultur gewesen. Erst sehr spät, nämlich an der Schwelle des klassischen Zeitalters, hat er diese Rolle eingenommen oder wiedereingenommen. Bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hatte der Historiker die Aufgabe (...), allen verschütteten Dokumenten die Sprache wiederzugeben. Seine Existenz wurde nicht so sehr durch den Blick wie durch das Wiedergesagte (...) gebildet, das erneut so viele verstummte Wörter aussprach. Das klassische Zeitalter gibt der Geschichte einen

ganz anderen Sinn: zum ersten Mal einen Blick auf die Dinge selbst zu richten und danach das zu transkribieren, was er (sic!) in glatten, neutralisierten und sich treuen Wörtern aufnimmt« (ebd.: 171-172).

Dies ist es nun, was als *Paradoxie der Sichtbarkeit* bezeichnet werden kann: der naive Glaube an die Natürlichkeit evidenter Dinge, die, in eine ganz bestimmte Ordnung gebracht, sichtbar gemacht wurden und folglich *so und nicht anders* gesehen wurden. Und genau diese systematische Betrachtung inhärent evidenter Dinge ist es auch, die sich David Stoddart (1986) zufolge auf den Reisen Cooks etablierte und die zur Entstehung der Geographie als einer modernen, d.h. empirisch-analytischen und objektivistischen Wissenschaft führte – einer Wissenschaft im *Paradox der Sichtbarkeit*. Denn auf diesen Reisen, die Teil des universalistischen naturgeschichtlichen Projekts waren, manifestierte sich jener Blick, der die vermeintlich natürliche Natur mittels Beschreibung, Klassifizierung und Vergleich vor sich ausbreitete und so eine panoptische Position konstruierte, von der aus geordnet und objektiviert werden konnte. Und insofern sich dieser naturalisierende Blick nicht nur auf »Natur«, sondern auch auf Völker und Gesellschaften richtete (ebd.: 32-33), erfuhr er jene »Ausweitung«, die die Formierung des klassischen geographischen Gegenstands der »Raumgestalten« möglich machte, »in denen ›Natur‹, ›Kultur‹ und ›Gesellschaft‹ zu einer Einheit zusammengewachsen« (Werlen 1997: 44) sind.

Damit kann festgehalten werden, daß es sich bei den vermeintlich natürlichen Landschaften, Ländern oder »Kulturräumen«, die – zusammen mit den »darin lebenden Menschen« – die Welt der traditionellen Geographie bildeten, um Räume »konstruierter Sichtbarkeit« (Rajchman 1991 zit. in Gregory 1998: 23; Übersetzung JL) handelte und daß die Erkenntnisse über diese Gegenstände durch den »spezifisch geographischen Blick« strukturiert wurden. Man kann sich die paradoxe Logik dieses Blicks – von Friedrich Nietzsche am Beispiel des Konzepts »Säugethier« veranschaulicht – auch folgendermaßen vorstellen:

»Wenn Jemand ein Ding hinter einem Busche versteckt, es eben dort wieder sucht und auch findet, so ist an diesem Suchen und Finden nicht viel zu rühmen: so aber steht es mit dem Suchen und Finden der ›Wahrheit‹ innerhalb des Vernunft-Bezirktes. Wenn ich die Definition des Säugethieres mache und dann

erkläre, nach Besichtigung eines Kameels: Siehe, ein Säugethier, so wird damit eine Wahrheit zwar ans Licht gebracht, aber sie ist von begrenztem Werthe, ich meine, sie ist durch und durch anthropomorphisch und enthält keinen einzigen Punct, der ›wahr an sich‹, wirklich und allgemeingültig, abgesehen von dem Menschen, wäre« (Nietzsche ²1988: 883).

An dieser Stelle stellen sich zwei Fragen: Bestimmte die skizzierte Paradoxie des geographischen Blicks ausschließlich den frühen geographischen Diskurs – oder ist sie für die geographische Disziplin *bis heute* charakteristisch geblieben? Und: Handelt es sich bei der Logik des frühen geographischen Blicks um eine *spezifisch geographische* Logik – oder verbirgt sich hinter diesem Erkenntnisprinzip ein recht »alltäglicher«, populärer Zugang zur Realität? Beide Fragen sollen im folgenden beantwortet werden, wobei die Beantwortung der zweiten Frage gewissermaßen einen ersten Schritt auf dem Weg zur Beantwortung der ersten darstellt. Sie ist auch eher rhetorischen Charakters – wurde doch bereits darauf hingewiesen, daß die diskursive Produktion einer bestimmten Wirklichkeit nicht nur in der fachwissenschaftlichen Geographie eine Verortung der Objekte beinhaltet, die die Ordnung der Dinge als eine Ordnung erscheinen läßt, die *so und nicht anders* ist. Anders ausgedrückt: Nicht nur in der fachwissenschaftlichen Geographie ermöglicht »die Gliederung des Raumes (...) eine *panoptische Praktik* ausgehend von *einem* Ort, von dem aus der Blick die fremden Kräfte in Objekte verwandelt, die man beobachten, vermessen, kontrollieren und somit seiner eigenen Sichtweise ›einverleiben‹ kann« (Certeau 1988: 88).

Die daraus notwendig resultierende Ähnlichkeit zwischen den disziplinär-disziplinierenden Geographien einerseits und den populären, »außergeographischen« Geographien andererseits wurde denn auch innerhalb der geographischen *scientific community* schon des öfteren thematisiert. Für den deutschsprachigen Kontext sind hier insbesondere zwei – aus den frühen 1980er Jahren stammende – Arbeiten von Gerhard Hard (1982, 1983) zu nennen. In diesen Arbeiten weist Hard darauf hin, daß »Natur« in der Geographie »in ziemlich alltäglicher Gestalt [erscheint], d.h. auf eine Weise, die weitgehend dem (außergeographischen *und* außerwissenschaftlichen) common sense entspricht« (Hard 1983: 140; vgl. auch Hard 1982). Diese Analogie, die er insbesondere dem Landschaftsbegriff als dem erfolgreichsten Synonym der

geographischen relevanten »Erdnatur« (Hard 1983: 140) bescheinigt, erklärt sich für ihn wie folgt: Die an den Landschaftsbegriff geknüpften Vorstellungen stammten aus der vorwissenschaftlichen Sprache und seien, einmal in die Wissenschaftssprache aufgenommen, »dem vorwissenschaftlichen Sprachgebrauch (...) durchweg sehr nahe geblieben« (Hard 1982: 114). Insofern diese Vorstellungen allerdings aus den Utopien der klassischen Landschaftsmalerei stammten, habe es sich immer schon um idealisierte Konstruktionen gehandelt. Mit anderen Worten: Landschaften stellten lediglich »in *die Realität* projizierte« (ebd.: 120; Hervorhebung JL) Sehnsuchtsbilder dar und sagten – wie etwa die Landschaft der Goethezeitlichen Kunst – wenig »über *den realen Zustand* der menschlichen Umwelten in dieser Zeit« (ebd.: 122; Hervorhebung JL).

So erhellend Hards sprachanalytische Rekonstruktion der Geschichte des Landschaftsbegriffs und seiner Karriere im Rahmen der modernen Geographie auch sein mag: Es bleibt doch der Eindruck bestehen, als sei der Autor beim Verfassen seiner Texte von der Möglichkeit ausgegangen, eine wie auch immer geartete Realität objektiv erfaßt, beschrieben oder erklärt werden. Dies legen nicht nur die Hervorhebungen in den letzten beiden Zitaten nahe; diese Vermutung wird auch durch die Lektüre der folgenden Textstelle bestätigt:

»Als naiv eingesetzte Leitlinie regionaler Analyse macht die (...) altkonservative Utopie aus den modernen Regionen immer falsche Idyllen. (...) Die Betonung von Eigencharakter, Individualität und Ganzheit der Landschaften oder Regionen könnte man auch ganz anders verstehen (...): Nämlich als die Akzentuierung des Rechtes der Regionen und Peripherien auf ihren »Eigensinn« und ihre eigenen, »autochonen« (sic!), »gewachsenen« Lebensformen (...). Die Aufgabe einer modernen »Landschaftskunde« oder »regionalen Geographie« müßte es dann sein, die Widerstandsfähigkeit der Landschaften und Regionen zu stärken – indem sie dazu beiträgt, ihnen ein gefestigtes und angemessenes Bewußtsein von sich selbst (...) zu geben« (ebd.: 140-141).

Nun sollte vielleicht erwähnt werden, daß es sich bei dem zitierten Text um ein Vortragsmanuskript handelt und daß der Autor explizit auf den aphoristischen und plakativen Charakter der Ausführungen hinweist. Diese Relativierung kann die formulierte Vermutung jedoch nicht vollends entkräften, zumal sich weitere »Verdachtsmomente«

finden lassen – »Verdachtsmomente«, die sich auf die Kurzformel »zehn Jahre nach Kiel« (Sedlacek ²1983) bringen lassen. So stellt Hard unter der Überschrift »Landschaft als intellektuelle Utopie« die These auf, daß im geographischen Landschaftsblick die alteuropäische Kosmosschau weiterlebe; daß die Idee der Landschaft »eine uralte Utopie (...) »direkter kosmischer Erkenntnis« (Hard 1982: 132) enthalte. Diese »Metamorphose der Kosmostheorie zur Landschaftsschau« (ebd.) erklärt er mit Blick auf die neuzeitliche Schwierigkeit, das »Ganze der Natur« mit wissenschaftlichen Mitteln zu begreifen und abzubilden; »d.h. abzubilden auf eine Weise, die für jeden (...) intellektuell nachvollziehbar (...) war, die ihn aber zugleich auch emotional befriedigte und ästhetisch ansprach: Eben dies war der alten Naturphilosophie und Kunst durchaus gelungen« (ebd.).

Während sich diese Einschätzung noch mühelos in Einklang mit der weiter oben rekonstruierten Geschichte des geographischen Blicks und seiner Verankerung im Rahmen des naturgeschichtlichen Projekts bringen läßt, endet Hards Affinität zu einem ANDEREN Denken an dieser Stelle. Denn er schreibt weiter, daß die Repräsentationsweise der »ganzen Natur« als Kosmos abgelöst wurde »durch eine *neue* Repräsentationsweise der »ganzen Natur«, deren Bild nun nicht mehr philosophisch-intellektuell vermittelt werden konnte, sondern schwerge- wichtig nur noch dem *Auge*, dem *Erleben*, dem *Herz*, dem *Gemüt*, aber nicht oder kaum mehr dem *Erkennen*, dem *Verstand* und dem *Intellekt* zugeordnet werden konnte« (ebd.). Diese Dichotomie, die Dichotomie zwischen sinnlicher Erkenntnis einerseits und rationaler Erkenntnis andererseits, ist es, die bei den Leserinnen und Lesern den Eindruck zu erwecken vermag, daß hier – im langen Schatten des Kie- lers »Geographentags« – für eine wissenschaftstheoretische Aufrüstung des »unbewaffneten geographischen Blicks« plädiert wird. Dieser Ein- druck wird auch durch die folgende Textstelle bestätigt:

»In der Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftstheorie hat schon vor Jahr- zehnten beispielsweise G. Bachelard (Bachelard 1963, 1965) (...) auf die mögli- che »Blockierung« der »begreifenden« und »theoretischen Erkenntnis« durch die »wahrnehmende Erkenntnis« (und durch die ganzheitlichen, pittoresken und eindrucksvollen Intuitionen der Alltagswelt) aufmerksam gemacht: auf jene (Problem-)Blindheit, die nicht nur trotz sinnlicher Evidenz, sondern gerade auch *durch* sinnliche Evidenz entstehen kann« (ebd.: 136).

Zwar betont Hard hier – aus einer ANDEREN Sicht völlig zu Recht – die weitgehende Kongruenz der geographischen Geographien einerseits und der populären Geographien andererseits. Allerdings erweckt sein positiver Bezug auf »Wissenschaftlichkeit«, auf eine »bewußte Isolierung und Selektion distinkter Sachverhalte« (ebd.: 138), den Anschein, als hätte ein geographischer »Paradigmenwechsel« hin zur Nomothetik einen Weg aufzeigen können, die *Paradoxie der Sichtbarkeit* zu überwinden.

Genau dies kann aus einer ANDEREN Perspektive nicht angenommen werden. Und zwar nicht nur, weil die Trennung zwischen »guter« Nomothetik einerseits und »schlechter« Idiographie andererseits insofern als eine *false dichotomy* zu bezeichnen ist, als sich die evidente geographische Wirklichkeit den Geographinnen und Geographen zu keiner Zeit ausschließlich (oder auch nur »schwergewichtig«) sinnlich oder ästhetisch »offenbarte«: Auch wenn etwa Ernst Plewe die Methoden der regionalen Geographie durch den (wohl nicht anders als esoterisch zu bezeichnenden) »geographische[n] ›Takt‹ bestimmt« (Plewe 1952: 413) sah, so kann die Geographie seit den Tagen Captain Cooks als eine moderne Wissenschaft gelten, in der nomothetische Elemente durchaus ihren Platz hatten (zur Dichotomisierung von Idiographie und Nomothetik vgl. auch Gregory 1994). Sondern insbesondere deshalb, weil das *Paradox der Sichtbarkeit* auch im Rahmen der raumwissenschaftlichen Geographie bestehen blieb. Und wollte man das Bild eines nach oben fahrenden Fahrstuhls heranziehen, so könnte man sogar formulieren, daß dieses Paradox »nach Kiel« insofern noch eine Etage nach oben befördert wurde, als der geographische Blick durch eine vermeintlich strengere, d. h. rationalere Methodologie noch »objektiver« erschien und die geographische Wirklichkeit damit noch »besser« beobachten bzw. (re-)produzieren konnte – soweit dies überhaupt noch möglich war.

In diesem Sinn schreibt Derek Gregory, daß im Versuch, die Geographie als formale Raumwissenschaft zu etablieren, die Vollendung eines Projekts erreicht worden sei, das er die *Welt-als-Ausstellung* – »the world-as-exhibition« (ebd.: 52) – nennt. Und in der Tat wird eine ANDERE Perspektive dem Gedanken widersprechen müssen, die »Verabschiedung der Landschaft« habe dazu beitragen können, die *Paradoxie der Sichtbarkeit* zu überwinden und die Verbindung zwischen geographischem Wissen einerseits und Macht andererseits *sicht-*

bar zu machen. Vielmehr wird sie argumentieren müssen, daß das disziplinäre Wissen durch die nach-traditionellen »Expos à la Géo«, die durch eine hartnäckige Suche nach »adäquateren«, d.h. am naturwissenschaftlichen Ideal ausgerichteten Methoden und »stringenten« Raumtheorien bzw. Raumgesetzen gekennzeichnet waren, nur noch systematischer mit Disziplinarmacht verbunden wurde – wobei mit dem Begriff Disziplinarmacht hier nicht allein die Disziplinierung der Geographinnen und Geographen selbst angesprochen ist. Zwar sollte der Aspekt einer Normalisierung des »Innen« (Stichwort: »Was ist eigentlich Geographie?«) in diesem Kontext nicht vergessen werden. Aber der Aspekt einer Normalisierung des »Außen« erscheint an dieser Stelle wichtiger. Denn hier ging es um die nun (natur- und kausal-) wissenschaftlich aufgerüstete Objektivierung einer ganz bestimmten Ordnung, deren inhärente Evidenz noch durch die paradoxe Feststellung unterstrichen wurde, bei dieser – durch den Prozeß der Verortung erst (re-)produzierten – Ordnung handele es sich um eine *wissenschaftlich* zu analysierende Ordnung.

Das *Paradox der Sichtbarkeit* aber kann durch methodische Verfeinerungen des Blicks, hinter denen das Ziel einer objektiveren Erfassung der Realität steht, nicht aufgelöst werden: Noch der »objektivste« Blick wird die Geographinnen und Geographen »bei der Sache selbst« (Hard 1982: 136) sein lassen – bei der natürlichen Ordnung der geographischen Wirklichkeit. Damit geht freilich nicht die Behauptung einher, die raumwissenschaftliche Geographie habe die Welt der traditionellen Geographie – die Einheit von »Gesellschaft und Raum, Natur und Kultur, Geist und Materie, Sinn und Stoff, (...) Volksgeist und Landschaft« (Hard 1999: 136) – fraglos reproduziert. Im Gegenteil: Dietrich Bartels etwa betrachtete die »soziale Welt explizit als eine immaterielle und unräumliche Welt« (ebd.) – wobei er allerdings den Anspruch erhob, »Institutionen, Verhaltensnormen und andere Kulturbestandteile (...) erdoberflächlich zu erfassen« (Bartels 1970: 33) und sich damit »auf die prekäre Frage einlassen [mußte], wie diese immateriellen Entitäten im physisch-materiellen Raum verräumlicht und verortet werden könnten« (Hard 1999: 136). Was die raumwissenschaftliche Geographie hingegen fraglos reproduzierte oder sogar noch eine Etage nach oben beförderte, war die *Logik* dieses Blicks bzw. das ihm zugrundeliegende Erkenntnisprinzip. Denn (*gerade*) auch in der raumwissenschaftlichen Geographie blieb die Logik des

klassischen Blicks insofern erhalten, als die (re-)produzierte und sichtbar gemachte Ordnung als die natürliche Ordnung angesehen wurde: als eine Ordnung, die *so und nicht anders* ist; als eine Ordnung, die nicht anders sein kann, als sie ist – oder eben als eine Ordnung, die nicht anders gesehen werden kann, als sie ist.

*Die Welten der »raumontologisch revolutionierten Geographie«
und weitere geographische Wirklichkeiten*

Die »Geographie als Raumwissenschaft« (re-)produzierte also die paradoxe Logik des traditionellen oder klassischen geographischen Blicks. Damit ist jedoch noch nicht geklärt, inwiefern die Logik des traditionellen oder klassischen geographischen Blicks tatsächlich dasjenige Erkenntnisprinzip darstellt, das die geographische Disziplin *bis heute* prägt. Daher soll im folgenden ausgeführt werden, warum diese Kritik *auch* gegenüber einer Geographie geltend gemacht werden kann, die sich durch eine »Revolution der Raumontologie« (ebd.) auszeichnet und in der deutschsprachigen Geographie insbesondere mit den Arbeiten Benno Werlens verbunden ist (vgl. Werlen 1987, 2000). Dieses Vorgabe mag auf einen ersten Blick widersinnig erscheinen. Warum sollte sich die Kritik des naturalisierenden Blicks auf eine vermeintlich natürliche geographische Wirklichkeit gegen einen Entwurf richten, in dessen Rahmen Räume nicht als *natürliche*, »als physisch-materielle Phänomene«, sondern als *Konzepte* aufgefaßt werden, die im Kontext des Handelns konstituiert werden? Ein zweiter Blick jedoch vermag diesen Widersinn aufzulösen. Denn ein zweiter Blick macht deutlich, warum es nicht darum gehen kann, die »Eine-Welt-Philosophie« des traditionellen Paradigmas zu verabschieden, um sie zwecks »besserer«, empirisch korrekter Aneignung der Wirklichkeit im Anschluß an Poppers Drei-Welten-Modell durch einen ontologischen Pluralismus zu ersetzen, in dem die Seinsweisen physisch-materieller, subjektiv gedachter und symbolisch-sozialer Wirklichkeitsbereiche kategorial unterschieden werden.

Gewiß ist der Versuch, diese Unterscheidung innerhalb der Geographie zu etablieren, als stringent zu bezeichnen. Und wird bedacht, daß die Trennung von natürlichen Sachverhalten einerseits und gesellschaftlichen Sachverhalten andererseits »im Rahmen der Geographie

institutionalisiert ist – in Teilen der humangeographischen Diskussion aber begrifflich kaum erreicht wurde und in der physischen Geographie unhinterfragt bleibt« (Flitner 1998: 89), dann muß dieser Versuch auch als überfällig gelten. Gleichwohl ist es genau diese Unterscheidung, die ontologische Trennung von Natur und Gesellschaft, die aus einer ANDEREN Sicht in Frage gestellt wird. Denn in dieser Sicht gibt es »keine Möglichkeit, aus dem Reich der Kommunikation und der kulturellen Bezeichnungen, aus dem Zeichenuniversum der Sprache und der Bedeutungen (...) herauszutreten« (Nassehi 1999: 354-355). Damit kann nichts gedacht werden, was extra-diskursiv wäre; was also »nicht mindestens noch durch seine Bezeichnung bedingt wäre, durch seine kulturelle sprachliche oder auch nicht-sprachliche Repräsentation« (ebd.: 355) – also auch keine noch so natürliche Natur. Oder in Kurzform: »Die Natur kann nicht vor ihrer Konstruktion existieren« (Haraway 1992: 296, zit. in Flitner 1998: 89), so daß auch die Rede von *Natur* immer noch die *Rede* von Natur bleibt (vgl. Nassehi 1999).

An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, daß die Formulierung Donna Haraways beinahe über das Ziel hinauszuschießen scheint. Dem (hier vertretenen) ANDEREN Denken geht es ja weniger darum, den Dingen eine Existenz vor ihrer Bedeutung ab- oder zuzusprechen, als vielmehr darum, die Unmöglichkeit der *Erkenntnis* vor-semantischer bzw. extra-diskursiver Objekte oder Sachverhalte zu betonen – existiert doch, wie Foucault (1981) nahelegt, außerhalb von Diskursen nichts, was von Bedeutung wäre, und stellt doch ein ANDERES Denken kein Denken in ontologischen, sondern in epistemologischen Kategorien dar. Trotz dieser »epistemologischen Einschränkung« ist anzunehmen, daß an dieser Stelle ein Punkt erreicht ist, der aufgrund der im Zitat von Michael Flitner dargelegten Befindlichkeit der disziplinär-disziplinierenden Geographie auf radikale Ablehnung stoßen dürfte – und zwar nicht nur auf anthropogeographischer, sondern insbesondere auf physisch-geographischer Seite. Und auch außerhalb der Geographie hat es den Anschein, als seien die Vorbehalte, die gegenüber dem als »unwissenschaftlich« gebrandmarkten ANDEREN Denken geltend gemacht werden, innerhalb der Naturwissenschaften besonders groß (vgl. etwa Sokal u. Bricmont 1999). Dies mag damit zusammenhängen, daß eine Verabschiedung der »Zwei-Reiche-Lehre« (im oben skizzierten Sinne) unweigerlich darauf hinausläuft, die Objektivität der *hard core sciences* und ihrer Erkenntnistheorien in Zweifel zu

ziehen: Wenngleich – gerade von naturwissenschaftlicher Seite – immer wieder versucht wird, das Verhältnis zwischen Natur- und Sozial- bzw. Kulturwissenschaften auf einen vermeintlichen Dualismus »zwischen ›harten‹ und ›weichen‹ Wissenschaften, zwischen Fachsprachen und Jargon, Transparenz und Obskurantismus« (Griem 1999: 248) zu reduzieren – der Glaube an eine »heile Naturwissenschafts-Welt«, in der »Bepanthenalbe wirkt, die Merseburger Zaubersprüche aber nicht« (Zimmer 1998), wurde durch die Beiträge aus dem Bereich der sogenannten *science studies* (vgl. etwa Latour 1987; Serres 1994; Shapin u. Schaffer 1985) nachhaltig erschüttert.

Aber auch innerhalb der »echten« Sozial- und Geisteswissenschaften erweist sich der Glaube, eine sozial- bzw. geisteswissenschaftliche Wirklichkeit könne auf sozial- bzw. geisteswissenschaftlich fundierte Art und Weise objektiv analysiert werden, als hartnäckig. Denn obwohl – oder vielleicht weil – in diesen Wissenschaften immer schon Kulturelles und Soziales (und damit eben die Merseburger Zaubersprüche) verhandelt wurden, haben auch sie es sich in der als unhintergebar geltenden Dichotomie von Natur und Kultur gemütlich gemacht. Zwar mag dieser »gemütliche« sozial- und geisteswissenschaftliche Standpunkt auf einen ersten Blick geradezu frei von natürlicher Notwendigkeit erscheinen – und zwar insbesondere dann, wenn er mit demjenigen der Mainstream-Humangeographie verglichen wird, wo die Natur-Kultur-Dichotomie zwar *institutionalisiert*, aber nicht *inkorporiert* ist. Aus einer ANDEREN Perspektive aber mutet auch er merkwürdig naturalistisch an. Oder anders ausgedrückt und wieder zurück zur »raumontologisch revolutionierten Geographie«: Auch wenn die sozialwissenschaftliche Reifikations-Rhetorik Benno Werlens in den Ohren jener Geographinnen und Geographen, die den *traditionellen* geographischen Blick (aus guten Gründen) kritisieren, harmonisch klingt, klingt sie in ANDEREN Ohren schräg. Denn eine Kritik der traditionellen und der raumwissenschaftlichen Aneignung von Wirklichkeit kann sich aus ANDERER Sicht nicht darin erschöpfen, durch *ontologisches slumclearing* (Hard 1998: 250) diejenigen (Sozial-) Räume zu isolieren, die im Rahmen einer sozialwissenschaftlichen Forschung einzig rechtmäßig zur wissenschaftstheoretisch stringenten Schau stehen. Denn die *false dichotomy* zwischen einer Welt der Naturwissenschaften einerseits und einer Welt der Sozial- und Kulturwissenschaften andererseits ist dekonstruiert worden und wird auch mit-

tels streng sozialwissenschaftlich aufgetragener Bepanthenalbe nicht wieder in Stand gesetzt werden können.

Damit wird deutlich, warum ein ANDERES Denken seine Kritik (im Gegensatz zu Werlen) nicht auf diejenigen beschränken kann, die eine »subjektiv gedachte« und eine »symbolisch-soziale Welt« mit dem (physisch-materiellen) Raum verbinden und übersehen, daß sie die Objekte dieser Welten damit als »substanzielle erscheinen (...) lassen« (Werlen 2000: 394) – sprich: diese Objekte *reifzieren*. Denn aus einer ANDEREN Sicht tun solche »ontologisch revolutionierten« Kritikerinnen und Kritiker in ihren »eigenen« Arbeiten letztlich nichts anderes, als die Objekte ihrer (immerhin sauber getrennten) Welten zu setzen und sie damit, gleichsam unter der Hand, mit einer bestimmten Seinsweise auszustatten – sprich: diese Objekte zu *ontologisieren*!

Dies bedeutet freilich nicht, daß eine sozialwissenschaftlich fundierte Geographie nach Art der »Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen« (Werlen 1995, 1997) in diesem Buch als das größte Übel angesehen wird. Angesichts des Diskussionsstands der deutschsprachigen Geographie ist das Gegenteil der Fall. Wer aber – wie Werlen dies zu tun scheint – den Konstruktivismus nur »halbherzig« denkt und nicht auch auf Körper und eine »physisch-materielle Welt« im allgemeinen bezieht, der (oder die) bleibt in der naiven Dichotomie von einem Königreich menschlicher Freiheit einerseits und einem (weniger königlichen) Reich unverfügbarer natürlicher Notwendigkeit gefangen. Und so ist es vielleicht doch nicht nur, wie Gerhard Hard vermutet, einer wohlmeinenden Konzession an die geneigten geographischen Leserinnen und Leser geschuldet, daß bei Werlen der »Begriff des ›Raumes‹ als eines physisch-materiellen Phänomens (...) nicht gänzlich ausgemerzt« (Hard 1999: 134) ist. Doch auch von solchen Vermutungen abgesehen – immerhin fristet »dieser ›Raum‹ (...) schon in Werlens Dissertation nur noch ein marginales Dasein« (ebd.) – ist mit dem »gemütlichen«, weil ontologische Ausschließlichkeit und damit Sicherheit konstituierenden Standpunkt die Gefahr eines identifizierenden und homogenisierenden Sprechens von einem feldherrischen Aussichtspunkt aus vorprogrammiert.

Dabei sei keineswegs unterstellt, daß Benno Werlen sein Tun nicht im Sinne einer »doppelten Hermeneutik« (Werlen 1997: 231) auffaßte und daß er seine Rekonstruktionen der Raumkonstitutionen handelnder Subjekte nicht wiederum als wissenschaftliche Konstrukte ver-

stünde. Eine solche Unterstellung wäre wohl schon insofern absurd, als der Handlungstheoretiker Werlen das Drei-Welten-Modell Poppers von seinem kritisch-rationalistischen Sockel stürzt und in Anlehnung an Schütz (1981) auf phänomenologische Füße stellt. Allein – auf der Suche nach einer wissenschaftlichen Darstellung der Wirklichkeit, die »Wahrheitsstatus beanspruchen« (Werlen 1997: 2) möchte, läuft man wohl immer Gefahr, die Betonung auf die (Sozial-)Wissenschaftlichkeit des eigenen Tuns zu legen und damit den kontingenten Charakter der »eigenen« Grundlagen zu vergessen. Oder anders ausgedrückt: Es ist zwar verdienstvoll, wie Benno Werlen diejenigen »Reifikationsprozesse« zu rekonstruieren, »die auf seiten der regionalisierenden, d.h. Räume konstituierenden Subjekte fast stets mitlaufen« (Hard 1998: 251). Was aber, wenn sich an diese Rekonstruktion zwar »das Studium der sozialen, zumal politischen Folgen dieser Reifikationen« (ebd.) anschließt, das Studium der »eigenen« Rekonstruktion und deren sozialen, zumal politischen Folgen hingegen sehr viel schneller unter den Tisch zu fallen scheint? Dann muß eine Kritik an der Logik des geographischen Blicks *auch* die »Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen« einschließen. Denn diese Kritik schließt *alle* geographischen Blicke ein, die sich die Welt in objektivierender Art und Weise anzueignen bestrebt sind – und damit eben auch solche Blicke, die für geographische Verhältnisse erfrischend »un-natürlich« daherkommen.

Daher kann die Schlußfolgerung nur lauten, die Rede von *Wirklichkeit* als die *Rede* von Wirklichkeit zu begreifen und die *ontologisch* gedachte Trennung zweier oder mehrerer Welten zu verabschieden – was keinesfalls ein Plädoyer für ontologische Holismen impliziert. Wenn hier mit der Dekonstruktion des ontologischen Pluralismus bzw. der Zwei-Reiche-Lehre argumentiert wird, dann geschieht dies nicht, um unter der Hand zu einer Eine-Welt-Ontologie zurückzukehren – oder um, wie Gerhard Hard formuliert, »den Riß zwischen Sozial- und Naturwissenschaften (und schließlich sogar die Welt) zu heilen« (Hard 1999: 140). Folglich braucht auch nicht angenommen zu werden, hierzu könne »die Landschaftsökologie oder eine Humanökologie oder etwas Ähnliches aus der Alltags- und Wunderwelt der Hybriden einspringen« (ebd.). Denn wenn hier mit dieser Dekonstruktion argumentiert wird, dann geschieht das vor dem Hintergrund eines Denkens, das nicht nur (und *erstens*) dem (re-)produzierten Cha-

rakter einer grundsätzlich kontingenten Wirklichkeit Rechnung tragen, sondern auch – und damit verbunden (*zweitens*) – auf die Machtdurchdrungenheit jeglichen Wissens und Denkens verweisen möchte.

Ersteres bedeutet, von Konzepten abzurücken, die – wie etwa Wolfgang Zierhofers »Geographie der Hybriden« (Zierhofer 1999) – eine »quasi-ontologische Unterscheidung eines Bereiches der kausal determinierten Materie und eines Bereiches des freien, zielgerichteten Sinnes« (ebd.: 10) vorsehen. Denn dieser Quasi-Ontologie liegt, zumal sie auf einer *sprachpragmatischen Version der Handlungstheorie* (ebd.: 8) – und damit letztlich eher auf Habermas als auf Haraway – aufbaut, ein Widerspruch zugrunde. Dieser Widerspruch besteht darin, daß auf sprachpragmatischer Grundlage (und erst recht in der Auseinandersetzung mit Donna Haraway) konsequenterweise die Verfügbarkeit von »Natur« angenommen werden müßte. Zierhofer aber hebt ihre Unverfügbarkeit hervor – und sei es nur deshalb, weil die quasi-ontologische Unterscheidung »die Grundlage für eine Konzeption relativ autonomer Subjektivität [bildet], ohne die eine normative soziale Ordnung, z. B. in Form des biologisch existentiell wichtigen Generationen- und Geschlechtervertrages (sic!) undenkbar erscheint« (ebd.: 10). Oder wie es an anderer Stelle heißt: »Die Gründe dafür [für die Unterscheidung von determinierter Materie und freiem Sinn, JL] sehe ich in der praktischen (nicht logischen!) Notwendigkeit, einen Bereich der Kausaldeterminiertheit von einem der Teleologie (Zielbezogenheit und Freiheit) zu unterscheiden« (ebd.: 3).

Inmitten des Dilemmas zwischen Verfügbarkeit und Unverfügbarkeit entscheidet sich Zierhofer also für die Unverfügbarkeit eines kausal determinierten Reiches. Damit tut er nichts anderes, als (wider seine Grundlagen) an einer Einstellung festzuhalten, die mit Nassehi (1999: 354) als *säkularisierte Lösung des Theodizeeproblems* bezeichnet werden kann. Denn »Natur« bietet ihm (noch einmal: wider seine Grundlagen) denjenigen Ort, an den »Schicksalhafter, Unverfügbares, gesellschaftlicher Kontrolle Entzogenes, Unveränderliches oder schlicht Hinzunehmendes« (ebd.) adressiert werden können und der damit »dem Leiden [in und an der Welt] wenn schon keinen Sinn, dann doch einen Raum« (ebd.) gibt. Allein – und damit zurück zu Zierhofers »Grundlagen«: *Die Natur kann nicht vor ihrer Konstruktion existieren* (Haraway 1992: 296, zit. in Flitner 1998: 89), und die

Rede von *Natur* bleibt immer noch die *Rede* von Natur (vgl. Nassehi 1999).

Zudem ist – damit zusammenhängend und *zweitens* – *die Wahrheit von dieser Welt, in der sie nicht nur aufgrund vielfältiger Zwänge produziert wird und über geregelte Machtwirkungen verfügt, sondern wo es auch Mechanismen und Instanzen der Sanktionierung und Bestimmung dessen gibt, was wahr ist und was nicht* (Foucault 1978: 51). Läßt man sich – in einer taktisch-essentialistischen Bewegung – auf den »ganz normalen Wahnsinn« und damit auch auf die politischen und ökonomischen Ungleichheiten dieser Welt ein, dann wird sehr schnell deutlich, daß keine Rede davon sein kann, daß »alles im Prinzip auf dieselbe Weise existiert, (...) es nur eine Welt mit einer durchgängigen Seinsweise gibt« (Zierhofer 1999: 3), wie Zierhofer vorschlägt. Und deshalb kritisiert ein ANDERER Blick – *last but not least* – auch solche Positionen, denen es auf der Suche nach der aussichtsreichsten Ontologie zweckmäßig erscheint, »solche Prämissen zu wählen, die den geringsten empirischen Gehalt aufweisen« (ebd.); d.h. solche Prämissen, die »das ›ontologische‹ Problem im Rahmen einer Welt« (ebd.) lösen wollen. Mit anderen Worten und bezogen auf die disziplinär-disziplinierende Geographie: Ein ANDERER Blick wendet sich *auch* gegen solche Positionen, die mit Blick auf die (von ihnen selbst gesetzte) »eine Welt« fordern, der Schulterschuß von Ökologie und Soziologie müsse »Konsequenzen für das Verhältnis von physischer Geographie und Humangeographie nach sich ziehen« (ebd.: 12). Denn ihnen ist (nicht zuletzt) entgegenzusetzen, daß Fragmentierung und irreduzible Vielheit wohl kaum zur Begründung einer (quasi-)ontologisch vereinheitlichten Geographie als der Synthese von Natur- und Kulturwissenschaft taugen.

Sei es also gegenüber der traditionellen Geographie, der Geographie als formaler Raumwissenschaft, einer (diese Bezeichnung verdienen) Sozialgeographie oder auch dem geographischen *One-Worldism* jüngerer Datums: ein ANDERES Denken stellt den Glauben an die geographische Wirklichkeit ebenso in Frage wie den Glauben an die Möglichkeit objektiver Erkenntnis dieser Wirklichkeit. Und vielleicht ist es in diesem Kontext besonders aufschlußreich, daß diese ANDERE Sicht der Dinge, die »ein Verhältnis zur eigenen Kontingenz gefunden [hat], indem sie Zirkularität nicht mehr ausschließt« (Luhmann 1992: 95), innerhalb der deutschsprachigen Geographie bis heute nicht einmal in

derjenigen Teildisziplin zum *common sense* gehört, die sich *Politische Geographie* nennt. Bevor im Rahmen der dritten Etappe explizit auf das Feld der Politischen Geographie eingegangen wird, soll abschließend versucht werden, die Befunde der letzten Wegstrecken nicht nur zusammenzufassen, sondern mit einer weiteren Frage zu verknüpfen: der Frage nach der (Un-)Sinnigkeit der aktuellen Rede von einem *geographical turn*.

**»Was ist eigentlich Geographie?« –
Bemerkungen aus dem Zwischen-Raum**

Bereits seit einiger Zeit bricht sich in den Sozialwissenschaften die Begeisterung für eine Kategorie Bahn, die vordem mehr oder weniger exklusiv der fachwissenschaftlichen Geographie vorbehalten zu sein schien. Sei es von seiten der Wirtschaftswissenschaften (vgl. etwa Krugman 1998), sei es von seiten der Soziologie (vgl. etwa Giddens 1995) oder sei es von seiten der Politikwissenschaften (vgl. etwa Huntington 1993): die Verwendung raumbezogener Terminologie erfreut sich wachsender Beliebtheit. Entsprechend häufig findet sich der Raumbegriff in Titeln der unterschiedlichsten »fachfremden« Veröffentlichungen, Tagungen und Vorträge, und es bedarf nur einer milden Übertreibung, die aktuelle sozialwissenschaftliche Großwetterlage als Goldgräberstimmung des Räumlichen zu bezeichnen. So kann es auch nicht weiter überraschen, daß nach dem *linguistic*, dem *discursive*, dem *cognitive* und dem *pictorial turn* auch der *geographical* bzw. *spatial turn* aus der Taufe gehoben wurde (Agnew 1995: 379; Curry 1991: 214; Unwin 2000: 18). Dieses jüngste Mitglied der großen Familie sozial- und geisteswissenschaftlicher »Wenden«, so wollen es zumindest seine angelsächsischen Patinnen und Paten, markiere das Ende der Vorherrschaft der Kategorie »Zeit« über die Kategorie »Raum« (Smith 1998; Soja 1989). Vorbei seien die Zeiten, in denen sozialwissenschaftliche Theorien und Ansätze die räumliche Dimension zugunsten der zeitlichen vernachlässigt hätten; vorbei seien die Zeiten, die durch eine Fixierung auf die Zeit charakterisiert gewesen seien – und endlich habe sie (wieder) geschlagen, die Stunde der Geographie.

Auch innerhalb der deutschsprachigen geographischen Literatur finden sich solche und ähnliche Situationsbeschreibungen. So wird

etwa konstatiert, »daß die Relevanz des Raumes auch außerhalb der Geographie mehr und mehr erkannt wird und die Beschäftigung mit räumlichen Aspekten Anerkennung findet« (Pohl 1993: 260). Allerdings hat es den Anschein, als würde die fachextern postulierte Raumrelevanz im deutschsprachigen Kontext nicht ausschließlich zur Freude gereichen. Vielmehr werden Stimmen laut, die besorgt fragen: »Wie konnte es nur geschehen, daß *wir* die in *unserem* Fach originär verankerte Diskussion zu Raum, Region, Regionalisierung, zu Standorten, Mega- und Global-Cities etc. in der Vergangenheit den in Frage kommenden Nachbardisziplinen ganz offensichtlich nicht näher zu bringen vermochten« (Scholz 1998: 13; Hervorhebung JL), so daß sich die bunten und vielfältigen Debatten um den Gegenstand des Faches in den Nachbardisziplinen weitgehend abgekoppelt von den originär geographischen Diskussionen vollziehen?

Angesichts solcher Äußerungen antizipiert die von Wir-Gefühl und fachinterner Harmonie überraschte Beobachterin bzw. der entsprechende Beobachter beinahe den Beitrag, in dem – gleichsam in einer Gegenbewegung zu der (zumindest auf verbaler Ebene) vollzogenen Entwicklung der Anthropogeographie hin zur *Sozialwissenschaft* (vgl. hierzu Hard 1999: 137) – die (verbale) Rückkehr zu einem *raumwissenschaftlichen* Paradigma gefordert wird. Doch auch diesseits solcher Antizipationen bleibt festzuhalten, daß die Rede von einer (Wieder-)Geburt des Räumlichen nur selten in Frage gestellt wird. Und doch lohnt es sich, der Sinnhaftigkeit dieser Rede einmal nachzugehen. Dies soll im folgenden geschehen – allerdings weniger aus der Befürchtung heraus, »daß der Geographie ihr Gegenstand Raum abgenommen wird und ihr nur die Aufgabe einer enzyklopädischen Länderkunde des ›Wo‹ (›Löwengeographie‹) oder einer volkshochschulartigen ›Folk science‹ bleibt« (Pohl 1993: 261). Denn auch wenn, wie Jürgen Pohl nahelegt, Ronald Johnstons Vergleich des wissenschaftsbetrieblichen Kampfes um Ressourcen mit einem darwinistischen *Catch-as-catch-can* durchaus adäquat sein mag (Johnston 1983), so erscheint der Wunsch nach einem wie auch immer gearteten distinkten Zugriff auf einen ebensolchen Gegenstand aus einer post-disziplinären Sicht mehr als problematisch (vgl. Sibley 1995: xv).

Es sind denn auch andere Gründe, die es ratsam erscheinen lassen, jede pauschale Rede von einer »geographischen Wende« mit Vorsicht zu genießen. Werden die Argumentationen der vorangegangenen

Wegstrecken ernst genommen, dann wurden innerhalb der sozialwissenschaftlichen Theorien (wie auch im »gesellschaftlichen Alltag«) bereits vor dieser Wende imaginative Geographien verhandelt; dann waren die Sozialwissenschaften von ihrem institutionellen Anbeginn mit bestimmten Raumbildern ausgestattet. Zu nennen wären hier die Konzepte der »Kontinente«, der »Kulturkreise« und erst recht der »nationalstaatlichen Container«, aber auch die Unterscheidungen »zwischen dem privaten und dem öffentlichen Raum, zwischen dem Raum der Familie und dem gesellschaftlichen Raum, zwischen dem kulturellen und dem nützlichen Raum, zwischen dem Raum der Freizeit und dem Raum der Arbeit« (Foucault 1991: 67). Zwar wurden diese imaginativen Geographien nicht (oder nur sehr selten) expliziert, sondern als *natürliche* oder *einzig mögliche* angesehen und dem wissenschaftlichen Arbeiten stillschweigend vorausgesetzt. Aber auch wenn die räumlichen Vorannahmen der modernen sozialwissenschaftlichen Rationalität damit weitgehend im blinden Fleck verborgen blieben, so sind die Sozialwissenschaften doch von Anbeginn an alles andere als »raumlos« gewesen:

»(...) space was not subordinated or invisible in Western intellectual thought at the fin de siècle. The frame of the emergent social sciences – where society was equivalent to the territory of the state – and of political discourse more generally (busily inventing or renegotiating the limits of the nation or empire as imaginary community) was inescapably spatial« (Ó Tuathail 1996: 24).

Vor diesem Hintergrund muten sowohl die Rede von einer traditionellen *Unterprivilegierung des Raums* als auch die komplementäre Rede von einem aktuellen *geographical turn* mehr als fragwürdig an – und es stellt sich die Frage, warum der »Gegenstand« der Geographie lange Zeit als so natürlich galt, daß er nicht einmal einer expliziten Erwähnung wert erschien.

Die Suche nach einer Antwort soll beim letzten Wort dieser Frage beginnen: dem Wort »natürlich«. Dieses Wort ruft Assoziationen an ein Erkenntnisprinzip hervor, das im Rahmen des vorangegangenen Teilstücks als grundlegend für die Produktion und Aneignung von Wirklichkeit beschrieben wurde. Dabei handelt es sich um das paradoxe Erkenntnisprinzip der Naturgeschichte, das – gekennzeichnet durch ein *Paradox der Sichtbarkeit* – all das natürlich erscheinen läßt,

was gesehen wird, weil es so gesehen wird, wie es gesehen wird. Oder anders ausgedrückt: Es handelt sich um dasjenige Erkenntnisprinzip, das all das natürlich erscheinen läßt, was sichtbar ist, und nicht »bedenkt«, daß das Sichtbare erst sichtbar gemacht werden mußte – und daß sich dieses Sichtbarmachen nur im Rahmen einer ganz bestimmten Ordnung vollziehen kann. Wird an dieser Stelle zudem noch einmal vergegenwärtigt, daß die Produktion einer bestimmten Wirklichkeit immer auch eine Verortung der Objekte beinhaltet; daß also die Verortung im Raum eine Basiskategorie jeglicher Repräsentationssysteme darstellt, dann erklärt sich die vermeintlich natürliche Qualität der geographischen Wirklichkeit recht schnell. Dann wird deutlich, daß sich im Prozeß der Ordnung/Verortung eine (je spezifische) Brille bildet, durch deren Gläser die geographische Wirklichkeit angeschaut und damit (re-)produziert wird.

Im Prozeß der Ordnung/Verortung findet demnach die – letztlich paradoxe – (Re-)Produktion vermeintlich natürlicher Räume statt. Sie ist insofern als paradox zu bezeichnen, als die (re-)produzierten Räume nichts anderes darstellen als *symbolische (Re-)Konstruktionen* der jeweils zum Tragen kommenden Ordnungs/Verortungs-Kriterien. Denn im Rahmen dieser symbolischen (Re-)Konstruktionen vollzieht sich, wie im Anschluß an Pierre Bourdieu formuliert werden kann, »eine heimliche Umkehrung von Ursache und Wirkung« (Bourdieu 1997: 93), im Rahmen derer der (re-)konstruierte und damit sichtbar gemachte (Erd-)Raum zur (ideologischen) Grundlage für diejenigen Kriterien der Verortung wird, mittels derer er selbst konstruiert wurde. Zu nennen wären hier etwa die Kategorien des »Eigenen« und »Anderen«, des »Wohlgesonnenen« und »Feindlichen«, aber auch des »Öffentlichen« und »Privaten«, des »Arbeitsbezogenen« und »Freizeitbezogenen«; eine Liste, die sich noch sehr lange fortsetzen ließe. Damit wird deutlich, daß es sich beim sichtbar gemachten (Erd-)Raum um einen *multipel binären Identifikationsraum* handelt: »Multipel ist dieser Raum, weil in ihm eine Mannigfaltigkeit von Unterscheidungen vorkommt, und binär ist er aufgebaut, weil es Unterscheidungen sind, die die Identifikation innerhalb dieses Raums ermöglichen (...)« (Naschi 1995: 447).

Es ist also die *heimliche Umkehrung von Ursache und Wirkung*, die die Natürlichkeit der geographischen Wirklichkeit garantiert, indem sie dafür sorgt, daß die natürlichen Räume sichtbar gemacht, *naturali-*

siert werden, während der Prozeß des Ordnen selbst, d.h. die Verortung nach ganz bestimmten Kriterien, unsichtbar bleibt. Und zwar so unsichtbar, daß er, wie der legendäre »Wald vor lauter Bäumen«, buchstäblich dem Blick entgeht. Imaginative Geographien stellen folglich vermeintlich natürliche räumliche Ontologien oder »Welt-Bilder« dar, die als so natürlich gelten, daß ihr konstruierter Charakter aus dem Blickfeld gerät. Damit kann aus der Problematisierung der Rede von einem angeblichen *geographical turn* folgender Schluß gezogen werden: Der geographische Mainstream (re-)produziert, wann immer er die Rede von einer »geographischen Wende« anstimmt und/oder aufgreift, das der modernen Rationalität zugrundeliegende Erkenntnisprinzip und damit letztlich die *Naturalisierung des Konstruierten*. Dies soll freilich nicht heißen, daß sich die Gefangenschaft im *Paradox der Sichtbarkeit* ausschließlich in der Rede von dieser Wende zeigen würde. Was hingegen gesagt sein soll, ist, daß diese Gefangenschaft auch und wohl besonders eindrücklich anhand dieses Beispiels deutlich wird. Und zwar nicht nur, weil der modernen Rationalität schon immer ganz bestimmte Raumvorstellungen zugrunde lagen. Sondern auch, weil der vermeintliche *geographical turn* nicht dazu beigetragen hat, den konstruierten Charakter der vermeintlich natürlichen geographischen Wirklichkeit sichtbar zu machen. Denn eine kritische Betrachtung der aktuellen Raumbegeisterung macht sehr schnell deutlich, daß unter dem Mantel dieser »Wende« meist die Verwendung jener Zentrum-Peripherie- oder Kern-Rand-Modelle gefeiert wird, die nicht zur Sichtbarmachung impliziter Geographien beizutragen vermögen, sondern bereits vorhandene *hidden geographies* (Agnew 1995: 380) weiterhin verdecken – oder neue »verborgene Geographien« implementieren.

So dürfte die Problematisierung der Rede vom *geographical turn* noch einmal deutlich gemacht haben, auf welche Weise ein ANDERES Denken die Objektivität des geographischen Blicks in Frage stellt. In dieser Eigenschaft ruft es dazu auf, mit unhinterfragten Überzeugungen zu brechen, vertraute Ordnungen in Frage zu stellen und die EIGENEN Denkschemata immer wieder zu überprüfen. Oder anders ausgedrückt: Es ruft dazu auf, von einem objektivistischen Zugriff auf die Wirklichkeit Abschied zu nehmen und sich, wie Armin Nassehi (1999: 359) in bezug auf die Soziologie formuliert, weniger auf die Beobachtung des wissenschaftlichen *Gegenstandes* als darauf zu konzentrieren,

wie dieser Gegenstand – auch in den EIGENEN Arbeiten – *beobachtet* und damit (re-)produziert wird. Doch auch wenn ein ANDERES Denken damit diejenigen Geographinnen und Geographen, die es ernst nehmen, auffordert, zu Erkenntnistheoretikerinnen und Erkenntnistheoretikern zu werden, dann bedeutet dies nicht, daß es ihnen umgekehrt zugestehen würde, die »wahr gewordenen« geographischen Wirklichkeiten – oder eben den *Gegenstand* – aus den Augen zu verlieren. Denn ein ANDERES Denken wird immer auch bemüht sein, mit diesen Wirklichkeiten – als Wirklichkeiten vielfältiger Ausschlüsse – zu kommunizieren. *Und* es wird bemüht sein, anderen, ausgeschlossenen Wahrheiten zu ihrem Recht zu verhelfen.

Damit befindet sich dieses Buch vollends im Zwischen-Raum eines ANDEREN Denkens. Denn die eben skizzierte Positionierung stellt nichts anderes als die »geographische Variante« jenes theoretisch-praktischen Dazwischen dar, das im Laufe der ersten Etappe auf »allgemeiner Ebene« erarbeitet wurde. Diese Variante kann im Anschluß an Stuart Hall (1997c) mit dem Begriff der *Transterritorialität* umschrieben werden: Die Transterritorialität resultiert aus einer Bewegung zwischen Identität und Differenz, zwischen taktischem Essentialismus und Hybridität, zwischen (gesellschafts-)politischem Engagement und (erkenntnis-)theoretischer Verunsicherung. Und ganz so, wie diese Bewegung ausdrücklich nicht das Ziel verfolgt, die Gegensätze zwischen diesen Polen aufzuheben, so fordert ein ANDERES Denken die Geographinnen und Geographen zwar dazu auf, zu Erkenntnistheoretikerinnen und Erkenntnistheoretikern zu werden, gesteht ihnen deshalb aber noch lange nicht zu, keine Geographinnen und Geographen mehr zu sein.

So zeigt sich letztlich, daß das Aufsetzen einer ANDEREN Brille nicht zwangsläufig bedeutet, sich den Diskussionen um Gegenstand oder Identität eines Faches grundsätzlich zu entziehen. Im Gegenteil: Nicht erst hier wird deutlich, daß auch in diesem Buch die einleitend erwähnte quasiautomatistische Selbstzensur nicht vermieden werden kann – ging es doch auf den letzten Seiten letztlich um eine Positionierung im disziplinpolitischen Feld – und auch gar nicht vermieden werden soll. Auch dieses Buch möchte »(noch) Geographie« sein, wobei allerdings offen bleiben soll, ob dieser Wunsch einem libidinösen Verhältnis zur geographischen Disziplin als einer vorgestellten Entität entspringt oder nicht. Aber die Alterität des ANDEREN Blickwinkels

besteht eben auch darin, diese Möglichkeit einzuräumen und nicht so zu tun, als sei die Entscheidung, ob der Inhalt eines Buches »(noch) Geographie« ist, von der *einen*, übergeschichtlichen und quasi-personalisierten geographischen Disziplin oder von der *einen*, übergeschichtlichen und quasi-natürlichen geographischen Wirklichkeit bestimmt.

Diesem Blickwinkel liegen zwei lediglich in heuristischer Hinsicht zu trennende Überzeugungen zugrunde. Erstens: Geographie, verstanden im disziplinär-disziplinierenden Sinne, *ist* nicht, sondern sollte als eine Disziplin verstanden werden, die im Rahmen wissenschaftssystemarer Auseinandersetzungen erst (re-)produziert wurde. Oder: die geographische Disziplin *ist* nicht, sondern wird »personalisiert« – wenn auch nicht zufällig:

»Now the intellectual division of labor has always been an untidy affair (...) but it is not completely arbitrary. It is always possible to provide reasons (historical reasons) for the boundaries being drawn this way rather than that one. Once those boundaries are established, however, they usually become institutionalized. All the apparatus of the academy is mobilized to mark and, on occasion, to police them. But these divisions do not correspond to any natural breaks in the intellectual landscape; social life does not respect them and ideas flow across them« (Gregory 1994: 10-11).

Und zweitens: Auch der Gegenstand dieser quasi-personalisierten Geographie *ist* nicht per se, sondern sollte als eine diskursiv produzierte, reproduzierte und transformierte Wirklichkeit betrachtet werden:

»Raum – Raumverteilung, Raumzuweisung – bleibt unter allen Umständen *kulturell definiert*, ist ein Bild, das sich ein vorwaltender kultureller Konsens von der Welt gemacht hat. Das gilt auch vom naturwissenschaftlich geordneten, das heißt aufgrund abstrakter Prämissen organisierten Raum. Auch vom »naturwissenschaftlichen Weltbild« müssen wir demnach sagen, dass es keineswegs als voraussetzungslos gelten darf – nur weil es seine Voraussetzungen »objektiv« nennt und lange nicht gezwungen war, sie zu reflektieren« (Muschg 1996: 50).

Auch die geographische Wirklichkeit *ist* also nicht, sondern wird im Rahmen vielfältiger Repräsentationsprozesse (re-)produziert – wenn auch nicht zufällig und wenn auch nicht nur von Geographinnen und

Geographen. Vor diesem Hintergrund kann das Ende dieser Etappe als eine Aufforderung gelesen werden, das Anbeten der *einen* Geographie und ihres »alte[n] Stammesgötze[n]« (Hard 1990: 12) einzustellen. An diese Aufforderung knüpft sich freilich nicht die Forderung, einen bisherigen Irrglauben durch eine möglichst aussichtsreiche und stringente Wissenschaftlichkeit zu ersetzen. Gefragt ist vielmehr die Entwicklung einer »politisch-fiktionalen (politisch-wissenschaftlichen)« (Haraway 1995: 36) Praxis – einer Praxis, die nicht zuletzt auch die Forschungsstrategien der Politischen Geographie bereichern kann. Dies jedenfalls stellt das Ziel der nächsten Etappe dar.

3. ETAPPE:

AUF DEM WEG AUS DER KULTUR-RÄUMLICHEN DENKFALLE

Einleitung

Die Welt ist aus den Fugen geraten. Spätestens seit 1989 präsentiert sie sich in einer bisweilen anarchisch anmutenden Unübersichtlichkeit und zwingt »die internationale Gemeinschaft zu einer Ausschau nach neuen Haltepunkten und Koordinaten« (Gasteyger 1999: 2). Aber diese Ausschau erweist sich als schwierig. Nicht nur der und die Einzelne, sondern auch die Staatengemeinschaft selbst zeigt sich »überfordert angesichts der Vielzahl sich überlappender oder widersprechender Ordnungsangebote« (ebd.). Zu groß ist das heterodoxe »Gemisch von sich häufenden Akteuren – staatlichen und überregionalen, privaten und transnationalen, innerstaatlichen und globalen« (ebd.); zu groß ist die Vielfalt an – teilweise paradoxen – politischen Entwicklungen und Erscheinungen, die hier mit Schlagworten wie »Regionalisierung«, »Fragmentierung«, »neue politische Akteure« und »Globalisierung« sowie, *last but not least*, dem »Ende des Nationalstaats« nur kurz angedeutet sei. Nur wenige Ordnungsparameter können ausgemacht werden: Die Koordinaten Kommunismus vs. Kapitalismus wurden abgelöst, was nicht nur das Ende der alten, rigiden Feindbilder mit sich brachte, sondern auch »zur Segmentierung von Macht und zur Entlassung von Konflikten aus großen, disziplinierten Fesselungen führte« (Weidenfeld 1999: 2). Waren Feindbilder und Fesselungen noch bis vor kurzem ideologischer Art, so präsentieren sich die aus ihnen entlassenen Konflikte heute hauptsächlich als kulturell bedingt. So bedarf

es keines Samuel Huntington, der »Kämpfe zwischen den Kulturen als größte Gefahr für den Weltfrieden« (Huntington ⁴1997: 531) betrachtet und eine auf Kulturen basierende internationale Ordnung für den sichersten Schutz vor einem Weltkrieg hält, um die aktuelle Brisanz kultureller Konflikte erkennen zu können. Die Entwicklungen in Indonesien oder in Sierra Leone, im Kaukasus oder – wie das folgende Zitat deutlich macht – auf dem Balkan sprechen für sich:

»Es handelt sich hier [bei den Bündnismodellen und -projekten auf dem Balkan, JL] um eine Vernetzung von ethnisch-religiösen Konflikten und geopolitischen Interessen, die in der Lage sind, den Balkan erneut in das ›Pulverfaß Europas‹ zu verwandeln. Bei den griechischen und türkischen ›Projekten‹, von denen sich die Regierungen in Athen und Ankara allerdings offiziell distanzieren, ist deutlich der jahrhundertealte Streit zwischen Staaten und Kulturen zu erkennen. Die Wiederkehr der Geopolitik auf dem Balkan ist eine Tatsache« (Brill 1998: 113).

»Wir« erleben also nichts anderes als eine neue Bedeutung räumlicher Konflikte – oder eben: die Renaissance der Geopolitik. Beispielhaft kommt diese Entwicklung in den Worten des ehemaligen russischen Außenministers Andrej Kosyrew zum Ausdruck, demzufolge »die Geopolitik (...) an die Stelle der Ideologie tritt« (Kosyrew zit. in Brzezinski 1997: 145). Und tatsächlich kann man sich keine bessere Charakterisierung einer Welt denken, in der »Ost und West« durch einen immer komplexer werdenden kultur-räumlichen Flickenteppich abgelöst wurden, der sich »großen« ideologischen Ordnungskoordinaten weitgehend entzieht.

Vor diesem Hintergrund ist es vordringliche Aufgabe der Politik, Orientierung zu geben und Sicherheit zu vermitteln. Dabei liegt es auf der Hand, daß die neuen globalen Herausforderungen – erwähnt seien hier nur die (oft aus ethnischen Konflikten resultierenden) Migrationsströme, die gewaltigen Umweltschäden, die Verbreitung von Massenvernichtungswaffen oder auch die Bevölkerungsexplosion – nicht mehr gemäß den alten, auf staatlichem Machtgewinn beruhenden Denkformen bewältigt werden können, »in denen ein Fürst Clemens *Metternich* und seine Epigonen kalkuliert haben« (Weidenfeld 1999: 1). Nur noch im wohlabgestimmten Konzert der internationalen Staatengemeinschaft und unter Einbeziehung der neuen Akteure kann es

gelingen, die weitgehend konturlos gewordene Welt mit einem Mindestmaß an Ordnung zu versehen. Auch die Wissenschaften sind gefragt – muß es doch das Ziel aller Beteiligten sein, das »verwirrende Mit- und Gegeneinander auf Kiel und in Schranken zu halten« (Gasteyer 1999: 5). So sollte der Beitrag etwa der Politikwissenschaft darin bestehen, die zunehmende Vielfalt internationaler Entwicklungen zu analysieren und somit für Orientierung in einer orientierungsbedürftigen Welt zu sorgen. Und auch die Politische Geographie kann und darf nicht zögern, ihr Wissen einzubringen. Denn gerade die Politische Geographie, die sich seit jeher den Wechselbeziehungen von Raum bzw. Territorium einerseits sowie Gesellschaft und Staat andererseits widmet, ist prädestiniert, in einer Welt, die von einer neuen Relevanz räumlicher Konflikte gekennzeichnet ist, für wissenschaftlich fundierte Orientierung zu sorgen.

Solche und ähnliche Äußerungen gehören zum *common sense* der mit dieser Thematik befaßten außen- und sicherheitspolitischen Beiträge – und es ist genau diese Sicht der Dinge, gegen die im folgenden angegangen wird. Wie könnte es auch anders sein auf einer Reise zu einer ANDEREN Geographie der Welt? Das Ziel dieser Reise besteht ja gerade *nicht* darin, die vermeintlich richtige, universell gültige und allumfassende Ordnung der »New World Disorder« (Anderson 1992) zu ermitteln. Es besteht im Gegenteil auch darin, Ordnungen in Frage zu stellen und die EIGENEN Denkschemata zu hinterfragen. Diese Reise möchte deutlich machen, daß »die Welt zu ordnen« immer auch bedeutet, die kontingente Wirklichkeit in eine ganz bestimmte Ordnung zu bringen. Und zwar in eine Ordnung, die vor dem Ordnen nicht bestanden hat. Und nicht zuletzt in eine Ordnung, die andere mögliche Ordnungen zwangsläufig ausschließt und andere Wahrheiten marginalisiert. Daher sollen die Ergebnisse der vorangegangenen Etappen – die geographische Wirklichkeit *ist* nicht, sondern wird im Zuge der Verortung von Objekten und Identitäten symbolisch (re-)konstruiert; Identitäten *sind* nicht, sondern werden in der permanenten Abgrenzung zum jeweils »Anderen« »erfunden« – nun zusammengeführt und auf den Kontext der Politischen Geographie angewendet werden. »Politische Geographie« ist dabei in demjenigen zweifachen Sinn zu verstehen, der im Rahmen der vorangegangenen Etappe bezogen auf die Geographie im allgemeinen skizziert wurde: zum einem als populärdisziplinierender (politisch-)geographischer Diskurs, der vom Klas-

senzimmer bis zum Kanzleramt auf allen Ebenen der gesellschaftlichen Verhandlung von Wissen zum Tragen kommt; zum anderen als das disziplinär-disziplinierende Projekt der politisch-geographischen *scientific community*.

Zunächst zur Politischen Geographie im erstgenannten Sinn und damit wieder zurück zur einleitenden Skizze der globalen (Un-)Ordnung. Wird diese Skizze durch eine ANDERE Brille betrachtet, so drängen sich drei Bemerkungen auf. Erstens: *Wie interessant*, daß räumliche Konflikte eine neue Ordnungsrelevanz gewonnen haben! Zweitens: *Wie interessant*, daß die weltpolitischen Bruchlinien seit 1989 kultureller Art sind! Und drittens: *Wie interessant*, daß, wie Andrej Kosyrew schreibt, die Geopolitik an die Stelle der Ideologie tritt! Zwar mögen diese Bemerkungen auf einen ersten Blick harmlos klingen. Und doch vermag das auf den ersten Blick so harmlose »Wie interessant!« eine Wirkung zu entfalten, die der Soziologe Dirk Baecker folgendermaßen beschreibt:

»Ein Gläubiger kniet nieder und beginnt ein Gebet. Ein Intellektueller stellt sich neben ihn und sagt: ›Wie interessant! Weißt Du, daß andere Völker an ganz andere Götter glauben?‹ Wie kann der Gläubige, der an seinen Gott glaubt, darauf reagieren? Natürlich lehnt er die Zumutung eines Vergleichs ab, hält den Intellektuellen für einen Neunmalklugen und die anderen Völker für ungläubig. Aber in Wahrheit ist er bereits erschüttert. In Wahrheit hat ihn bereits eine Unruhe erfaßt. Wie kann er glauben, wenn andere anders glauben? Was kann er wissen, wenn andere anderes wissen? Wer ist sein Gott, wenn andere ihn nicht kennen? Wie weit reicht die Macht seines Gottes, wenn andere ungestraft ihren Götzen huldigen dürfen?« (Baecker 2000: 48).

Mit anderen Worten: Das »Wie interessant!« weist darauf hin, daß alles auch ganz anders sein könnte – was in bezug auf die drei Bemerkungen bedeutet, daß weder der Raum eine neue Relevanz gewonnen *hat*, noch die weltpolitischen Bruchlinien seit 1989 kultureller Art *sind*, noch die Geopolitik an die Stelle der Ideologie *tritt*; ja daß selbst die Rede von der *Wiederkehr der Geopolitik* mit Vorsicht zu genießen ist.

Diese Thesen sollen im folgenden nicht nur *theoretisch*, sondern auch *empirisch* untermauert werden. Letzteres stellt das Ziel des dritten Teilstücks dar und wird dort unter der Überschrift »Welt-Ordnung vom Klassenzimmer bis zum Kanzleramt« am Beispiel der

deutschen Türkei-Politik in die Tat umgesetzt. Die theoretische Untermauerung hingegen soll unter der Überschrift »Geopolitik« *revisited*« im Rahmen des zweiten Teilstücks geleistet werden. Unter dieser Überschrift wird es gleichzeitig darum gehen, einen verunsichernden Blick auf die disziplinär-disziplinierende Politische Geographie zu werfen. Dabei wird es nötig sein, mindestens eine Differenz mehr zu bedenken, als es die Verunsicherung des populär-disziplinierenden Diskurses verlangt. Denn während die einleitende Skizze der aktuellen weltpolitischen Lage als politikwissenschaftlicher wie auch als (tages-) politischer Mainstream gelten kann, tun sich die Vertreterinnen und Vertreter der deutschen Politischen Geographie immer noch schwer, die aktuelle (Un-)Ordnung der globalen Politik öffentlichkeitswirksam zu kommentieren.

Ihre Zurückhaltung erklärt sich aus der generellen Entwicklung der Teildisziplin seit 1945. Eine besondere Bedeutung kommt jedoch Carl Troll und Peter Schöller zu, die das Legitimationsproblem der Politischen Geographie, das aus deren Verflechtung in die Machtpolitik des Zweiten und Dritten Reiches resultierte (vgl. Kost 1988), auf eine ganz bestimmte Art und Weise zu lösen vermochten (vgl. Troll 1947; Schöller 1957, 1958): Es gelang ihnen, die »nationalsozialistische und pseudowissenschaftliche Geopolitik« von der Politischen Geographie zu trennen und als ursächlichen Sündenbock aller machtpolitischen Verfehlungen darzustellen (vgl. Sandner u. Oßenbrügge 1992; Sprengel 1996). Zwar wurde damit der Weg bereitet, auf dem die Politische Geographie als vermeintlich »saubere« und objektive Teildisziplin wiederbegründet werden konnte. Allerdings erwies sich dieser Weg insofern als Holzweg, als die (mit der verfeimten Geopolitik assoziierte) internationale und globale Politik ausgeblendet und der politische Gehalt der Teildisziplin weitgehend negiert wurde (vgl. Sandner u. Oßenbrügge 1992).

In jüngerer Zeit hingegen mehren sich die Stimmen, die die grundsätzliche Stigmatisierung des Geopolitikbegriffs in Frage stellen (etwa Kost 1997; Oßenbrügge 1993; Sandner 1993). Mit den Plädoyers für eine kritische Auseinandersetzung mit dem Geopolitikbegriff geht der Aufruf einher, sich über das bisherige Maß hinaus an den internationalen politisch-geographischen Diskussionen zu beteiligen, die sich um ein besseres Verständnis der globalen Politik bemühen (vgl. etwa Oßenbrügge u. Sandner 1994). Und tatsächlich haben insbesondere die

Diskussionen innerhalb des angelsächsischen Kontexts zeigt, daß eine Auseinandersetzung mit dem Geopolitikbegriff nicht zwangsläufig in Widerspruch zu einem kritischen und engagierten Wissenschaftsverständnis steht. Im Zuge der postmodernen/poststrukturalistischen Debatten entwickelte sich dort gegen Ende der 1980er Jahre der Ansatz der *critical geopolitics* – ein diskurs-»theoretisch«/dekonstruktivistisch geprägter Zugang zum Zusammenhang von Macht, Wissen und Räumlichkeit (vgl. etwa Dalby 1988; Ó Tuathail 1989), der mittlerweile auch Eingang in die deutschsprachige (Politische) Geographie gefunden hat (vgl. etwa Lossau 2000, 2001; Reuber 2000; Wolkersdorfer 2000). An ihm wird sich auch der im folgenden zu riskierende verunsichernde Blick orientieren. Dabei wird es wohlweislich nicht darum gehen, das Projekt der *critical geopolitics* detailliert zu beschreiben. Denn das würde bedeuteten, es zu identifizieren, zu fixieren und auf den Punkt zu bringen. Statt dessen soll die theoretisch-praktische Möglichkeit genutzt werden, ihm auf die Spur zu kommen; d.h. die Inhalte der *critical geopolitics*, ganz im Sinne der *traveling theory*, als *work-in-progress* zu behandeln.

Doch freilich sind es nicht allein Arbeiten aus dem Bereich der *critical geopolitics*, die den folgenden Ausführungen zugrunde liegen. Insofern auch die bislang thematisierten Gedankengebäude wieder aufgegriffen und weitergeführt werden, besteht diese Etappe aus einer »Vermischung« unterschiedlicher Diskurse. Damit verdankt sie sich den Techniken des »Zusammenbastelns« verschiedener Diskurse, denen eins gemeinsam ist: Sie alle möchten vermeintliche Sicherheiten verabschieden und gewohnte Sichtweisen »bis zur Kenntlichkeit« (Nassehi 1998: 159) entstellen. Auf dieser Grundlage sollte es gelingen, den Weg aus einer Denkfalle zu finden, in der sich die Rationalität der westlichen Moderne, sei sie nun (sozial-)wissenschaftlicher oder ganz »alltäglicher« Art, wohl zu fühlen scheint: der kultur-räumlichen Denkfalle, in der *wie selbstverständlich* davon ausgegangen wird, daß (National-)Kulturen nicht nur durch gesellschaftliche Gemeinschaft gekennzeichnet sind, sondern auch an ein bestimmtes Territorium, an einen »eigenen« und »eigentlichen« Raum gebunden sind. *Und* es sollte gelingen, die Forschungsstrategien einer Teildisziplin zu reformulieren, die sich nur sehr langsam von der Vorstellung zu verabschieden scheint, durch lautes Schweigen bezüglich (disziplin-)politisch heikler Fragen könne eine »politische Abstinenz« erzielt werden.

»Geopolitik« *revisited*: Eine erkenntnistheoretische Verunsicherung der Politischen Geographie

Während noch 1994 in der Wochenzeitung »DIE ZEIT« zu lesen war, daß »Geopolitik (...) in Deutschland ein Reiz- und Tabuwort geblieben« (Fritz-Vannahme 1994) sei, ist Geopolitik bis heute zu einem Zauberwort geworden. Denn mit dem Wort »Geopolitik« verhält es sich so wie mit allen Zauberwörtern: »Sie zaubern sich gerade das her, was gesagt werden soll« (Nassehi 1998: 152). Dies zeigt schon ein kurzer Blick auf die Karriere dieses Wortes: Es hatte seinen festen Platz im deutschen Sprachgebrauch nach 1945 insofern eingebüßt, als es nicht von der nationalsozialistischen Machtpolitik getrennt werden konnte, »ja gerade in diesem Kontext teilweise als genuin »deutscher« Begriff wahrgenommen wurde« (Sprengel 1996: 16). So sollte es etwa vierzig Jahre dauern, bis es im »Mittellagen«-Palaver« (Wehler 1988: 176) des Historikerstreits eine erste und hauptsächlich nationalgeschichtlich geprägte Revitalisierung erfuhr. In Zeiten globaler (Un-)Ordnung hingegen scheint es die Möglichkeit zu eröffnen, die unterschiedlichsten Themen zu kommunizieren. Sei es die Legitimität militärischer Auslandseinsätze aufgrund *geopolitisch* motivierter »ethnischer Konflikte«, sei es die Notwendigkeit der Schaffung eines »Europas der unterschiedlichen Geschwindigkeiten«, in dessen gedachter Mitte ein *geopolitisch* evidentes »Kerneuropa« (vgl. Lamers 1994) steht, oder sei es nach wie vor die Schicksalhaftigkeit »unserer« *geopolitisch* unhintergehbaren »Mittellage«, die »uns«, wie der ehemalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker schreibt, »nach 1914 in zwei Weltkriege geführt hat« (Weizsäcker 1992): die Legitimität, die Notwendigkeit oder die Schicksalhaftigkeit, zumindest aber die schiere Faktizität all dieser Sachverhalte kann mittels ihrer Ausweisung als »geopolitisch« herbeigezaubert werden.

Die Revitalisierung des Wortes ruft unterschiedliche Reaktionen hervor. Teils wird sie, gern auch in Organen der Neuen Rechten (vgl. etwa Weber 1992), mehr oder minder offen als »Normalisierung« gefeiert (vgl. Brill 1994; Zitelmann, Weißmann u. Großheim 1993); teils wird sie, wie schon von Hans-Ulrich Wehler (1988), scharf kritisiert. Meist aber wird sie nicht weiter problematisiert, sondern fraglos (re-)produziert. Eine besondere Reaktion legt schließlich ein Großteil der deutschen Geographinnen und Geographen an den Tag. Sie kann,

wenn auch verkürzt, mit der Parole »Hände weg von der Geopolitik!« charakterisiert werden. Denn die Problematik der Geopolitik wird im »Inneren« zwar wahrgenommen und problematisiert; was daraus aber nur selten erwächst, ist eine (wie auch immer geartete) »Außen«-Wirkung. Wer also annimmt, die deutsche Geographie – bis 1945 eng mit der klassischen deutschen Geopolitik verbunden und damit »eigentlich« Expertin in dieser Angelegenheit – würde sich bemüßigt sehen, zu der neuen globalen (Un-)Ordnung im allgemeinen und der Revitalisierung des Wortes »Geopolitik« im besonderen in öffentlichkeitswirksamer Art und Weise Stellung zu beziehen, sieht sich getäuscht. Zwar wird die generelle Zurückhaltung seit einigen Jahren mehr und mehr aufgegeben. Verwiesen sei hier nur auf diverse Fachtagungen und Sitzungen im Rahmen der letzten »Deutschen Geographentage«, die maßgeblich auf die Aktivitäten des 1995 gegründeten Arbeitskreises *Geopolitische Analysen* einerseits und des jüngeren Arbeitskreises *Politische Geographie* andererseits zurückgehen. Dennoch ist es weniger das komplexe Bild der jüngsten Zeit als dasjenige der sprachlosen bzw. »ein Kümmerdasein an den geographischen Instituten und Seminaren« (Kost 1997: 133) fristenden Politischen Geographie, das den Ausgangspunkt der folgenden *Verunsicherung* bilden wird. Und zwar nicht nur, weil abzuwarten bleibt, inwiefern die aktuellen fachinternen Diskussionen in der Lage sind, die Befindlichkeit der deutschen Politischen Geographie nachhaltig zu verbessern. Sondern insbesondere deshalb, weil es gerade diesen Diskussionen zu verdanken ist, daß der desolote Zustand der Teildisziplin verstärkt ins »geographische Bewußtsein« gerückt ist.

»Hände weg von der Geopolitik!« – Einige Bemerkungen zur Trennung von Politischer Geographie und Geopolitik

Die gewohnte Sichtweise, die im folgenden *verunsichert* und *bis zur Kenntlichkeit* entstellt werden soll (vgl. Nassehi 1998), ist diejenige eines Gegensatzes zwischen Politischer Geographie und Geopolitik, wie sie schon in der Zwischenkriegszeit von Carl Troll (1932) formuliert (vgl. Böhm 2000) und nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs kanonisiert wurde. Troll (1947) und später Schöller (1957, 1958, 1961) repräsentierten die »geopolitische Methode« als nationalsozialistisch und

pseudowissenschaftlich, um im Gegenzug die Politische Geographie insofern von Verfehlungen freisprechen zu können, als diese bis 1945 streng wissenschaftlich geblieben sei und daher nicht mit den Inhalten und Zielen der Geopolitik identifiziert werden könne. Es stellt sich jedoch die Frage, worin der Unterschied zwischen der »geopolitischen Methode« und den Methoden der Politischen Geographie »eigentlich« bestehen kann. Diese Frage stellt sich in zweierlei Hinsicht: Sie stellt sich zum einen in disziplingeschichtlicher Hinsicht, d. h. bezogen auf die pauschale Repräsentation der klassischen deutschen Geopolitik als geodeterministisch und der Politischen Geographie als »unschuldig«, weil streng wissenschaftlich geblieben. In dieser Hinsicht wäre präziser zu fragen, inwiefern eine solche Repräsentation zutreffend und vor dem Hintergrund der vermeintlichen strengen Wissenschaftlichkeit überhaupt zulässig war. Eine Lektüre der entsprechenden Literatur ergibt recht schnell, daß dies nicht der Fall war. Mehr noch: Diese Lektüre macht die Unhaltbarkeit des Bilds *der* geodeterministischen Geopolitik so schnell deutlich, daß es nur vor dem Hintergrund des großen kollektiven wie individuellen Legitimationsbedarfs verständlich werden kann, wie es überhaupt gezeichnet werden konnte. Denn es darf angenommen werden, daß sowohl Troll als auch Schöller die widersprüchlichen Diskussionen um das Selbstverständnis der deutschen Geopolitik kannten, über die der Geopolitiker Otto Maull rückblickend urteilte, daß man sich »über das ›Wesen der Geopolitik‹ nicht einig und eigentlich auch nie einig geworden sei« (Maull 1956: 29). In diesen Diskussionen ging es nicht zuletzt um die Frage nach der »Art der Beziehung zwischen Erd-Räumlichem und dem Anthropos, von der die Geopolitik auszugehen habe« (Sprengel 1996: 171). Demnach ist das Bild *der* geodeterministischen Geopolitik ebenso unzutreffend wie sein Spiegelbild: die von Verfehlungen freie, weil stets wissenschaftlich gebliebene Politische Geographie. Die Unhaltbarkeit der Behauptung, die Politische Geographie könne nur fälschlicherweise in Zusammenhang mit der Geopolitik gebracht werden, ist innerhalb der Geographie denn auch nachgewiesen worden und gehört seit der Dissertation von Klaus Kost (1988) zum geographischen Gemeingut.

Allerdings stellt sich die Frage nach dem Unterschied nicht nur in bezug auf die Zeit vor, sondern auch nach 1945. In dieser Hinsicht kann sie wie folgt präzisiert werden: Wodurch hat sich politisch-geo-

graphisches Arbeiten nach 1945 von geopolitischem Arbeiten unterscheiden können? Und zugespitzt: Kann es *überhaupt* einen Unterschied zwischen einer politisch-geographischen und einer geopolitischen Argumentation geben? Der Versuch, diese Frage zu beantworten, soll an jenen fachinternen Kriterien ansetzen, die seit Troll und Schöller für die Abgrenzung von der »geopolitischen Methode« diskursbestimmend geblieben sind. Vor dem Hintergrund dieser Kriterien – Pseudowissenschaftlichkeit und Geodeterminismus – hätte es, abstrakt formuliert, nur dann einen Unterschied zwischen Geopolitik und Politischer Geographie geben können, wenn sich politisch-geographisches Arbeiten nach 1945 *strukturell* von der weithin geteilten Repräsentation der »geopolitischen Methode« unterschieden hätte. Anders ausgedrückt: Es hätte nur dann einen Unterschied geben können, wenn die politische Ordnung der Dinge hier nicht als unausweichlich, unverfügbar, unveränderlich oder schlicht hinzunehmend, sprich: als *natürlich* bedingt behandelt und wenn der politischen Gehalt auch des »eigenen« Diskurses anerkannt worden wäre. Denn der Vorwurf an die Geopolitik hätte in dieser Logik ja »eigentlich« darin bestehen müssen, daß die Anwendung »der geopolitischen Methode« insofern zu einer Entpolitisierung führen müsse, als wissenschaftliches Arbeiten dort – frei nach dem Diktum Nicholas Spykmans: »For geography does not argue. It simply is« (Spykman 1938: 236) – seines politischen Gehalts unter der Hand enthoben werde.

Eine solche »Politisierung« hat die deutsche Politischen Geographie, wie sie im Anschluß an Troll und Schöller wiederbegründet wurde, jedoch nicht vollzogen. Damit sei nicht behauptet, die politisch-geographischen Arbeiten hätten sich allesamt durch eine geodeterministische Argumentation ausgezeichnet und würden dies heute noch tun. Eine solche Behauptung wäre insofern absurd, als Schöller schon 1958 das »Ende einer Politischen Geographie ohne sozialgeographische Bindung« proklamiert hatte und es mit den Arbeiten Klaus-Achim Boeslers (Boesler 1969, 1974) zu einer Neugründung der Politischen Geographie auf der von Schöller geforderten Grundlage kam. Allerdings, und diese These wird im folgenden zu untermauern sein, konnte auch die Berücksichtigung sozialwissenschaftlicher Theorien nicht zu einer »Ent-Naturalisierung« und »Politisierung« politisch-geographischen Arbeitens führen – was zum einen dem Gegenstands- und Methodenverständnis des sozialwissenschaftlichen Mainstreams und zum

anderen dem Umstand geschuldet ist, daß das Erkenntnisinteresse der Politischen Geographie nicht nur auf die Gesellschaft, sondern auch auf den Raum (also auf die »Anpassungen« und »Wechselwirkungen« zwischen beiden Größen) gerichtet war.

In Anbetracht der Komplexität dieser These scheint es sinnvoll, sie Punkt für Punkt abzuarbeiten. Zunächst sei verdeutlicht, warum die Aufnahme sozialwissenschaftlicher Theorien die Politische Geographie nicht über diejenige Argumentationslogik hinausbringen konnte, die gemeinhin als »geopolitisch« gilt. Die Klärung dieser Frage führt an einen »Ort«, der aus geographischer Sicht nur selten mit sozialwissenschaftlicher Theoriebildung in Verbindung gebracht wird: *den Raum* oder, genauer gesagt, die geographische Ordnung der Wirklichkeit. Dort angekommen, wird deutlich, daß die geographische Wirklichkeit als gleichsam *natürliche* Ordnung der Dinge nicht expliziert wurde, sondern wie der legendäre Wald vor lauter Bäumen aus dem Blickfeld der Sozialwissenschaften geriet. Und doch lohnt es sich, die *hidden geography* des sozialwissenschaftlichen Mainstreams beim Namen zu nennen. Seine geographische Wirklichkeit war (und ist) in erster Linie die Wirklichkeit der nationalstaatlichen Containerräume: Die Welt konnte (und kann bis heute) kaum anders gesehen werden als zerfallen in nationalstaatliche *blocks of space* (Massey 1999); gesellschaftliche Ordnung konnte (und kann bis heute) kaum anders gedacht werden als nach dem Modell des Nationalstaats – eine Perspektive, die im Anschluß an Anthony Smith (1979: 191) als »methodologischer Nationalismus« bezeichnet werden kann.

Gleiches gilt für die auf sozialgeographischer Grundlage neu begründete Politische Geographie – mit *einem* Unterschied. Dieser Unterschied kann, um im Bild zu bleiben, folgendermaßen beschrieben werden: Während die Sozialwissenschaften »nur« deshalb in der »territorialen Falle« (Agnew 1994) sitzen, weil sie die Besonderheit dieser geographischen Wirklichkeit nicht *sehen* können, kann dies von der Politischen Geographie nicht behauptet werden. Denn letztere *sah* diese geographische Wirklichkeit durchaus; sie bestimmte sie aus disziplinpolitischen Gründen sogar zu ihrem Gegenstand. Damit »verwandelte« sich die Falle in einen Aussichtspunkt. Oder besser: Die Falle verwandelte sich in den Feldherrenhügel der Politischen Geographie, dessen Besonderheit und dessen politischer Voraussetzungs- und Folge-reichtum freilich auch ihr aus dem Blickfeld geraten sollte.

Es darf allerdings angenommen werden, daß, und auch dies unterscheidet eine Falle von einem Feldherrenhügel, letzteres gern in Kauf genommen wurde, wenn nicht sogar einen gewünschten Effekt darstellte. Denn schließlich ging es der Politischen Geographie nicht zuletzt darum, sich durch Objektivität und Wissenschaftlichkeit von der mit Machtpolitik assoziierten »geopolitischen Methode« zu distanzieren. So sei an dieser Stelle daran erinnert, daß die Möglichkeit, »auch außen- und machtpolitische Fragestellungen in die Politische Geographie einzubeziehen« (Boesler 1974: 15), insofern ausgeklammert wurde, als befürchtet wurde, damit diejenige Demarkationslinie zu überschreiten, die die Politische Geographie (vermeintlich) von der Geopolitik trennte. Die darin *direkt* zum Ausdruck kommende Weigerung, sich mit Fragen von (Definitions-)Macht und Herrschaft auseinanderzusetzen, zeigt sich, wenngleich *indirekt*, auch auf der »Innenseite« der nationalstaatlichen Demarkationslinie: Dort sollten »erdoberflächliche Verbreitungs- und Verknüpfungsmuster im Bereich staatlichen Handelns und die politischen Entscheidungsfindungen über Ziele und Instrumente, die sie bedingen« (ebd.: 13), objektiv analysiert werden. Mit diesem Programm wurde die Konflikthaftigkeit der gesellschaftlichen Aushandlung von Macht/Wissen fast vollständig ausgeblendet:

»With a few exceptions, the studies performed under this program did not question political type, instruments or aims. The existing conflict potential and the fundamental conflicts within postwar German society were almost completely excluded from empirical research« (Sandner u. Oßenbrügge 1992: 260).

Kurz: Das Erklimmen eines planungstechnokratischen Feldherrenhügels führte dazu, daß der politische Gehalt der Teildisziplin unter der Hand entsorgt und die Idee des »Staates als *natürlicher* Einheit der politischen Organisation« (Ó Tuathail 1987: 197; Hervorhebung JL) (re-)produziert und normalisiert wurde. Damit dürfte die oben aufgestellte These belegt sein. Denn die (Re-)Produktion der Idee des Staates als *natürlicher* Einheit der politischen Organisation bedeutet nichts anderes als eine Konzeptualisierung der politischen Ordnung gemäß der »geopolitischen Methode« – also als unausweichlich, unverfügbar, unveränderlich oder schlicht hinzunehmend, sprich: als *natürlich* bedingt. Es könnte jedoch eingewendet werden, daß die strukturelle Analogie von Politischer Geographie und Geopolitik damit (noch)

nicht bewiesen sei; daß sehr wohl ein Unterschied zwischen Politischer Geographie und Geopolitik existiere. Der Unterschied, so könnte weiter argumentiert werden, bestehe darin, daß die staatliche Ordnung in einer geopolitischen Argumentation als Folge geographischer Naturnotwendigkeiten erscheine, die die Politikerinnen und Politiker jeglicher Handlungsoptionen beraubten; wohingegen in der Politischen Geographie die nationalstaatliche Ordnung zwar unhinterfragt bleiben möge, aber deshalb noch lange nicht als *natürlich* begriffen werde.

Dieser Einwand liegt insofern nahe, als er mit einer ebenso alten wie populären Dichotomie zwischen natürlich Bedingtem einerseits und gesellschaftlich bzw. kulturell Bestimmtem andererseits operiert. Im Rahmen der entsprechenden Diskussion um die Unterscheidung zwischen *Natur* als der Gesamtheit des materiell Vorgefundenen und *Kultur* als dem menschlich Geschaffenen (so die bereits in der Antike formulierte Definition) können, wenn auch stark vereinfachend, zwei bis heute populäre Traditionen unterschieden werden (vgl. Hansen 1995). Die erste der beiden kann als »falsch oder zumindest einseitig« verstandener Darwinismus bezeichnet werden (ebd.: 23). Zwar trug Darwins Lehre »eigentlich« dazu bei, die abendländische Philosophie von ihren metaphysischen Spekulationen zu befreien – kam sie doch ohne ein letztes, die Welt regierendes Prinzip aus, das »entweder Gott, Natur (Rousseau) oder Vernunft (Hegel) genannt wurde« (ebd.). Aber sie sollte in der Folgezeit zur Legitimation eines immer noch virulenten materialistischen und biologistischen Reduktionismus herangezogen werden, in dem kulturelle Phänomene lediglich als »schmückendes Beiwerk« betrachtet werden, das den essentiellen Einflußfaktor *Natur* nicht zu tangieren vermag. Diese Position wird gemeinhin als Heimat der »geopolitischen Methode« betrachtet – insbesondere auch von Vertreterinnen und Vertretern der zweiten Tradition.

Die zweite Tradition ist von solchem Reduktionismus weit entfernt. Ihre Ursprünge können in die Zeit der französischen Aufklärung zurückverfolgt werden, in der Jean-Jacques Rousseau den Grundstein für die kulturkritische Konvention legte (vgl. Hansen 1995). Die mit der kulturkritischen Konvention verbundene fundamentale Veränderung und Ausweitung des Naturbegriffs, auf deren Schultern die »uns heute noch geläufige, positiv besetzte Vorstellung der Natürlichkeit bzw. der Vorwurf des Unnatürlichen« (ebd.: 21) entstand, genießt bis heute große inner- wie außerwissenschaftliche Popularität:

»Für die Kulturkritiker umfaßte er [der Naturbegriff, JL] weit mehr als für die antiken Philosophen, die darunter bloße Materie und Biologie verstanden. Rousseau sah in der Natur bereits die sinnvolle Ordnung des ganzen Universums einschließlich der Menschheit angelegt und erblickte in ihr eine Art Vorprogrammierung für das Geistige, das Moralische und Vernünftige. Mit anderen Worten, Natur umfaßte neben Materie und Biologie auch denjenigen Bereich, der bis dahin der Kultur vorbehalten war. Kein Wunder, daß man jetzt mit Natürlichkeit auskam und auf Kultur wie Vernunft verzichten konnte. Durch die kulturkritische Argumentation ging (...) die Trennungsschärfe zwischen den Begriffen Natur und Kultur verloren, und der Naturbegriff wandelte sich zu einem Objekt metaphysischer Spekulation« (ebd.).

Es ist unschwer zu erkennen, daß der potentielle Einwand dieser zweiten Tradition angehört. Das charakteristische *ad unum vertere*, das »Denken des Einen«, ermöglicht es dem Einwand, sich durch den Verweis auf Kultur von »der geodeterministischen Geopolitik« abzugrenzen – ohne zu reflektieren, daß ihm dasjenige, das seiner eigenen Auffassung nach dem Reich der Kultur angehört und damit der Gestaltung offensteht, längst zu Natur geronnen ist. Die diesem Denken zugrundeliegende synekdochale, d.h. einen Teilbegriff anstelle des Ganzen setzende Gedankenschleife kann, bezogen auf den Kontext der Politischen Geographie, mit Hilfe der folgenden Textstelle von Gerhard Hard verdeutlicht werden. Zu diesem Zweck braucht nur das Wort »Natur« (oder, gemäß der Empfehlung Hards, das Wort »Landschaft«) durch den »nationalstaatlichen Containerraum« der Politischen Geographie ersetzt zu werden:

»Von der ›Landschaft‹ der Geographen gilt ziemlich genau das, was *Spaemann* im ›Handbuch philosophischer Grundbegriffe‹ (Bd. 4: 958) von der alteuropäischen ›Natur‹ schreibt (man braucht nur ›Natur‹ und ›natürlich‹ durch ›Landschaft‹ und ›landschaftlich‹ zu ersetzen): In den genannten Gegensatzpaaren (Mensch-Natur, voluntas-natura usw.) ist deshalb der Begriff der Natur schon immer dialektisch in dem Sinne, daß er als das Mächtigere sein Gegenteil mit umgreift. Das Natürliche als solches ist das nicht vom Menschen Gemachte. Aber alles Gemachte ist auf näher zu bestimmende Weise auch natürlich. Alles Machen kann nur ein Verändern dessen sein, was schon ist. Und zwar so, daß es (das Machen und Verändern) sich der Struktur dessen, was ist, anpassen muß, da die hervorgebrachten Strukturen das zugrunde liegende und selbst

schon strukturierte Substrat zur bleibenden Voraussetzung haben« (Hard 1983: 142).

Die Raumbegriffe der Politischen Geographie (und allen voran der »nationalstaatliche Containerraum«) stellen also totalitäre Begriffe dar, die das staatliche Handeln *und* den staatlichen Raum, »also den Spieler *und* den Gegenspieler umfassen sollen« (ebd.) – und es bleibt festzuhalten, daß der theoretische Zugang der Politischen Geographie nach 1945 zwar *nicht* als geodeterministisch im »eigentlichen« Sinne bezeichnet werden kann, aber aufgrund der skizzierten Gedankenschleife denselben Effekt zeitigt. So müßte gegenüber dem potentiellen Einwand eingewendet werden, daß auch politisch-geographischem Arbeiten eine *naturalisierende* Argumentationslogik zugrunde liegt, die zwar bestimmt nicht »naturalisierender« ist als jene Logik, die er selbst mit der »geopolitischen Methode« assoziiert, aber eben auch nicht »weniger naturalisierend«.

Entgegen beiden Arten der Naturalisierung sei daran erinnert, daß die Rede von Natur immer nur die *Rede* von Natur sein kann, weil schlicht nichts gedacht werden kann, was *nicht mindestens noch durch seine Bezeichnung bedingt wäre* (Nassehi 1999: 355). Dies gilt zum einen in bezug auf denjenigen (Natur-)Raum, der gemeinhin mit der »geopolitischen Methode« assoziiert wird. Es gilt aber gleichermaßen für den gesellschaftlich und kulturell »gefütterten« nationalstaatlichen Container der Politischen Geographie. Denn auch die diesen Container bedingenden Evidenzen wurden nicht *ge-*funden, sondern insofern *er-*funden, als *alle* empirischen Evidenzen des nationalstaatlichen Containers ein Merkmal aufweisen, das Armin Nassehi (1997: 191) im Anschluß an Gilles Deleuze (1992) den »Makel jenes *Privilegs der Bezeichnung* vor der vermeintlichen empirischen Wahrheit« genannt hat.

*Politische Geographie im Spiegel einer ANDEREN Geopolitik:
Zwei Vorschläge*

Spätestens mit der Dekonstruktion des potentiellen Einwands sollte deutlich geworden sein, warum es keinen strukturellen Unterschied zwischen Geopolitik und Politischer Geographie geben kann: zum einen, weil das dazu notwendige Wesen der Geopolitik insofern nicht

bestimmt werden kann, als »Geopolitik« schon immer ein Zauberwort war (und bis heute geblieben ist); zum zweiten, weil auch die Politische Geographie – und zwar nicht nur die deutsche – vor und nach 1945 fest in eine imaginative Geographie eingelassen war (und bis heute eingelassen ist). Die Natürlichkeit dieser imaginativen Geographie aber kann nicht geringer sein als diejenige der geopolitischen Wirklichkeit. Es ist (erkenntnis-)theoretisch schlicht unmöglich, die für dieses Minus notwendige Existenz einer »besonders natürlichen«, extra-diskursiven Natur zu begründen. Eine solch »besonders natürliche« Natur kann lediglich *bezeichnet*, also als *Konstruktion* gesetzt – und dann freilich mit ontologischen Ehren versehen – werden.

Dies bedeutet umgekehrt, daß sich die Politische Geographie nur dann strukturell von ihrer »eigenen« Repräsentation der Geopolitik unterscheiden könnte, wenn sie die (auch von ihr selbst bemühte) Konstruktion einer natürlichen Natur als *Setzung* anerkennt – und nicht als extra-diskursiv und natürlich behandelte. Eine solche Anerkennung würde jedoch, so widersinnig dies klingen mag, zunächst einmal jene begriffliche Trennung von Natur einerseits und Kultur andererseits voraussetzen, die ihren »eigenen« Angaben zufolge »der geopolitischen Methode« zugrunde liegt, dort allerdings in einen kruden Materialismus verwandelt wird. Solange diese begriffliche Trennung nicht erreicht ist, erweckt die argumentative Dichotomisierung von »wissenschaftlicher« Politischer Geographie und »verwerflicher« Geopolitik vor allem *einen* Eindruck: den Eindruck, daß mit ihrer Hilfe die Verortung der vermeintlich essentialistischen Kategorien des »Eigenen« und »Anderen« in den Kontext der Disziplinpolitik übertragen wird. Anders ausgedrückt: Es darf angenommen werden, daß die Versuche einer solchen Trennung nichts anderes darstellen als die permanente »Ich-Erschaffung« einer vermeintlich unpolitischen Politischen Geographie im Spiegel ihres vermeintlich verwerflichen »Anderen« – der Geopolitik.

Wenn aber der Geopolitikbegriff der Politischen Geographie im wesentlichen die Aufgabe erfüllt (oder eben *nicht* erfüllt), als negative Identifikationsfolie zu dienen, dann scheinen zwei Vorschläge angebracht. Der erste dieser Vorschläge bezieht sich auf die Formulierung eines Begriffs von Geopolitik – und zwar eines Begriffs von Geopolitik, der nicht nur ANDERS ist als derjenige der Politischen Geographie, sondern der auch dazu dienen kann, die Revitalisierung des Zauber-

wortes »Geopolitik« auf eine theoretisch-praktisch angemessene und tragfähige Art und Weise zu fassen. So sei in Übereinstimmung mit den *critical geopolitics* (vgl. etwa Dalby 1990; Dodds 1993; Ó Tuathail u. Agnew 1992; Sharp 1996) angeregt, »Geopolitik« nicht länger als geodeterministische und pseudowissenschaftliche Prophetin einer vermeintlich naturgegebenen Wahrheit zu begreifen, sondern als eine je andere diskursive Praxis zu konzeptualisieren. Und zwar als eine Praxis, vermittels derer die vermeintlich natürliche Ordnung der internationalen Politik erst produziert wird und deren entscheidendes Moment in der Verortung der vermeintlich essentialistischen Kategorien des »Eigenen« und »Anderen« besteht – »its political function being to incorporate and regulate ›us‹ or ›the same‹ by distinguishing ›us‹ from ›them‹, the same from the ›other‹« (Dalby 1991: 274).

Geopolitik in diesem Sinn umfaßt nicht nur die welt-ordnenden Strategien, die von seiten der realistischen Politikwissenschaftlerinnen und Politikwissenschaftler an den Tag gelegt werden – wobei das Adjektiv »realistisch« hier nicht im alltagssprachlichen Sinne gemeint ist, sondern für die gleichnamige Schule der Internationalen Beziehungen steht (vgl. Dalby 1991; Ó Tuathail 1999). Sie umfaßt vielmehr auch die objektivistischen Praktiken einer Politischen Geographie, die sich auf eine vermeintlich natürliche politische Ordnung bezieht und »vergift«, daß diese Ordnung im Zuge der Verortung von Objekten und Identitäten erst produziert werden mußte. *Und* sie umfaßt all jene ganz »alltäglichen« Strategien, im Rahmen derer die vermeintlich natürliche internationale Ordnung immer wieder aufs neue unhinterfragt (re-) produziert wird:

»Geopolitics is not a discrete and relatively contained activity confined only to a small group of ›wise men‹ who speak in the language of classical geopolitics. Simply to describe a foreign-policy problem is to engage in geopolitics, for one is implicitly and tacitly normalizing a particular world. (...) Geopolitical reasoning begins at a very simple level and is a pervasive part of the practice of international politics« (Ó Tuathail u. Agnew 1992: 184).

Zwar mag dieser ANDERE Begriff von Geopolitik auf einen ersten Blick sehr weit gefaßt erscheinen. Doch es sei daran erinnert, daß das geographische Wissen aus einer ANDEREN Sicht nicht auf das disziplinär-disziplinierende Projekt der (Politischen) Geographie beschränkt ist.

Gleiches gilt für das geopolitische Wissen: Die mit ihm verbundenen Welt-Bilder kommen vom Klassenzimmer bis zum Kanzleramt auf unzähligen Ebenen zum Tragen und können – gemäß ihrem hauptsächlich diskursiven Kontext – einer formal-wissenschaftlichen, einer praktisch-politischen und einer populär-medialen Geopolitik zugeordnet werden (vgl. Ó Tuathail 1999). Über dieser analytischen Unterscheidung sollte jedoch nicht aus dem Blick geraten, daß die objektivistische Logik des geopolitischen Denkens gleich welcher Art die Kontingenz der Wirklichkeit auf binär codierte geographische Abstraktionen reduziert (vgl. Ó Tuathail u. Agnew 1992).

Wird die aktuelle Revitalisierung des Wortes »Geopolitik« durch die Brille eines ANDEREN Geopolitikbegriffs betrachtet, dann erscheint verschiedenes, was zuvor *so und nicht anders* war, mit einem Mal *interessant*. Hierzu gehört an erster Stelle die weit verbreitete Rede von einer neuen Bedeutung des Raums. Denn es stellt sich die Frage, woher der Raum seine neue Relevanz überhaupt beziehen soll – war er als Basiskategorie der Repräsentation doch »immer schon« relevant. Die gleiche Frage stellt sich in bezug auf die postulierte neue Relevanz »räumlicher Konflikte« – wurden doch auch vor dem Ende der Ost-West-Konfrontation (sic!) schon konflikthafte Hier-Dort-Polaritäten (re-)produziert. Vor diesem Hintergrund zeigt sich insbesondere in der Rede, derzufolge »die Geopolitik an die Stelle der Ideologie tritt«, derjenige fundamentale Mechanismus, der am Ende der zweiten Etappe thematisiert wurde und mit Pierre Bourdieu (1997: 93) als eine *heimliche Umkehr von Ursache und Wirkung* beschrieben werden kann – derjenige Mechanismus also, in dessen Zuge die (re-)produzierten und sichtbar gemachten Räume zur (ideologischen) Grundlage desjenigen Ordnungskriteriums gerinnen, mittels dessen sie selbst erst konstruiert wurden.

Wenn aber das »Neue« an der neuen globalen (Un-)Ordnung nicht in einer fundamental neuen Bedeutung des Raums oder »räumlicher Konflikte« bestehen kann, worin besteht es dann? Die These, die aus den bisherigen Reiseeindrücken abgeleitet werden kann und im folgenden Teilstück auch empirisch untermauert werden soll, lautet wie folgt: Das Neue an der neuen globalen (Un-)Ordnung besteht in einer kognitiven Verschiebung des Welt-Ordnungskriteriums, und zwar weg von »Kommunismus vs. Kapitalismus« hin zu »kulturellen Unterschieden«. Die Betonung liegt hier auf »kognitiv«, denn es soll nicht

behauptet werden, die weltpolitischen Bruchlinien *seien* heute kultureller Art. Im Gegenteil: Die Rede von essentialistischen kulturellen Unterschieden kann nach der ersten Etappe dieser Reise bestenfalls *interessant* klingen. Hier wiederum liegt die Betonung auf »bestenfalls« – liegt es doch auf der Hand, daß kulturelle Unterschiede oder, besser gesagt, kulturelle Identitäten im Zuge dieser Umstellung zwangsläufig mit ontologischen Ehren ausgestattet werden – mit ontologischen Ehren, die auf ethnozentrischen Mustern kultureller Über- bzw. Unterlegenheit aufbauen und die vor dem Hintergrund der hier vertretenen Gedankengebäude nicht haltbar sind. So kann festgehalten werden, daß aus ANDERER Sicht zwar keine Rede davon sein kann, daß die Geopolitik eine Revitalisierung erlebt, aber daß diese Rede auch nicht überraschen kann. Denn es ist die Vorsilbe »Geo«, die dem (gar nicht so) neuen Ordnungskriterium »kulturelle Unterschiede« in der Umkehrung von Ursache und Wirkung seine (gar nicht so) neuen ontologischen Ehren erst zu verleihen vermag. Mit anderen Worten: Gerade der Einsatz des Wortes »Geopolitik« vermag es, inmitten der neuen globalen (Un-)Ordnung jene gleichsam natürliche Ordnung und Orientierung zu etablieren, deren Verlust im Laufe der letzten zehn Jahre immer wieder beklagt worden ist.

Vor diesem Hintergrund soll der zweite Vorschlag unterbreitet werden. Er zielt darauf ab, das Gedankengebäude der *critical geopolitics* explizit mit den postkolonialen Projekten zu verbinden und damit die politisch-geographischen Forschungsstrategien zu reformulieren. Zu diesem Zweck sieht er eine ANDERE, eine dekonstruktivistische Form von Geopolitik vor: eine Form von Geopolitik, die die kulturellen Codierungen der aktuellen geopolitischen Diskurse radikal hinterfragt und jene (re-)produzierten Demarkationslinien aufspürt, die den Raum des »Eigenen« von dem der jeweils »Anderen« trennen. Diese ANDERE Geopolitik möchte dem Denken des »Eigenen« ein Denken von Differenzen entgegensetzen, das die Vielfältigkeit und Komplexität der jeweils »Anderen« ebenso anzuerkennen versucht, wie es die Homogenität des »Eigenen« in Frage zu stellen bereit ist. Damit wird sie ebenso zum Gegenstück der Geopolitik, wie der Postkolonialismus (hier ausnahmsweise im Singular) zum ANDEREN von (Neo-)Kolonialismus und Imperialismus geworden ist – zum ANDEREN von (Neo-)Kolonialismus und Imperialismus, »auf deren Begrenzungen er unablässig Bezug nimmt – ohne sie indes endgültig aufzuheben –, um sich

zu bezeichnen« (Hall 1997c: 219). Entsprechend *ist* eine ANDERE Geopolitik nicht. Sie findet lediglich »auf dem Rücken« bzw. in der Kritisierung ihres jeweiligen geopolitischen ANDEREN statt und möchte, wie Gearóid Ó Tuathail in bezug auf die *critical geopolitics* festhält, weder ein konsistentes Theoriegebäude darstellen noch als »intellektuelle Negation« der Geopolitik gelten:

»Critical geopolitics should not be understood as a general theory of geopolitics or an authoritative intellectual negation of it. As an approach that seeks to assert the irreducible textuality of ›geography‹ and ›geopolitics‹, critical geopolitics does not lend itself to the constative form; it is not an ›is‹ but, in the manner of deconstruction, it *takes place*. It is parasitical on that which it addresses, working within the con-textuality it explores to displace the infrastructure of geopolitics« (Ó Tuathail 1996: 68).

Sie kann daher im Anschluß an Michel de Certeau als eine *Taktik* bezeichnet werden, die im Gegensatz zu den *strategisch* operierenden geopolitischen Praktiken keinen »Ort voraus[setzt], der als etwas *Eigenes* umschrieben werden kann und der somit als Basis für die Organisation seiner Beziehungen zu einer bestimmten Außenwelt (...) dienen kann« (Certeau 1988: 23). Ihr (Spiel-)Raum wird immer wieder aufs neue erst durch den Ort ihres jeweiligen ANDEREN bestimmt, dessen Willen es zu »verändern (verführen, überreden, gebrauchen)« (ebd.: 25) gilt und den sie durch ihre jeweiligen Aktionen zu »stören« versucht – ohne ihn dabei »vollständig erfassen zu können und ohne ihn auf Distanz halten zu können« (ebd.: 23). Folglich versucht sie auch gar nicht erst, eine Antwort auf die Frage nach dem Wesen der Geopolitik zu geben. In Anbetracht der Verschiedenheit der zu verstörenden Strategien kann ihr Ziel nämlich nicht in einer essentialisierenden Reduktion ihres ANDEREN bestehen. Ihr Ziel besteht im Gegenteil immer auch darin, auf die Kontextgebundenheit jeglichen geopolitischen Wissens, Denkens und Argumentierens zu verweisen.

Zwar dürfte sich die Anwendung einer solchen Taktik nicht nur mühsam gestalten, sondern auch als schmerzlich erweisen, da nicht zuletzt die *EIGENE* Beteiligung an den permanent stattfindenden Ausschlüssen »Anderer« deutlich würde. Aber dies sollte niemanden hindern, das Wagnis einer ANDEREN Geopolitik einzugehen. Denn es eröffnet eine Möglichkeit, jenen fundamentalen Mechanismus zu unter-

brechen, der in der Abgrenzung von kulturell »Anderen« vermeintlich richtiges Wissen über das kulturell »Eigene« zu (re-)produzieren vermag.

Welt-Ordnung vom Klassenzimmer bis zum Kanzleramt: Das Beispiel der deutschen Türkei-Politik

Nichts Bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Gespräch von Kriegs- und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit, in der Türkei,
Die Völker aufeinander schlagen.
Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man abends froh nach Haus,
Und segnet Fried und Friedenszeiten.
(J. W. Goethe, *Faust, Der Tragödie erster Teil*)

Zwar wird es im folgenden nicht um dramatische Literatur von Welt-rang gehen. Dennoch bieten die Aussage des »anderen Bürgers« aus Goethes »Faust« und die ihr zugrundeliegende imaginative Geographie einen Vorgeschmack auf das geopolitische »Drama«, das im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen stehen wird. Denn es ist die deutsche Türkei-Politik seit 1989, anhand derer der bisher abstrakt gebliebene Vorschlag einer ANDEREN Geopolitik in die Tat umgesetzt werden soll. Dabei mag nicht nur die Bezeichnung der deutschen Türkei-Politik als »Drama«, sondern auch ihre Wahl zum Anwendungsbeispiel einer postkolonial inspirierten Geopolitik verwundern – werden doch die Beziehungen zwischen beiden Staaten nur selten als kolonial, geschweige denn als *postkolonial* bezeichnet.

Hierzu ist zunächst festzuhalten, daß das Adjektiv »postkolonial« nicht zur Evaluation zwischenstaatlicher Beziehungen taugt. Anstatt also darüber zu streiten, ob die Beziehungen zwischen bestimmten Staaten nun »postkolonial«, »postkolonialer« oder »am postkolonialsten« sind, sei mit Peter Hulme dafür plädiert, das Adjektiv in konstativem Sinne auf den komplexen »Prozeß der Loslösung (disengagement) vom gesamten kolonialen Syndrom« (Hulme 1995: 120; Übersetzung JL) zu beziehen. Dann kann allerdings konstatiert werden,

daß *mangelnde Auseinandersetzung mit einer kolonialen Vergangenheit* nicht mit *mangelnder Notwendigkeit einer solchen Auseinandersetzung* gleichzusetzen ist. Offensichtlich aber sieht sich die Bundesrepublik aufgrund des vergleichsweise »frühen« Endes des Kolonialismus und der vergleichsweise »geringen« kolonialen Besitztümer von einer kritischen Auseinandersetzung entbunden. Obwohl der Kolonialgedanke nach 1918 weiterbestand und »sich – trotz aller Unterschiede zwischen dem imperialistischen Gedanken von 1914 und dem völkischen Nationalsozialismus – in bezug auf die rassistische Ideologie viele Gemeinsamkeiten feststellen [lassen]« (Schmitz 1998: 38), findet eine »Bewältigung« der Vergangenheit, mit welchem Erfolg auch immer, hauptsächlich hinsichtlich des Dritten Reiches statt.

Zwar ist diese »historische Amnesie« nicht auf das Verhältnis zur Türkei beschränkt (vgl. Schmitz 1998). Sie scheint aber in diesem speziellen Fall insofern intensiviert, als sich die deutschen Interessen am Osmanischen Reich, die letztlich auch territorialer Art waren (Henderson 1993), zu keiner Zeit in Territorialbesitz manifestieren konnten. So war und ist die offizielle Rhetorik durch das Bild traditionell guter und partnerschaftlicher Verbindungen geprägt, und die Beziehungen zwischen beiden Staaten stehen trotz episodisch auftretender Verstimmungen »für Völkerfreundschaft schlechthin« (Steinbach 1996a: 9). Aber auch wenn (oder gerade weil) die in diesem Bild zum Ausdruck kommende Nähe auf einen ersten Blick so gar nicht zu jenem dramatischen Welt-Bild passen möchte, in dem *hinten, weit, in der Türkei/Die Völker aufeinander schlagen*, wird diese Nähe im folgenden einem kritischen postkolonialen Blick ausgesetzt. Zugespitzt formuliert: Im folgenden wird ein »geopolitisches Drama« dekonstruiert, in dessen Verlauf kollektive Identitäten an vermeintlich natürliche »Standorte« gebunden und damit in einem nicht weiter zu begründenden, vermeintlich objektiven Raster von kultureller Fremdheit und Zugehörigkeit, von kultureller Unter- und Überlegenheit verortet werden.

Zur Beantwortung der Frage, wie dies konkret geschieht, wird auf die oben eingeführte Unterscheidung einer populär-medialen Geopolitik einerseits und einer praktisch-politischen Geopolitik andererseits zurückgegriffen. Zunächst soll die diskursive Festschreibung der Türkei durch den populär-medialen Expertendiskurs analysiert werden. Zu diesem Zweck werden insbesondere Texte von Udo Steinbach

(Deutsches Orient-Institut, Hamburg) und Bassam Tibi (Georg-Augustus-Universität, Göttingen) herangezogen. Auf die offizielle, die praktisch-politische (Geo-)Politik, in der sich die Verortungen des Expertendiskurses widerspiegeln, wird in einem zweiten Teil eingegangen. Dabei wird ein methodischer Zugang gewählt, der im Anschluß an Gearóid Ó Tuathail als Kon-Textanalyse bezeichnet werden kann: »(...) geopolitics in all its forms – whether subdivided into formal, practical, and popular culture variants or not – is best studied in its messy historical *con-textuality*« (Ó Tuathail 1996: 72; Hervorhebung JL). Diesem Zugang liegt die Überzeugung zugrunde, daß die jeweiligen geopolitischen Diskurse in unterschiedliche Kontexte eingebettet sind, die zwar »mitzudenken« sind, die sich aber insofern einer eindeutigen und objektiv richtigen Darstellung entziehen, als sie permanenten (Bedeutungs-)Verschiebungen unterliegen. Daraus ergibt sich, daß die folgenden Analysen weder Anspruch auf Vollständigkeit noch auf Objektivität erheben können – und was viel wichtiger ist: dies nicht einmal möchten. Denn auch wenn (oder gerade weil) im folgenden der Versuch unternommen wird, dem *Paradox der Sichtbarkeit* zu entgehen, kann dies nicht dazu führen, etwas zu *sehen*, von dessen »Sichtbar-Machbarkeit« zuvor nicht ausgegangen worden wäre – können doch die verwendeten Textstellen auch in diesem Fall »nichts hergeben, was nicht in bestimmtem Sinne schon vorweg hineingegeben worden wäre: Das ist aber trivialerweise immer so und verdient kaum die aufgeregten Diskussionen, die sich bei solchen Gelegenheiten und hinsichtlich dieses Sachverhalts zu entzünden pflegen« (Hard 1983: 149).

Problematisch hingegen erscheint die Frage, ob eine kon-textorientierte Analyse der deutschen Türkei-Politik nicht insofern zu unbefriedigenden Ergebnissen führt, als eine präzise Ausweisung der Wirkungsbereiche einzelner Machtformen zugunsten eines determinierenden Kulturbegriffs entfällt. Dies sollte in der Tat als ein ernstes Problem betrachtet werden. Allerdings verliert es seinen problematischen Charakter und wird zum bloßen Aspekt, wenn bedacht wird, daß »Kultur« auf dieser Reise nicht als der eifersüchtige Gegenbegriff von »Ökonomie« oder »Politik« betrachtet wird. So sei an dieser Stelle daran erinnert, daß sich der Kulturbegriff, der dieser Reise zugrunde liegt, als »Artikulationsterrain« (Bhabha 1996: 349) bzw. als *Zugang zu einer prinzipiell kontingenten Wirklichkeit* versteht. Vor dem Hin-

tergrund dieser Prämisse wird zusätzlich deutlich, warum es gar nicht das Ziel der folgenden Ausführungen sein kann, die Einflußsphären einzelner Macht- und Herrschaftsformen mit präzisen Demarkationslinien zu versehen: weil es präzise Demarkationslinien in Rahmen des nicht endenden Prozesses der Bedeutungsverschiebung, der Kultur ist, letztlich nicht geben kann.

Ganz ähnlich verhält es sich mit einem zweiten Aspekt. In seinem Mittelpunkt steht die Frage, ob eine kon-textorientierte Analyse der deutschen Türkei-Politik nicht insofern als problematisch zu erachten ist, als sie es nicht vermeiden kann, kultur-räumliche Entitäten (allen voran »Deutschland« und »die Türkei«) zu fixieren und zu essentialisieren. Auch dies sollte als Problem betrachtet und ernst genommen werden – und sei es nur deshalb, weil die essentialistischen Abstraktionen, die in der deutschen Türkei-Politik (re-)produziert werden, in der Bundesrepublik durchaus umstritten sein mögen. Allerdings kann auch dieses Problem zum bloßen Aspekt zurückgeführt werden – dann nämlich, wenn daran erinnert wird, daß das Ziel einer ANDEREN Geopolitik ja gerade darin besteht, auf die kultur-räumliche Denkfalle hinzuweisen und sie somit überhaupt angreifbar zu machen. Vor diesem Hintergrund wird nicht nur deutlich, warum es sich bei den im folgenden vorzunehmenden Essentialisierungen lediglich um vorläufige, um taktische Essentialisierungen auf dem Weg hin zu einer Verstörung der verschiedenen geopolitischen Strategien handeln kann. Es wird gleichermaßen deutlich, warum es nicht das Ziel sein kann, die verschiedenen Türkei-Bilder der deutschen Politik durch eine Abgleichung mit den türkischen »Selbst«-Bildern für objektiv richtig oder für objektiv falsch zu erklären – frei nach den Maximen: »Das sehen die Türken doch genauso« bzw. »Das sehen die Türken aber ganz anders«!

Schließlich sei kurz auf die Rahmenbedingungen der deutschen Türkei-Politik eingegangen: Vor dem Hintergrund der europäischen Integration hat sich die Bundesrepublik zwar grundsätzlich mit den übrigen EU-Mitgliedstaaten abzustimmen. Sie verfolgt aber auch nationale Interessen. Da die deutschen Bemühungen, diese nationalen Interessen geltend zu machen, als erfolgreich bezeichnet werden können, hat eine Metapher an Popularität gewonnen, derzufolge »der Weg der Türkei nach Europa über Berlin« führt (vgl. Süddeutsche Zeitung vom 21.7.1999). Der bisherige Verlauf dieses Weges kann wie folgt zusam-

mengefaßt werden: Seit 1963 ist die Türkei über ein Assoziationsabkommen mit dem europäischen Wirtschaftsraum (der damaligen EWG) verbunden. In diesem Abkommen wurde u. a. die Errichtung einer Zollunion vereinbart, die »eigentlich« spätestens im Jahr 1981 hätte verwirklicht sein sollen – in just jenem Jahr, in dem das Assoziationsverhältnis aufgrund der politischen Entwicklung in der Türkei von der Gemeinschaft bis auf weiteres eingefroren wurde (vgl. Bahadır 1997). Während es Ende 1995 schließlich doch noch zur Bildung einer Zollunion kam, lehnte der EG-Ministerrat den 1987 gestellten ersten Antrag der Türkei auf Vollmitgliedschaft im Jahr 1989 ab. Auch im Rahmen der Verhandlungen um die Ost-Erweiterung der EU wurde der Türkei der Status einer Beitrittskandidatin zunächst verweigert, und die Entscheidung des Europäischen Rates vom 12./13. Dezember 1997 in Luxemburg, die Türkei nicht auf eine Ebene mit den Beitrittskandidaten zu stellen, ging »maßgeblich auf deutschen Einfluß zurück« (Jünnemann 1999: 17). Gleiches gilt, wenn auch im umgekehrten Sinn, für den im Dezember 1999 in Helsinki gefaßten Beschluß, in dem die Türkei schließlich doch zur Beitrittskandidatin erklärt wurde. Es darf angenommen werden, daß sich im Helsinki-Beschluß nicht zuletzt der deutsche Regierungswechsel vom Oktober 1998 widerspiegelt – unterscheiden sich die außenpolitischen Richtlinien der Schröder-Regierung doch von denjenigen der Kohl-Regierung. Diesem Umstand wird im folgenden denn auch Rechnung zu tragen sein. Allerdings sei bereits an dieser Stelle erwähnt, daß abzuwarten bleibt, ob dem *Regierungswechsel* auch ein grundsätzlicher *Richtungswechsel* folgt. Denn der »Weg der Türkei nach Europa« scheint durch den Helsinki-Beschluß zwar im weitesten Sinn »gangbar«, aber deshalb noch lange nicht »abgeschritten«. So erklärte etwa der amtierende Bundespräsident Johannes Rau im April 2000 anläßlich eines Staatsbesuchs in der Türkei, beide Seiten hätten noch »einen langen Weg vor sich, bevor der Beitritt Wirklichkeit wird« (Rau zit. in der Süddeutschen Zeitung vom 7.10. 2000).

Zur diskursiven Verortung der Türkei

»Wohin gehört die Türkei?« Die Frage nach dem Platz des Landes innerhalb der Staatenwelt beschäftigt die entsprechenden Expertinnen

und Experten in zunehmendem Maße. Zwar wurde auch während der Zeit der bipolaren Weltordnung zuweilen über die innere Verfaßtheit der Türkei und deren potentielle außenpolitische Konsequenzen spekuliert (vgl. etwa Steinbach 1979). An einer breiten Diskussion dieser Thematik schien jedoch angesichts der Dominanz des Feindbilds »Warschauer Pakt« weit weniger Interesse bestanden zu haben, als dies heute der Fall ist. So wurde die Türkei zumeist als »Südostflanke der NATO« repräsentiert, und ihre grundsätzliche Zugehörigkeit zum Westen galt schon aufgrund ihrer Mitgliedschaft in wichtigen Bündnissen und Organisationen (neben der NATO etwa der OSZE und dem Europarat) als hinreichend gesichert. Damit kommt in den Diskussionen um die Frage nach dem »Platz der Türkei« diejenige kognitive Verschiebung zum Ausdruck, die weiter oben als das »eigentlich« Neue der neuen globalen (Un-)Ordnung beschrieben wurde. An die Stelle der diskursbestimmenden Koordinaten Kommunismus und Kapitalismus sind zunehmend zivilisatorisch-kulturelle Unterscheidungen getreten, wie sie am medienwirksamsten von Samuel Huntington (1993) formuliert worden sind. Und auch wenn die Schicksalhaftigkeit der Thesen Huntingtons in Teilen der deutschen Öffentlichkeit kritisch beurteilt wird (vgl. Ehlers 1996), so ist doch auf die Frage nach dem Platz der Türkei zu hören, daß sie »je nach Betrachtungsweise zu verschiedenen Regionen« (Kramer 1996: 590) gehöre, »Teil mehrerer Kulturkreise« (ebd.) sei bzw. »an der Schnittstelle dreier geopolitischer Großräume mit jeweils eigener politischer und kultureller Dynamik« (Brill 1998: 114; vgl. auch Steinbach 1996a, 1996b) liege.

*Die »islamische Türkei« als Teil des Nahen Ostens
und des Mittelmeerraums*

So gilt die Türkei zum einen als Land des Nahen Ostens bzw. als »Schlüsselland deutscher Nahostpolitik« (Steinbach 1996b: 192). Zwar mag diese Verortung auf einen ersten Blick wertneutral erscheinen. Doch der Denotation des Nahen Ostens liegt ein nur selten hinterfragter eurozentrischer Orientierungsrahmen zugrunde, und auf konnotativer Ebene wird die Türkei damit zum Bestandteil einer Region erklärt, die als Metapher für die Bedrohung der westlichen Sicherheit gelten kann. Wendungen wie »nahöstliches Pulverfaß«, »nahöstlicher Krisenbogen« und »-herd« mögen dies veranschaulichen. Die »nahöstliche Bedrohung« hat in den letzten Jahren insofern noch an Drastik

gewonnen, als »mit dem Ende des Ost-West-Konflikts die Diskussion der Frage, was Sicherheit ist und wann sie bedroht wird, eine Renaissance erlebt hat« (Jacobs u. Masala 1999: 29). Da diese *Neue Sicherheitspolitische Diskussion* zu einer Ausweitung des Sicherheitsbegriffs geführt hat, verlängerte sich auch der außenpolitische Sorgenkatalog in bezug auf den Nahen Osten: Die »traditionellen« Elemente der nahöstlichen Bedrohung wurden um die *Neuen Risiken* – wie etwa Bevölkerungsexplosion, Massenmigration oder Umweltschäden – ergänzt (Krämer 1995). Aus diesen neuen, »weichen« Risiken wird eine unmittelbare Bedrohung für Europa im allgemeinen und die Bundesrepublik im besonderen abgeleitet, so daß sich der sogenannte *Erweiterte Sicherheitsbegriff* in besonderem Maße geeignet erweist, »die fundamentale Bedrohung des Westens durch den Islamismus zu beschwören« (Ruf 1998: 230). Die Verortung der Türkei im Nahen Osten weist demnach eine religiös-kulturelle Codierung auf, und das »Fremde« bzw. »Andere«, vor dem es das »Eigene« zu schützen gilt, ist hier der islamische Fundamentalismus – »wenn nicht der Islam schlechthin« (Krämer 1995: 159).

Auch die Konstruktion der Türkei als Teil des Mittelmeerraums (Jünemann 1997, 1999) ist religiös-kulturell codiert. Denn die mit dem Nahen Osten verbundenen Sicherheitsrisiken werden zunehmend auch auf den »Krisenbogen Mittelmeer« projiziert:

»Historisch tief verwurzelte Entwicklungsdefizite (...), der ungelöste israelisch-arabische Konflikt, Auseinandersetzungen über Grenzen, zwischenstaatliche Kriege, Bürgerkriege zwischen autoritären Regimen und islamischen Bewegungen bzw. Terrorgruppen, eine rasante Bevölkerungszunahme, mit der auch die größten wirtschaftlichen Wachstumsraten nicht mithalten könnten, die Gefahr der Entwicklung von Massenvernichtungswaffen – all dies wird von politischen Beobachtern als der »Krisenbogen Mittelmeer« wahrgenommen, der vom Konflikt um die Westsahara bis zu den türkisch-kurdischen Auseinandersetzungen reiche und dessen Turbulenzen Europa unmittelbar berührten« (Schlotter 1999: 3; Hervorhebung JL).

Dabei stellt sich die Frage, ob die erklärende Aufzählung von Sicherheitsrisiken überhaupt noch erforderlich ist. Fast hat es den Anschein, als könne die neue Bedeutung des Mittelmeers bereits allein mittels griffiger Formeln aktiviert werden. Dies legen zumindest die Politik-

wissenschaftler Andreas Jacobs und Carlo Masala nahe, die – unter der Überschrift »Vom Mare Nostrum zum Mare Securum« – schreiben, daß das Mittelmeer »in ein Vorfeld transformiert werden [soll], von dem in absehbarer Zukunft keine Sicherheitsrisiken für die gesellschaftliche Eigenentwicklung der europäischen Staaten sowie der USA ausgehen« (Jacobs u. Masala 1999: 37).

Sei es also durch die Verortung im Nahen Osten oder sei es durch die Verortung im Mittelmeerraum: beide Diskursstränge repräsentieren die Türkei als Teil einer islamischen Welt und damit im- oder explizit als Teil eines islamischen Sicherheitsrisikos. Am deutlichsten kommt dies in denjenigen Textstellen zum Ausdruck, in denen das Land in einen direkten Zusammenhang mit bestimmten, als »besonders« islamisch bzw. fundamentalistisch geltenden Staaten gebracht wird. An die Namen dieser Staaten sind Assoziationen geknüpft, deren Wirkung diejenige des Nahen Ostens und des Mittelmeers noch übertrifft. Diese Namen fungieren als Schlag-Worte; ihre bloße Nennung vermag den Eindruck bedrohlicher Fremdheit noch zu verstärken. Als Musterbeispiel kann hier ein Zitat von Udo Steinbach gelten, demzufolge die innen- und außenpolitische Entwicklung der Türkei »aus dem Zusammenhang, der mit den Stichworten Iran und Algerien umrissen ist, nicht völlig herauszulösen [ist]« (Steinbach 1997b: 51).

Die »neo-osmanische Türkei« als Zentrum einer neuen Turkregion

Neben der »Raum gewordenen« Bedrohung des islamischen Fundamentalismus, wenn nicht des Islam schlechthin, wird die Türkei einem weiteren Großraum zugeordnet. Über diesen Großraum ist zu lesen, daß er nach dem Ende der Sowjetunion (wieder-)entstanden sei und sich »vom Balkan bis zur westchinesischen, von den Türken »Ostturkestan« genannten Provinz Xingjiang« (Tibi 1998: 3) erstrecke. Zwar hat es zuweilen den ironischen Anschein, als werde dieser Großraum auch unter Expertinnen und Experten als *Fiktion* betrachtet – habe es doch eine Weile gedauert, »bis man im Westen realisierte, daß die fünfzig Millionen Nicht-Russen im Kaukasus, in Transkaspien und Mittelasien zu neunzig Prozent Türken und Muslime und darüber hinaus turksprachig sind« (Lerch 1993: 3). Dennoch kann vermittelt der Ausweisung dieses Raums als »türkisch« – die Türkei ist »mit dem Beginn der neunziger Jahre, im übertragenen Sinne, fünf Millionen Quadratkilometer größer geworden« (ebd.) – analog zur arabischen

Welt »von einer sich formierenden türkischen Welt« (Tibi 1998: 3) gesprochen werden. So schreibt etwa Bassam Tibi in gewollter oder ungewollter Anlehnung an Halford Mackinder (1904), daß man die ethnisch-kulturelle Bestimmung Zentralasiens als türkisch »in eine neue geopolitische Perspektive einordnen [könnte], die den Stellenwert des türkischen Kernlandes erhöht und die Entwestlichung der kemalistischen Türkei fördert« (Tibi 1998: 3).

In der Verortung der Türkei im Zentrum dieser Turkregion wird die religiös-kulturelle Codierung, wie sie der (Re-)Produktion der »islamischen Türkei« zugrunde liegt, um eine ethnisch-kulturelle Komponente ergänzt. Da jedoch in der Literatur darauf hingewiesen wird, daß die »Vision einer pantürkischen regionalen Größe« (ebd.: 4) nicht von einem stärkeren Einfluß des Islam zu trennen sei, ist die Unterscheidung dieser Codierungen eher analytischen Charakters. Durch ihre Kopplung aber wird die Türkei zum »Kernland« einer ebenso homogenen wie »entwestlichten« Entität erklärt. Die Assoziationen wiederum, die diese vermeintliche »Entwestlichung« hervorruft, scheinen durchgängig bedrohlichen Charakters. Zwar wird immer wieder konstatiert, daß die türkische Abkehr vom Westen bislang auf rhetorischen Populismus beschränkt sei. Doch lasse etwa »das öffentlich vorgetragene Argument, die Türkei müsse den Norden des Irak (...) unter anderem deswegen annektieren, da dort zwei Millionen (eine bewußt grob aufgeblähte Zahl) Turkmenen lebten, (...) andeutungsweise erkennen, was eine populistische Politik auf der Grundlage von »Pan«-Ideologien anrichten könnte« (Steinbach 1997a: 31). Und auch Bassam Tibi rät dem Westen, die »neue, auf alte Quellen zurückgreifende Vision einer pantürkischen Welt nicht zu unterschätzen« (Tibi 1998: 4). Solche Äußerungen legen nahe, daß es sich bei der Bedrohung, die mit dem Phänomen »Entwestlichung« assoziiert wird, um eine *selbstverständliche* Bedrohung handelt, die nicht weiter expliziert zu werden braucht, sondern schlicht und »selbstredend« *ist*. Eine Explikation wäre allerdings wünschenswert – würde sie doch ergeben, daß der historische (Pan-)Turkismus eben *auch* eine europäische Erfindung darstellt:

»Its origins went back to the work of European orientalists, such as the Frenchmen de Guignes and Cahun and the Hungarian Vambery, who had started to study the Turks of Central Asia in the nineteenth century, and to the influence

of Turks from the Russian Empire, notably the Tartars and the Azeris« (Zürcher 1998: 133).

Überdies fällt auf, daß in vielen Beiträgen, die sich mit der Türkei als Zentrum einer neuen Türkregion beschäftigen, recht sorglos mit den Begriffen des *Pan-Turkismus* einerseits und des *Neo-Osmanismus* andererseits umgegangen wird (für eine differenzierte Darstellung vgl. Adanir 1995: 9-21 oder Zürcher 1998: 131-137). Dies ist insofern problematisch, als es sich wohl nur aus einer solch oberflächlichen Sichtweise heraus von selbst »versteht (...), daß der Neo-Osmanismus, d. h. die Neubelebung des osmanischen Erbes, zwar nicht unbedingt eine Wiedergeburt des alten imperialistischen Expansionismus der Türkei sein wird (...)« (Tibi 1998: 5), aber dennoch dazu beitragen könne, »daß ein gewisses organisches, geopolitisches, kulturelles und ökonomisches Beziehungsgefüge entsteht, in dessen Rahmen die Türkvölker ihre Selbstfindung erreichen« (ebd.). Allerdings ist anzunehmen, daß beide Ideologien nicht von ungefähr vermengt werden – wobei diese Vermengung allerdings weniger auf das aktuelle, »neo-osmanische, megalomane Selbstbild« (ebd.) der Türkei als auf das »Fremd«-Bild des europäischen Blicks zurückzuführen sein dürfte. So sei an dieser Stelle mit dem Geographen Hans-Dietrich Schultz daran erinnert, daß es die westliche Frontbildung gegenüber den vorrückenden Osmanen war, die den Europabegriff seit dem späten 15. Jahrhundert popularisierte (vgl. Schultz 1999: 72).

Die »westliche Türkei« als Teil Europas?

Der dritte Raum, in dem die Türkei verortet wird, ist der europäische. Angeführt werden hier neben der »geographischen Evidenz« und der türkischen Mitgliedschaft in westlichen (Militär-)Organisationen hauptsächlich die wirtschaftlichen Beziehungen, deren Qualität immer wieder als hoch bezeichnet wird. Insbesondere durch die bereits erwähnte Ratifizierung der Vereinbarung über die Bildung einer Zollunion im Dezember 1995 sei die Bindung der Türkei an die Europäischen Union in ökonomischer Hinsicht gestärkt worden. Auch aus spezifisch deutscher Sicht wird die Wirtschaft in den Vordergrund gerückt, belegt Deutschland doch »seit 1980 sowohl bei den türkischen Exporten wie bei den Importen den ersten Platz« (Şen 1998: 45). Dennoch sind es nicht ausschließlich ökonomische Gründe, aufgrund de-

rer die Türkei auch als europäisch repräsentiert wird. So wird immer wieder darauf verwiesen, daß die Bundesrepublik »mit der Türkei durch über zwei Millionen von dort stammender Mitbürger unauflöslich verbunden [ist]« (Steinbach 1997a: 33).

In der Literatur sind jedoch kaum Stellen zu finden, die diese Verbundenheit nicht mit einem Fragezeichen versehen. Dies kann insofern nicht überraschen, als eine vollständige Verortung der Türkei in Europa durch diejenige im Nahen Osten ebenso unterminiert wird wie durch die Konstruktion der Türkei als Kernstaat einer neuen Turkregion. Alle drei Diskursstränge basieren auf einer binären Logik, die auf ebensolchen Gegensätzen beruht und letztlich auch die Türkei immer wieder aufs neue hervorbringt. Damit beantwortet sich letztlich die Frage nach dem Platz der Türkei in der internationalen Staatenwelt – wenn auch aus einer ANDEREN, einer postkolonialen Perspektive: Da sie weder im »eigenen« Raum verortet noch als vollkommen »anders« repräsentiert wird, befindet sie sich gleichsam zwischen essentialistischen Entitäten. Sie wird zu einer kultur-räumlichen Entität zwischen jeweils binären Oppositionen, einem hybridem Dazwischen, das sich zeitlich »zwischen Vergangenheit und Gegenwart« (Steinbach 1989: 40) und geographisch »zwischen Orient und Okzident« befindet.

Das diskursive Dreieck der deutschen Türkei-Politik

Die »Standortbestimmung« der Türkei zwischen »McWorld und Jihad« (in Anlehnung an eine Sektionssitzung des 50. Soziologiekongresses am 26.09.2000 in Köln), zwischen dem potentiell universellen Raum des »Eigenen« und dem der »Anderen«, die den Expertendiskurs seit 1989 in verstärktem Maße prägt, bleibt nicht ohne Entsprechungen im Bereich der praktisch-politischen Geopolitik. Dort wurde nach der letzten Bundestagswahl eine strategische Wende gegenüber der Türkei vollzogen, die sich nicht zuletzt in der Aufnahme der Türkei in die Riege der EU-Beitrittskandidatinnen und -Beitrittskandidaten widerspiegelt. Zwar ist »uns« die Türkei im Zuge dieser Wende *näher* gerückt. Aber dies sollte nicht vergessen machen, daß die deutsche Türkei-Politik schon vor 1998 vom Bild guter bilateraler Beziehungen geprägt war. Bereits in der Kohl-Ära war immer wieder zu hören, daß sich die Türkei »auf dem europäischen Hauptgleis« (Ploetz

1998) befinde. Damals wurde allerdings ebenso oft erklärt, warum dem türkischen Wunsch nach einer Mitgliedschaft in der EU (noch) nicht stattgegeben werden könne. Neben den türkisch-griechischen Differenzen und dem Entwicklungsstand der türkischen Wirtschaft wurden dabei hauptsächlich Defizite in den Bereichen Demokratie und Menschenrechte geltend gemacht. Eine nähere Betrachtung zeigt jedoch den kosmetischen Gehalt dieser Defizit-Argumentation auf – hatte doch Helmut Kohl im März 1997 kategorisch festgestellt, »dass die Türkei nicht in die EU aufgenommen werden könne, weil das muslimische Land keinen Platz in der europäischen Zivilisation habe« bzw. »nicht dem christlichen Menschenbild der Union entspreche« (Kornelius 1999). Das darin zum Ausdruck kommende »offene Geheimnis« der Regierung Kohl hat seinen geheimnisvollen Charakter allerdings nicht erst im Dezember 1999 verloren, als sich CDU und CSU während einer Bundestagsdebatte zur Europapolitik öffentlich von der Türkei-Politik Helmut Kohls distanzieren (vgl. ebd.). Vielmehr ließ der ehemalige Vorsitzende der CDU/CSU-Bundestagsfraktion Wolfgang Schäuble bereits 1994 verlauten, daß der Türkei der Weg in die EU schon allein deshalb versperrt sei, weil sie nicht zum christlich-abendländischen Kulturkreis gehöre (Süddeutsche Zeitung vom 9.5. 1994).

Solche und ähnliche Äußerungen scheinen seit dem Regierungswechsel vom Oktober 1998 aus dem rhetorischen Repertoire der Regierung gestrichen. Und so kann die türkeipolitische Wende als Ausdruck der divergenten Position der rot-grünen Regierung bezüglich des europäischen Integrationsprozesses gelesen werden – einer Position, die weniger von Phantasmen kultureller Reinheit denn von politisch-strategischen Überlegungen geprägt scheint. Allerdings stellt auch der strategische Blick auf die Türkei keine »Erfindung« der amtierenden Regierung dar. Denn über den Zeitpunkt der Aufnahme der Türkei in den Kreis der Beitrittsländer sollte nicht vergessen werden, daß die strategische Bedeutung der Türkei für die »eigenen« Interessen auch vor 1998 schon hoch eingeschätzt wurde – wird doch die Türkei seit 1989 als potentiell, »geostrategisch« bedeutendes Verbindungselement zu just jenen Regionen verhandelt, in denen sie (neben Europa) *verortet* ist. Aber nicht nur in Anbetracht dieses strategischen Kontinuums, dem letztlich das Bild eines »Brückenkopfs Türkei« zugrunde liegt, stellt sich die Frage, ob das Näher-Rücken der Türkei auch eine

Ankunft zur Folge hat. Wenngleich nämlich die offiziellen Verlautbarungen heute nicht mehr von Bemerkungen über die vermeintliche »Fremd«-Artigkeit einer »orientalischen Türkei« geprägt sind, so stehen der türkischen Ankunft in Europa nach wie vor Defizite in den Bereichen Demokratie und Menschenrechte entgegen.

Nun sei hier nicht pauschal das Ende von Gleichheit und Freiheit beschworen, wie es der postmodernen/poststrukturalistischen Kritik im Anschluß an einen »modern« gelesenen Jean-François Lyotard (1979) immer wieder unterstellt wird. Vielmehr verlangt die Brisanz insbesondere der Menschenrechtsthematik, an dieser Stelle noch einmal an die besondere Normativität eines ANDEREN Blicks zu erinnern, wie sie zum Ende der ersten Etappe skizziert wurde. Dieser Blick sieht in der Diskussion um das Ausschlußkriterium »Menschenrechte« zweierlei: Er sieht zum einen das berechtigte Verlangen marginalisierter, diskriminierter und politisch verfolgter Menschen, gleiche Rechte einzuklagen. Aber er sieht gleichermaßen, daß der westliche Blick die ursprünglich mehrdeutigen Menschenrechtsbegriffe herrschaftsbedingt auf einen einzigen Begriff reduzieren konnte, dessen Allgemeinheit ein ebenso abstraktes wie weißes, männliches und besitzendes Individuum und damit die Abstraktion von jeglicher Besonderheit zugrunde liegt (vgl. Narr 1998). Die darin schon immer implizierte Ungleichheit und Unfreiheit wird auf dem »dunkle[n] Kontinent« (Mazower 2000) – der Autor schreibt nicht etwa über Afrika, sondern über »Europa im 20. Jahrhundert« – kaum wahrgenommen, sondern in einem Akt kultureller Arroganz auf das türkische »Andere« projiziert.

Daß die Logik dieses Schemas dem jeweiligen gesellschaftspolitischen Kontext angepaßt wird und damit zwangsläufig doppelbödigen Charakter besitzt, zeigt etwa die deutsche Zurückhaltung bei der Verhandlung der Frage, ob die Vertreibung und Ermordung hunderttausender Armenierinnen und Armenier in der Endphase des Osmanischen Reiches als »Völkermord« zu bezeichnen ist oder nicht. Während die französische Nationalversammlung (wie zuvor schon die Parlamente in Italien und Griechenland) diese Frage Anfang 2001 bejaht hat, gibt es im deutschen Bundestag bislang »keine Bestrebungen, das Schicksal der Armenier zu behandeln« (Schlötzer 2001). Zwar steht etwa der außenpolitische Sprecher der CDU/CSU-Fraktion Karl Lamers auf dem Standpunkt, Frankreich habe ausgesprochen, »was alle

Europäer denken« (Lamers zit. ebd.). Dennoch will er das Thema »wegen unserer eigenen Vergangenheit und wegen der vielen Türken in unserem Land« (Lamers zit. ebd.) nicht auf die Tagesordnung setzen. Und wird umgekehrt bedacht, daß die französische Politik unter dem Eindruck eines nicht unbedeutenden armenischen Bevölkerungsanteils steht, so drängt sich der Verdacht auf, als sei auch das französische »Armenier-Gesetz« nicht von innenpolitischen Opportunitäten zu trennen – und dies um so mehr, als die Entscheidung für dieses Gesetz nicht lange vor den französischen Kommunalwahlen vom Frühjahr 2001 gefällt wurde.

Aber auch diesseits solcher Brüche haben die Projektionen zur Folge, daß, wie etwa im Rahmen der hitzigen Debatten um eine mögliche Lieferung von Kampfpanzern an die Türkei (vgl. Deutscher Bundestag 1999), Defizite ausschließlich auf türkischer Seite gesehen werden und die deutsche Politik den Charakter eines »Kreuzzugs für eine zivilisiertere Türkei« gewinnt. Dabei wird nicht nur übersehen, daß dieser Kreuzzug für die westliche Norm bisweilen mehr als fragwürdige Züge annimmt – erwähnt sei hier nur die *Modernisierung* der türkischen Strafvollzugsanstalten gemäß westlichen Standards; sprich u. a. den Bau von Dreier- und Einzelzellen, in denen Isolationshaft praktiziert werden kann. Es stellt sich auch die Frage, wann die Türkei das westliche Ideal, wenn überhaupt, erreichen kann, und es zeigt sich, daß ein Näher-Rücken nicht zwangsläufig eine Ankunft zur Folge hat. Gemessen am westlichen Maßstab blieb die türkische Modernisierung bis heute jedenfalls unvollständig, und der Ausschluß der Türkei ist logische Konsequenz geblieben.

Wenngleich die deutsche Türkei-Politik seit 1989 also durch eine Gleichzeitigkeit verschiedener und zunächst widersprüchlich erscheinender Strategien gekennzeichnet ist, sollte sie nicht als richtungslos interpretiert werden. Eine Politik, die sich, wenn auch mit unterschiedlichen strategischen Gewichtungen, in einem diskursiven Dreieck von rhetorischer Nähe, modernem Kreuzzug und okzidentaler Exklusion bewegt, korrespondiert mit der Verortung der Türkei zwischen dem »Eigenen« und dem »Anderen«. Vor dem Hintergrund einer exklusiven Identitätspolitik aber kann der Status des Dazwischen nicht einschließend wirken oder gar, wie dies das postkoloniale Konzept der Hybridität impliziert, zu einer Politik der Entgrenzung bzw. Dezentrierung führen (vgl. Bhabha 1997a, 1997b; Hall 1994). Diese (Geo-)

Politik bietet keinen Raum für kulturelle Entgrenzung. Oder besser: Sie kann keinen Raum für kulturelle Entgrenzung bieten, weil die »eigene« Identität nur in der Abgrenzung von scheinbar homogenen »Anderen« normalisiert und stabilisiert werden kann. Daher muß die Konstruktion des Dazwischen auf eine *negative, prekäre Hybridität* festgelegt werden, die ausschließlich im exklusiven Sinn mobilisiert wird und eine Aufnahme der Türkei in den Raum des »Eigenen« unterminiert. Vor dem Hintergrund einer binären Logik liegt es nämlich auf der Hand, daß *auf das Eine und »Eigentliche«* hingewendet werden muß; daß an einer Position des Dazwischen wenig »Eigentliches«, aber viel Unentscheidbares und Widersprüchliches zu finden ist; daß das Dazwischen als prekär, als chaotisch, als *vormodern* konzeptualisiert wird – so daß die Türkei letztlich als »fremd« ausgeschlossen wird. Folglich besteht auch nur wenig Bereitschaft, die vielen, widersprüchlichen Wirklichkeiten der in der Türkei lebenden Menschen »auszuhalten«. Gleiches gilt, was nicht vergessen werden sollte, für die komplexen Realitäten der in Deutschland lebenden türkischen Migrantinnen und Migranten. Und auch wenn Analogien und wechselseitige Einflüsse außen- und innenpolitischer Aspekte nicht das Thema dieser Analyse darstellen, so sei doch eine grundlegende Parallele angesprochen: die Parallele der Verortung in einem negativ konnotierten »Zwischenraum«.

Sie zeigt sich, wenn der Ort der Türkei, der sich zeitlich »zwischen Vergangenheit und Gegenwart« und geographisch »zwischen Orient und Okzident« befindet, mit dem Ort der in Deutschland lebenden Türkinnen und Türken verglichen wird. Letzterer kommt beispielhaft in einer Metapher zum Ausdruck, deren Karriere der Erziehungswissenschaftler Thomas Kunz nachgegangen ist (Kunz 2000). Kunz zeigt auf, daß das »Sitzen zwischen zwei Stühlen«, das die komplexen Realitäten der in der Bundesrepublik lebenden Migrantinnen und Migranten auf eine binäre Formel reduziert, zu einem exponierten Moment in zeitgenössischen deutschen Schulbüchern avanciert ist und dort eine bildliche Vereinfachung gefunden hat. Diese Vereinfachung zeigt »türkische Kinder zwischen zwei Stühlen« (ebd.: 235; Hervorhebung JL) – und es wird deutlich, daß es nicht zuletzt die in Deutschland lebenden Türkinnen und Türken sind, die unter geopolitischen Strategien der Ausgrenzung zu leiden haben. Imaginative Demarkationslinien, oft metaphorisch als »die Mauern in unseren Köpfen« bezeich-

net, sind selbst mit einer unbefristeten Aufenthaltsgenehmigung nicht vollständig zu überschreiten. So gelten die in der Bundesrepublik lebenden Türkinnen und Türken zumeist als Mitglieder einer »fremden Minderheit«, die nicht in die Oper gehen, sondern in die Moschee gehören (Şenocak 1993). Und auch die »Kinder der dritten Migrantengeneration *wissen* nach zehn Schuljahren, wie sie zu sein haben, um akzeptiert zu werden – als ›*Fremde*‹« (Kunz 2000: 252; Hervorhebung JL). Damit werden sie – ebenso wie die in der Türkei lebenden Menschen – implizit oder explizit vor eine fragwürdige Wahl gestellt: vor die Wahl zwischen der Assimilation bzw. Anpassung an eine vermeintlich homogene, »fremde« Modernität und der Rückkehr zur vermeintlichen Authentizität ethnischer oder religiöser Ursprünge. Daran konnte auch die 1999 verabschiedete »Modernisierung« des deutschen Reichs- und Staatsangehörigkeitsrechts aus dem Jahr 1913, innerhalb derer das Abstammungsrecht (*Jus sanguinis*) um Elemente des Territorialrechts (*Jus soli*) ergänzt wurde (vgl. Özdemir 1999), nur wenig ändern – und zwar nicht nur, weil die ursprünglich vorgesehene Möglichkeit der doppelten Staatsangehörigkeit infolge einer CDU/CSU-Unterschriftenkampagne auf »besondere Härtefälle« eingeschränkt wurde.

»The New World Disorder« – Zur (Un-)Möglichkeit einer ANDEREN Geopolitik

Abschließend sei der Frage nachgegangen, wie es in Anbetracht der bisher zurückgelegten Wegstrecken um die Möglichkeit/Unmöglichkeit einer Verwendung des Geopolitikbegriffs bestellt ist. Diese Frage stellt sich insofern, als, wie einleitend erwähnt, die grundsätzliche Stigmatisierung des Geopolitikbegriffs auch innerhalb der Geographie mehr und mehr in Frage gestellt wird und nicht wenige der Beiträge durch einen affirmativen Gebrauch des Wortes »Geopolitik« (etwa im Sinne einer *geopolitischen* Lage, *geopolitischer* Bedingtheiten oder *geopolitischer* Interessen) gekennzeichnet sind. Ein unsystematischer Blick auf die entsprechende Literatur macht deutlich, daß es dabei zwischen zwei Richtungen zu unterscheiden gilt: Während sich das Gros der Beiträge durch eine mehr oder minder unbekümmerte Verwendung des Wortes »Geopolitik« auszeichnet, die jeder theoretischen und be-

grifflichen Reflexion zu entbehren scheint, zeichnet sich die zweite Richtung durch eine reflexiv-affirmative Bezugnahme auf einen *Begriff* von Geopolitik aus. So beschäftigt sich etwa der Arbeitskreis *Geopolitische Analysen* mit einer »Geopolitik modernen Typs«. Diese »moderne Geopolitik« wurde auf der konstituierenden Sitzung des Arbeitskreises als »angewandte Politische Geographie« definiert, »die das Ziel der Politikberatung zum Zweck der Konfliktvermeidung globalen wie regionalen Ausmaßes verfolgt« (Stadelbauer zit. in Kost 1997: 144). Als beispielhaft für das Forschungsverständnis, das dieser zweiten Richtung zugrunde liegt, mag der Beitrag »Neue Ansätze der Politischen Geographie und Geopolitik« (Boesler 1997) gelten – wobei die Betonung insofern auf »beispielhaft« liegt, als es auf dieser Reise nicht um *individuelle Dispositionen*, sondern um *Diskurse* geht.

Der Beitrag widmet sich den Konsequenzen, die sich aus den veränderten politischen Tatsachen der jüngsten Zeit für eine »Neue Geopolitik« ergeben. In diesem Kontext wird konstatiert (und als potentiell unbefriedigend ausgewiesen), daß sich Politische Geographie einerseits und Geopolitik andererseits weit voneinander entfernt hätten:

»Seit einigen Jahrzehnten haben sich Politische Geographie und andere wissenschaftliche Disziplinen auf der einen und Geopolitik auf der anderen Seite in grundlegenden Fragestellungen weit voneinander entfernt. Diese Situation wird von einer ganzen Reihe Politischer Geographen als äußerst unbefriedigend angesehen« (ebd.: 310).

Diese Feststellung entbehrt vor dem Hintergrund der zurückgelegten Wegstrecke nicht einer gewissen Ironie – wurde doch weiter oben festgehalten, daß ein Unterschied zwischen Geopolitik und Politischer Geographie nur dort bestehen kann, wo die vermeintliche Natürlichkeit der politisch-geographischen Wirklichkeit hinterfragt und zudem der politische Gehalt des »eigenen« Diskurses anerkannt wird. Beides scheint bei den Apologetinnen und Apologeten einer »neuen« oder »modernen Geopolitik« nicht der Fall zu sein. Zwar wird in dem genannten Aufsatz betont, daß »räumliche Faktoren nicht als Konstanten aufgefaßt werden können und damit der Zeitlichkeit, d.h. dem Wandel gesellschaftlicher Bewertungsprozesse, unterworfen sind« (ebd.). Dennoch kann der objektivistische Gestus, der auf einer naturalisierenden Betrachtung »geopolitischer Strukturen« basiert, letztlich

nicht überwunden werden. Dieser Gestus kommt etwa in der Behandlung der Frage nach der künftigen politischen Ordnung desjenigen Raums zum Ausdruck, »den die Geopolitik häufig als ›Zwischeneuropa‹ bezeichnet hat und der von den Baltischen Staaten bis zum Schwarzen Meer reicht« (ebd.: 314). Aus der »Tatsache«, daß die betreffenden Länder ihrem »Selbstverständnis, ihrer Geschichte und ihrer Kultur nach (...) zweifelsfrei ein Teil des westlichen Europas [sind]« (ebd.), wird *wie selbstverständlich* abgeleitet, daß »die Öffnung von NATO und EU nach ›Zwischeneuropa‹ ein selbstverständlicher, geopolitisch begründeter Vorgang [ist]« (ebd.). Bei soviel argumentativer Selbstverständlichkeit kann es auch nicht weiter verwundern, daß einer kritischen Prüfung der politischen Wirkung des »eigenen« Arbeitens nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. Wie sonst ist wohl die in Anlehnung an Huntingtons Kulturkampfeszenario formulierte Prognose zu erklären, derzufolge »regionale und lokale Konflikte (...) im internationalen Staatensystem durchaus wahrscheinlich [sind]« (ebd.: 313)?

Dieses Beispiel sollte die Schwierigkeiten aufgezeigt haben, die ein affirmativer Bezug auf »Geopolitik« mit sich bringt. Daher sei nicht nur im Hinblick auf die erstgenannte Richtung, sondern gerade auch im Hinblick auf die Verfechterinnen und Verfechter einer »neuen Geopolitik« empfohlen, den Geopolitikbegriff gemäß dem unterwegs gemachten Vorschlag lediglich im Sinne einer verstörenden, dissidenten und immer wieder ANDEREN Taktik zu verwenden. Mit anderen Worten: Es sei ausdrücklich empfohlen, lediglich auf eine Verstörung geopolitischer Strategien, nicht aber auf »Geopolitik an und für sich« (was immer das sein mag) abzielen – was letztlich bedeutet, alle konstativen oder gar affirmativen Verwendungen außen vor zu lassen. Dieses »Außen-vor-Lassen« mag den Eindruck erwecken, als feierte das »Hände-weg-von-der-Geopolitik!« der »Troll-Schöllner-Linie« (Sprengel 1996: 19) fröhliche Urstände. Doch eine auf Pseudowissenschaftlichkeit und Geodeterminismus aufbauende Abgrenzungsstrategie kann nach der zurückliegenden Wegstrecke keine Option mehr darstellen. Zwar wäre eine solche Strategie in Zeiten, in denen etwa Heinz Brill »Geopolitik« als die Lehre »vom Einfluß des geographischen Raumes auf die Politik eines Staates« (Brill 1994: 21) definiert und nicht wenige von »jener teutonischen Begeisterung« (Sprengel 1996: 19) ergriffen sind, wieder von Geopolitik reden zu können, wohl

nicht einmal die Schlechteste. Aber die Ausführungen haben deutlich gemacht, daß eine strategische Abgrenzung mittels des Geodeterminismus nur Sinn in einem Denken hat, das auf dem Mythos der Zwei-Reiche-Lehre von der unverfügbaren Natur und der frei gestaltbaren Kultur beruht. Und insofern dieser Mythos in einem ANDEREN Denken längst demystifiziert ist, gleicht das »Außen-vor-Lassen« den Argumenten von Troll und Schöller eben lediglich in formaler Hinsicht. In inhaltlicher Hinsicht hingegen umfaßt es auch diejenigen Strategien, die »bloß« verorten: diejenigen Strategien also, die, euphemistisch gewendet, »nichts weiter« tun, als vermeintlich essentialistische Identitäten buchstäblich an Ort und Stelle zu bringen und damit die vermeintlich natürliche Ordnung der geopolitischen Wirklichkeit zu (re-)produzieren. Denn bezüglich dieser Strategien gilt, was R.B.J. Walker in bezug auf die Theoriebildung auf dem Gebiet der Internationalen Beziehungen formuliert hat:

»Theories of international relations are more interesting as aspects of contemporary world politics that need to be explained than as explanations of contemporary world politics. As such, they may be read as a characteristic discourse of the modern state and as a constitutive practice whose effects can be traced in the remotest interstices of everyday life« (Walker 1993: 6).

Ganz im Sinne dieses Zitats sollte im Verlauf der Etappe deutlich geworden sein, daß es objektive Erkenntnis über die *eine* Politische Geographie der internationalen Ordnung ebensowenig geben kann wie diese *eine*, vermeintlich natürliche Politische Geographie selbst. Denn im Verlauf dieser Etappe konnte (über eine Dekonstruktion der Dichotomisierung von Politischer Geographie und Geopolitik) ein Vorschlag entwickelt werden, der auf einen ANDEREN Begriff von Geopolitik abzielt. »Geopolitik« in einem ANDEREN Sinne meint längst nicht nur die »geodeterministische« und »pseudowissenschaftliche« Prophetin einer vermeintlich naturgegebenen Wahrheit. Der Begriff bezeichnet eine (je andere) diskursive Praxis, vermittels derer die vermeintlich natürliche Ordnung der internationalen Politik erst produziert wird – und folglich dekonstruiert werden kann. Daher wurde eine ANDERE, eine taktische Form von geopolitischer Praxis skizziert. Sie zielt darauf ab, die unterschiedlichen geopolitischen Strategien, seien sie nun (politisch-)geographischer, (sicherheits-)politischer, (po-

litik-)wissenschaftlicher oder »ganz alltäglicher« Art, als *self-fulfilling prophecies* zu entlarven. Damit zeigt sie auf, was für eine Teildisziplin, die sich *Politische Geographie* nennt, »eigentlich« selbstverständlich sein sollte: daß wissenschaftliches Sprechen – und dazu gehört auch lautes Schweigen – immer auch bedeutet, von einem bestimmten (politischen) Standpunkt aus zu argumentieren.

Folglich kann die »Flugbahn« dieser Etappe rückblickend betrachtet wohl am ehesten als eine beschrieben werden, die von der *Politischen Geographie* über eine ANDERE *Geopolitik zu einer politischen Geographie* führt. Das »kleine p« dieser politischen Geographie möchte auf zweierlei hinweisen: Zum einen möchte es die kleinen Unterschiede betonen, die – wie im Anschluß an Dominik Bloedner (1999) formuliert werden kann – einen Unterschied machen, und die es auch zwischen einer dem Identitätsdenken verhafteten Politischen Geographie einerseits und einer auf Differenz beruhenden politischen Geographie andererseits immer wieder aufs neue zu verhandeln gilt. Und zum anderen möchte es darauf verweisen, daß die Verortung von Objekten und Identitäten entlang den Demarkationslinien des »Eigenen« und »Anderen« nicht allein auf den Feldern der staatlichen oder internationalen Politik zu finden ist: *Jede* Ordnung von Objekten und Identitäten stellt letztlich eine imaginative Geographie dar, die auf spezifischen Ausschlüssen beruht.

Die hier vertretene politische Geographie macht nicht nur darauf aufmerksam, was es bedeuten kann, das Anbeten der einen, personifizierten Geographie und ihres alten Stammesgötzen zugunsten einer politisch-fiktionalen Praxis einzustellen. Sie gleicht auch jener politischen Geographie, die Bernd Belina, Ulrich Best, Dirk Gebhardt, Gesa Helms und Anke Strüver auf einer Tagung des Arbeitskreises *Politische Geographie* vorgestellt haben. Denn wie letztere ist sie an den Machtverhältnissen interessiert, die bei der (Re-)Produktion von Räumen zum Tragen kommen. Und wie letzterer geht es ihr »weniger um die Zugehörigkeit zu einer Subdisziplin (...) als vielmehr um das Eingreifen in aktuelle politische Debatten« (vgl. Reuber u. Wolkersdorfer 2001: 205) – ist doch die Produktion der geographischen Wirklichkeit nicht von Fragen nach Macht und Herrschaft zu trennen. So wird es das Ziel der folgenden (und letzten) Etappe sein, der *Dekonstruktion* des kultur-räumlichen Denkens eine *Rekonstruktion* folgen zu lassen. Mit anderen Worten: Das Ziel der nächsten Etappe besteht

darin, den fragmentierten Geographien der verschiedenen geopolitischen Strategien eine ANDERE und möglichst bessere Geographie der Welt entgegenzusetzen.

4. ETAPPE:

AUF DER SUCHE NACH EINER ANDEREN GEOGRAPHIE DER WELT

Einleitung

Den imaginativen Geographien einer fragmentierten Welt, in deren Mitte die partikularen Interessen des jeweiligen »Eigenen« stehen, eine ANDERE und wenn möglich bessere Geographie der Welt entgegenzusetzen – das stellt das Ziel dieser letzten Etappe dar. Wo also kann die Suche nach dieser ANDEREN, dieser politischen Geographie der Welt beginnen? Wenn es stimmt, daß die vermeintlich natürliche Geographie einer fragmentierten Welt ihre Selbstverständlichkeit durch die *heimliche Umkehr von Ursache und Wirkung* (Bourdieu 1997: 93) und damit letztlich durch den Prozeß der Verortung vermeintlich essentialistischer Identitäten zu schöpfen vermag, dann wäre insofern ein Ansatzpunkt gegeben, als sich die Suche an solchen Konzepten orientieren könnte, denen eine ANDERE Taktik der Verortung zugrunde liegt. Und zwar eine Taktik der Verortung, die auf die Fixierung und Essentialisierung der vermeintlich homogenen Identitäten des »Eigenen« und »Anderen«, seien sie nun nationaler oder kultureller Art, verzichtet.

Vor diesem Hintergrund läßt ein Blick auf die »wahr gewordene« Wirklichkeit, also auf das, was, um mit Ludwig Wittgenstein zu sprechen, »der Fall ist« (Wittgenstein ¹²1999b: 11), Schuppen von den Augen fallen. Denn es hat den Anschein, als sei diese ANDERE Geographie der Welt längst Wirklichkeit geworden. Oder können nicht auf allen gesellschaftlichen Feldern Prozesse der Entgrenzung und der

Dezentrierung beobachtet werden? Kann nicht die Intensivierung politischer Bündnisse über nationalstaatliche Grenzen hinweg beobachtet werden, und kann nicht die Auflösung der bipolaren Weltordnung als eindrückliches Beispiel einer politischen Entgrenzung betrachtet werden? Finden nicht täglich Unternehmenszusammenschlüsse statt, und wird nicht ständig daran gearbeitet, Handelsrestriktionen zu beseitigen sowie staatliche Protektionismen im Sinne des freien Welthandels zu überwinden? Macht sich nicht eine Tendenz zur grenzüberschreitenden Forschung im interdisziplinären wie auch im internationalen Sinne bemerkbar; kann nicht die Herausbildung einer *international scientific community* beobachtet werden? Und spiegeln sich diese strukturellen Prozesse nicht auch auf der individuellen Ebene wider? Arbeiten »wir« nicht in multinationalen Unternehmen oder in internationalen Forschungsverbänden? Sind »uns« unsere »ausländischen« Kolleginnen und Kollegen, mit denen »wir« täglich zusammenarbeiten, nicht viel vertrauter als unsere »inländischen« Nachbarinnen und Nachbarn, die zwei Häuser weiter wohnen? Nehmen »wir« nicht via Kabel oder Satellit täglich Anteil an noch so weit entfernten Schicksalen? Kennen »wir« uns im *World Wide Web* nicht besser aus als in Wolfsburg, Wittstock oder Wesel? Und haben »wir« folglich nicht begonnen, die »uns« umgebenden nationalen und kulturellen Grenzen zu überschreiten und »das stahlharte Gehäuse« (Nassehi 1997) »unserer« nationalen und kulturellen Zugehörigkeit zu verlassen? Kurz: Befinden »wir« uns nicht mitten in einem Prozeß, der von Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftlern gemeinhin als Weg hin zur *Weltgesellschaft* beschrieben wird: dem Prozeß der *Globalisierung*?

Tatsächlich scheinen die sozialwissenschaftlichen Konzepte »Weltgesellschaft« und »Globalisierung« – wobei ersteres »eher den *Zustand* der globalen Vernetzung beschreibt« (Richter 1997: 185), letzteres hingegen eher das Prozeßhafte betont – auf einen ersten Blick geeignet, auf der Suche nach einer ANDEREN Geographie der Welt als Ansatzpunkte zu dienen. Damit sei nicht behauptet, die verschiedenen sozialwissenschaftlichen Ansätze, die sich mit der »global gewordenen« Wirklichkeit befassen, blickten allesamt durch jene rosafarbene Brille, die den Blick auf eine grenzenlose und von interkulturellem Ausgleich gekennzeichnete Welt jenseits nationaler und kultureller Partikularismen lenkt. Ebensovienig sei behauptet, die einzelnen sozialwissenschaftlichen Disziplinen seien nicht durch unterschiedliche

Schwerpunktsetzungen gekennzeichnet – existieren doch nicht nur zwischen den jeweiligen disziplinär-disziplinierenden »Wesens-Gemeinschaften«, sondern auch zwischen den jeweiligen Ansätzen erklärende Unterschiede. Doch bei aller Differenz hat es den Anschein, als seien »Weltgesellschaft« und »Globalisierung« innerhalb der Sozialwissenschaften positiv konnotiert; als seien sie an ein Szenario gebunden, das sich weniger durch partikularistisches als durch universalistisches Denken auszeichnet. Es mag sein, daß sich, wie Armin Nassehi vermutet, hinter dem Bild der »guten« Globalisierung ein kollektives Aufatmen der traditionell konsensorientierten Sozialwissenschaften verbirgt – »stand doch bis vor kurzem gerade die Spaltung der Welt in Nationalstaaten und kulturelle und politische Blöcke obenan, wenn es darum ging, weltweite soziale Verflechtungsmechanismen und Konfliktlinien zu beschreiben« (Nassehi 1998: 151). Am ausgeprägtesten kommt diese positive Einstellung im Bereich der Wirtschaftswissenschaften zum Ausdruck, und innerhalb des wirtschaftswissenschaftlichen Mainstreams scheint das Bild der »guten« Globalisierung geradezu zum Pflichtprogramm zu gehören. Aber auch politikwissenschaftliche und soziologische Konzepte sind von Vorstellungen geprägt, denen zufolge »die Globalisierung einen gewaltigen Schub zum Besseren hin« (Krugman 2000) entfaltet – wengleich sich die bis zur Heilserwartung gesteigerte Euphorie, die von ökonomischer Seite zuweilen an den Tag gelegt wird, hier eher selten findet:

»Ob man bei Wilbert E. Moore (1966) schon in den 60ern von einer ›singularity of civilisation‹ hört, bei Ronald Robertson (1992) über *mankind* als eine der vier Dimensionen weltgesellschaftlicher Beziehungen liest, die durchaus in der Lage sei, das Fundament einer *global culture* zu legen, ob man an Anthony Giddens' (1995: 75ff.) Verständnis von Globalisierung als prinzipieller Wechselseitigkeit von globalen und lokalen Ereignissen denkt, ob man Rudolf Stichwehs (1995) dunkle Andeutungen über die Notwendigkeit einer Soziologie der Menschheit bedenkt oder ob man sich über Margaret S. Archers (1991) Verve über die praktische Bedeutung einer ›Sociology for One World‹ zur Herstellung dieser einen Welt wundert, die auf den Felsen der ›unity of Humanity‹ gebaut werden müsse – stets wird mit dem Gedanken der Globalisierung und weltgesellschaftlicher Ausdehnung von gesellschaftlichen Prozessen die Hoffnung verbunden, eine welthistorisch neue Realität zu begreifen. Es spricht aus diesen Perspektiven (...) auch die Erwartung, daß sich durch Glo-

balisierungsprozesse auch Potentiale des Ausgleichs, der Verständigung und des *commitments* freisetzen ließen« (Nassehi 1998: 151-152).

Die sozialwissenschaftlichen Konzepte von Globalisierung und Weltgesellschaft zeichnen also, wenn auch mit unterschiedlichen Schattierungen, ein Bild der Welt, das gerade nicht die partikularen Interessen eines vermeintlich essentialistischen »Eigenen« betont, sondern von weltweitem Austausch und Ausgleich geprägt ist. Mit anderen Worten: Sie zeichnen ein Bild der Welt, in dem die »Eine Welt«, von der in den 70er Jahren Alternativ- und Dritte-Welt-Bewegungen noch als Provokation gesprochen haben« (ebd.: 151), Wirklichkeit geworden ist, und in dem der Slogan »*Think global, act local!*« nicht mehr auf seinen umweltpolitischen Popularisierungskontext beschränkt, sondern zur allgegenwärtigen Maxime geworden ist. Kurz: Sie zeichnen ein Bild der Welt, wie es von Juni bis Oktober 2000 auf dem EXPO-Gelände in Hannover repräsentiert wurde, wo unter dem wahrhaft universellen Motto »Mensch-Natur-Technik« Strategien zur Lösung globaler Probleme erörtert und, so das Motto der vom ZDF am 31.10.2000 live übertragenen Abschlußveranstaltung, »aus Fremden Freunde wurden«. Damit scheinen diese Konzepte nichts anderes zu (re-)produzieren als das, wonach auf dieser Reise gesucht wird: eine ANDERE Geographie der Welt.

Eine ANDERE Geographie der Welt? Sollte das schon alles gewesen sein? Sollte die Suche wirklich so einfach gewesen sein? Es mag sein, daß WIR schon zu weit gereist sind, um an diejenigen Wahrheiten zu glauben, die ein erster Blick zutage fördert. Es mag sein, daß UNS die multikulturelle Abschlußveranstaltung der EXPO 2000 nicht überzeugen konnte, weil WIR den Erfolg der christdemokratischen Unterschriftenkampagne gegen die doppelte Staatsbürgerschaft noch zu deutlich vor Augen haben. Es mag sein, daß UNS die »Eine Welt«, die in weiten Teilen der Globalisierungsdebatte gezeichnet wird, zu sehr an die diversen Welten der Geographie erinnert, um davon überzeugt zu sein, ihr liege eine ANDERE Geographie der Welt zugrunde. Und nicht zuletzt mag es sein, daß WIR mittlerweile schon zu sehr zu Erkenntnistheoretikerinnen und Erkenntnistheoretikern geworden sind, um den positiven Geist »unseres« Gründungsvaters Auguste Comte, der vor allem darin besteht, »zu sehen, um vorherzusehen, zu erforschen, was ist, um daraus auf Grund des allgemeinen Lehrsatzes von

der Unwandelbarkeit der Naturgesetze – das zu erschließen, was sein wird« (Comte 1956 zit. in Jonas 1968: 198), nicht grundsätzlich mit Vorsicht zu genießen und das Bild dessen, »was der Fall ist«, nicht mit dem zu verwechseln, was *ist*. Aus welchen Gründen auch immer: Kann, so fragen wir, das Bild der »Einen Welt«, dessen Maxime »Global denken, lokal handeln!« darauf abzielt, nationale und kulturelle Partikularismen »zugunsten jenes Zustandes aufzuheben, den man vor zweihundert Jahren noch im Blick hatte, als *Menschheit* als Inklusionsformel für die Verbreitung jener Kräfte sorgen sollte, die uns aus selbstverschuldeter Unmündigkeit befreien« (Nassehi 1998: 151), tatsächlich eine ANDERE Geographie der Welt repräsentieren?

Die Antwort lautet »nein« – kann doch gerade nicht angenommen werden, daß sich die Suche nach einer ANDEREN Geographie so einfach gestaltet, wie es auf einen ersten Blick den Anschein haben mag. Folglich ist das Ziel dieser Etappe ein doppeltes: *Zum einem* soll aufgezeigt werden, warum auch dem grenzenlosen Bild, wie es im Rahmen der Globalisierungsdebatte gezeichnet wird, letztlich keine ANDERE Geographie der Welt zugrunde liegt. Anders formuliert: Es wird deutlich gemacht werden, warum sich eine ANDERE Geographie der Welt nicht nur vom fragmentierten Welt-Bild des kultur-räumlichen Denkens, sondern auch vom Bild des grenzenlosen Ausgleichs unterscheiden muß, das in weiten Teilen der Globalisierungsdebatte gezeichnet wird. Hinter dieser Frage soll allerdings die Leitfrage nicht aus dem Blickfeld geraten, denn letztlich lautet die Devise ja, eine ANDERE Geographie der Welt zu skizzieren. Und so wird es *zum anderen* darum gehen, dies zu tun. Entsprechend soll unter der Überschrift »Fallstricke der Globalisierungsdebatte« die erste Frage (diejenige nach dem »Warum«) beantwortet werden. Im dritten Teilstück wird dann – gleichsam im Rahmen einer doppelten Abgrenzungsbewegung – der Versuch unternommen, eine ANDERE Geographie der Welt zu skizzieren. Dabei kann aufgezeigt werden, daß die Handlungsanweisung des »Global denken, lokal handeln!« nichts anderes darstellt als die konsensorientierte und universalistische Komplementärstrategie des konfliktorientierten und partikularistischen Denkens, das den verschiedenen geopolitischen Strategien zugrunde liegt. Mit anderen Worten: Es kann aufgezeigt werden, daß beide Strategien letztlich die Seiten ein- und derselben Medaille repräsentieren: der Medaille des abendländischen Welt-Ordnungsdenkens.

Fallstricke der Globalisierungsdebatte

»Globalisierung« stellt nicht nur einen der am häufigsten gebrauchten, sondern auch einen der machtvollsten Begriffe dar, mit dem die ökonomische, politische und soziale Verfaßtheit der Welt gegenwärtig charakterisiert wird (vgl. auch Massey 1999). Mit »Globalisierung« verbindet sich – insbesondere in den Sozialwissenschaften – vielfach die Hoffnung auf eine »bessere Welt«, in der Konflikte zwischen Nationalstaaten bzw. politischen Blöcken der Vergangenheit angehören. Es ist, als gehe von der Präsenz »globaler Zeichen« – dem *spinning globe* des Nachrichtensenders CNN, dem *www.* der weltweiten Kommunikationsgesellschaft oder auch dem *Goldenen M* von McDonald's – eine starke Verlockung aus: die Verlockung zu glauben, daß in einer globalisierten Welt das Risiko konflikthafter Auseinandersetzungen insofern verringert würde, als die Zeichen der Zeit nicht länger auf (Block-)Konfrontation, sondern auf (globaler) Vernetzung stehen. Das Ziel der folgenden Ausführungen besteht darin, dieser Verlockung zu widerstehen und aufzuzeigen, warum sich eine ANDERE Geographie der Welt nicht nur von dem in vermeintlich homogene Raumblocke fragmentierten Welt-Bild des kultur-räumlichen Denkens, sondern *auch* von demjenigen Welt-Bild unterscheiden muß, das in weiten Teilen der Globalisierungsdebatte gezeichnet wird. In Anbetracht der durchweg positiven Konnotationen der Globalisierung kann dies wohl nur dann plausibel gemacht werden, wenn die Gründe expliziert und argumentativ unterfüttert werden. Es bietet sich daher an, diese Gründe zu systematisieren. Die Systematik, die den folgenden Ausführungen zugrunde liegen wird, sei mittels eines durchaus ernst gemeinten Ratespiels verdeutlicht.

Die erste Frage dieses Spiels lautet: Wie wird eine Person bezeichnet, die praktisch-politische Bedenken gegen die Globalisierung artikuliert? Die Antwort ist alles andere als schwierig – hält doch der deutsche Wortschatz eine mittlerweile recht häufig gebrauchte Bezeichnung bereit: den Begriff des »Globalisierungsgegners«. Der »Globalisierungsgegner« ist weder eindeutig positiv noch eindeutig negativ konnotiert; allerdings ist er, und diese Eigenschaft teilt er mit dem »Abtreibungsgegner«, dem »Atomkraftgegner« und dem selten gewordenen Exemplar des »Aufrüstungsgegners«, mit dem meist negativen Beigeschmack des politischen Aktionismus ausgestattet. Dra-

stischer fallen hingegen die Konnotationen des »Seattle-Manns« (Krugman 2000) aus. Dabei handelt es sich um eine Person, die (wie bei den Demonstrationen gegen eine Konferenz der Welthandelsorganisation im November 1999 in Seattle) ihren praktisch-politischen Bedenken gegen die Globalisierung lautstark und militant Ausdruck verleiht. Denn wo der »Globalisierungsgegner« noch ungeschoren davorkommt, da muß der »Seattle-Mann« insofern mit materiellen Sanktionen rechnen, als er gegen das geltende Recht und die herrschende Ordnung verstößt. Zudem muß er mit den ideellen Sanktionen derjenigen rechnen, für die die Globalisierung eine Entwicklung zum Besseren hin impliziert. Zu ihnen gehört etwa der Wirtschaftswissenschaftler Paul Krugman, der als *Global Leader of Tomorrow* des jährlich in Davos tagenden Weltwirtschaftsforums – durchaus in Anerkennung einiger »Schattenseiten« der Globalisierung – festhält:

»Man muss nur die Südkoreaner fragen, die dreihundert Jahre europäischen Fortschritts in die letzten vierzig Jahre komprimiert haben. Und selbst Bangladeshs Bewohner – sie sind zwar immer noch entsetzlich arm, aber ihre Exportindustrie hat sie davor bewahrt, in eine Bevölkerungskatastrophe à la Malthus abzugleiten. Man könnte sogar folgenden Schluss ziehen: Die Globalisierung, welche nicht auf menschlicher Güte beruht, sondern auf Profit, hat weitaus mehr Menschen weitaus mehr Gutes gebracht als all die Entwicklungshilfen und verbilligten Kredite, die jemals von gutmeinenden Regierungen und internationalen Institutionen zur Verfügung gestellt wurden« (ebd.).

Aus diesem Zitat können die wesentlichen Einwände abgeleitet werden, die es im folgenden in praktisch-politischer Hinsicht gegenüber der »globalen Verlockung« zu explizieren gilt. Denn dieses Zitat macht nicht nur deutlich, daß dem Bild der globalisierten Welt letztlich ein eurozentrischer Ordnungsrahmen zugrunde liegt. Es macht ebenfalls deutlich, daß das Denken in vermeintlich homogenen Kultur-Räumen innerhalb des Globalisierungsdiskurses – gleichsam unter der Hand – (re-)produziert wird. Und nicht zuletzt macht es deutlich, daß das Bild der globalisierten Welt den politisch Verantwortlichen vermeintlich keine andere Wahl läßt, als ihre Strategien »globalisierten Bedingungen« anzupassen. Das Muster der dabei bemühten Argumentation kann, idealtypisch vereinfacht, wie folgt umschrieben werden: *Es mag sein, daß in Anbetracht der Globalisierung auch unpopuläre*

Entscheidungen gefällt werden müssen – letztlich aber besteht keine Alternative. Daß in diesem Muster auch die »Schattenseiten« der Globalisierung mitgedacht werden, tut seiner Wirkungsmacht keinen Abbruch. Im Gegenteil: Es ist der »doppelte Blick«, der Vor- und Nachteile gleichermaßen sieht, dem diese Argumentation ihren wahrhaft durchschlagenden Charakter erst verdankt. Dieser »doppelte Blick« dürfte auch erklären, warum der »Globalisierungsgegner« weder eindeutig positiv noch eindeutig negativ konnotiert ist – macht er doch auf »negative Entwicklungen« aufmerksam, die es in Anbetracht der *Schicksalhaftigkeit* der Globalisierung möglichst »sozialverträglich« zu regulieren gilt.

Die Ontologisierung, die Apotheose der Globalisierung zum transzendentalen Signifikat führt zur zweiten Frage des Ratespiels. Sie lautet: Wie wird eine Person bezeichnet, die den ontologischen Status der Globalisierung in (erkenntnis-)theoretischer Hinsicht in Frage stellt? Gesucht ist also die Bezeichnung für eine Person, die auf dem Standpunkt steht, daß »Globalisierung« nicht *ist*; daß sie keine erklärende Größe, sondern im Gegenteil eine zu erklärende Größe darstellt. Der Begriff des »Globalisierungsgegners« mag hier nicht recht passen, und derjenige des »Globalisierungsinfragestellers« kann kaum als geläufig bezeichnet werden – ganz abgesehen davon, daß er am (erkenntnis-)theoretischen Standpunkt einer solchen Person vorbeizielte würde. Die zweite Frage des Ratespiels ist also wesentlich schwieriger zu beantworten als die erste, und vielleicht zeigt nicht zuletzt das Fehlen einer gängigen Bezeichnung, wie selten der ontologische Status der Globalisierung hinterfragt wird. Doch es ist genau dieser ontologische Status, der im folgenden unter der Überschrift »Die Globalisierungsdebatte als *Rede* von der Globalisierung« in Frage gestellt wird. Erst in einem zweiten Schritt sollen dann die eher praktisch-politischen Gründe expliziert werden. Zwar dürfte schon während des Ratespiels deutlich geworden sein, daß die (erkenntnis-)theoretische Kritik nur aus heuristischen Gründen von der praktisch-politischen Kritik getrennt werden kann. Dennoch (oder gerade deshalb) dürfte sich mittels dieses Vorgehens verdeutlichen lassen, warum sich eine ANDERE Geographie der Welt *auch* vom Bild der globalisierten Welt unterscheiden muß.

Die Globalisierungsdebatte als Rede von der Globalisierung

Wenn die Globalisierung im folgenden als das entlarvt wird, was sie vor dem Hintergrund des hier vertretenen Denkens nur sein kann – als *Rede* von der Globalisierung –, dann geht damit nicht die Behauptung einher, »Globalisierung« finde nicht statt. Eine solche Behauptung widerspräche einem ANDEREM Denken insofern, als es auf dieser Reise nicht darum geht, aus dem konstruierten Charakter kultureller Erscheinungen abzuleiten, es handle sich bei diesen Erscheinungen um beliebig zu pflückende Blumen auf einer großen semantischen Spielwiese. Im Gegenteil zielt diese Reise nicht zuletzt darauf ab, »sowohl den konstruktiven Charakter von Kulturercheinungen *als auch* ihre Wirkmächtigkeit, ihre herrschaftliche Wirkung und ihr gewaltsames Potential zu reflektieren« (Nassehi 1999: 355). Ganz in diesem Sinn besteht das Ziel der folgenden Ausführungen darin, das Augenmerk nicht auf die Globalisierung *an sich* – was immer das sein mag – zu lenken, sondern die Art und Weise zu beobachten, in der »Globalisierung« verhandelt wird und damit überhaupt erst (re-)produziert werden kann. Anders ausgedrückt: Es soll aufgezeigt werden, daß die Globalisierung nicht *ist*, sondern im Rahmen interdependenter Diskurse auf eine ganz bestimmte Art und Weise (re-)produziert *wird* – und damit erst zu dem werden kann, was sie ist: zur Globalisierung.

Zu diesem Zweck sei zunächst ein verstörender Blick auf den wohl wirkungsmächtigsten dieser Diskurse geworfen: den ökonomischen (vgl. Massey 1999). Zwar ist es vor dem Hintergrund seiner Komplexität nicht einfach, einen dekonstruktiven Ansatzpunkt zu finden. Aber oft sind es ja »die Kleinigkeiten (...), die einen auf die Hauptsache stoßen« (Engelmann 1999: 8). So vermag auch hier ein »kleiner« und »nebensächlich« scheinender Ausspruch aus der Klemme zu helfen – ein Ausspruch, der Ende Juli 2000 in bundesdeutschen Nachrichtensendungen zitiert wurde: »*In einer globalisierten Welt*«, so hieß es damals, »*brauchen wir die Concorde*«. Ausgesprochen hatten ihn Vertreterinnen und Vertreter der französischen Wirtschaft, die als Folge des – nach dem Absturz einer Concorde am 25. Juli 2000 in Paris – drohenden Lizenzentzugs für eben jenen Flugzeugtyp große materielle und ideelle Schäden für die unter »globalen Zwängen« stehende französische Volkswirtschaft befürchteten. Und tatsächlich: So klein und ne-

bensächlich dieser Ausspruch zunächst erscheinen mag, so sehr eignet er sich als dekonstruktiver Ausgangspunkt. Denn das ihm zugrundeliegende Argumentationsmuster kann als idealtypisch für den ökonomischen Globalisierungsdiskurs gelten. Innerhalb dieses Musters fungiert die *wie selbstverständlich* gesetzte, zur Naturgewalt geronnene Globalisierung als Konstante bzw. feste Größe, aus der in einem zweiten Schritt diejenigen ökonomischen Direktiven und Maßnahmen abgeleitet werden, die es »in einer globalisierten Welt zwingend zu ergreifen« – oder aber »auf gar keinen Fall zu ergreifen« – gilt. In dieser zweifachen Bewegung werden andere Entwicklungsmöglichkeiten, andere Handlungsoptionen von vornherein ausgeblendet, und die Möglichkeit, daß alles auch ganz anders sein könnte, verschwindet buchstäblich aus dem Blickfeld.

Doch der »kleine« Ausspruch, demzufolge »wir in einer globalisierten Welt die Concorde brauchen«, eignet sich nicht nur dazu, die grundlegende Logik der Rede von der Globalisierung aufzuzeigen. Er ist zudem geeignet, Zweifel an der Konsistenz desjenigen Welt-Bilds zu säen, das insbesondere in den Sozialwissenschaften vielfach mit »Globalisierung« verbunden wird. Denn das »Wir«, das hier in Anschlag gebracht wird, ist keineswegs das »Wir« der universell gesetzten Menschheit. Es ist das »Wir« nationalstaatlich integrierter »Volks«-Wirtschaften – in diesem Fall der französischen –, das so gar nicht ins Bild der Weltgesellschaft passen möchte. Im Welt-Bild eines globalisierten *space of flows* sind also immer auch jene partikularen *blocks of space* enthalten (vgl. Massey 1999), die auf der Verortung der vermeintlich homogenen, essentialistischen Entitäten des »Eigenen« und »Anderen« beruhen. Anders ausgedrückt: Der »kleine« Ausspruch zeigt, daß das grenzenlose Welt-Bild der Globalisierungsdebatte, das aufgrund seines universalistischen Horizonts – der Gesamtheit aller Menschen – auf einen ersten Blick ganz anders anmutet als die imaginativen Geographien der geopolitischen Strategien, längst mit der identifizierenden Logik infiziert ist, die personale und kollektive Identitäten buchstäblich an Ort und Stelle bringt.

Dieses Doppel von (konstruierter) Globalisierung und (konstruierter) Fragmentierung, von universalistischem und partikularistischem Denken kommt am offensichtlichsten dort zum Ausdruck, wo es im Angesicht des freien Welthandels um die »notwendige« Regulierung der Migration geht: Daß ein liberalisierter Welthandel, das »freie Flie-

ßen der Waren- und Kapitalströme« also, nicht nur unausweichlich bzw. zwingend notwendig, sondern auch im Sinne einer universalistischen Liberalität »gut« ist, braucht im Rahmen dieser doppelten Logik nicht eigens betont zu werden – ist doch das Adjektiv »frei« mit der Assoziation des unhinterfragt Anzustrebenden, weil per se »Guten« ausgestattet (vgl. ebd.). Ebenso wenig braucht im Rahmen dieser Logik allerdings betont zu werden, daß die sogenannten »Migrationsströme« von dieser Regel ausgenommen sind. Denn sie sind *natürlich* ebenso »schlecht«, wie freie Waren- und Kapitalströme *natürlich* »gut« sind. Zugespitzt formuliert: Daß *alle in einem Boot sitzen*, versteht sich von selbst. Aber ebenfalls von selbst versteht sich, daß *das Boot voll ist* – wobei diese zweite »Wahrheit« von den Diskussionen um ein deutsches Zuwanderungsgesetz im allgemeinen und um die Vergabe von *Green Cards* im besonderen (Stichwort: »Kinder statt Inder«) eher unterstrichen als in Frage gestellt wird.

Zwar kommt das universalistisch-partikularistische Doppel nicht überall so eindrucksvoll und anschaulich zum Ausdruck wie im Rahmen des ökonomischen Diskurses. Aber es ist keine (erkenntnis-)theoretische »Spezialität« des ökonomischen Feldes. Vielmehr kann aufgezeigt werden, daß es auch im Rahmen des soziologischen Mainstreams (re-)produziert wird – auch wenn (oder vielleicht gerade weil) dort »die kapitalistische Weltwirtschaft sowie das internationale Staatensystem jeweils nur als *eine* Dimension des Globalisierungsprozesses« (Nassehi 1998: 152) angesehen werden, die das Soziale nicht zu determinieren vermögen. Die Gefangenschaft des soziologischen Mainstreams in der »doppelten« (erkenntnis-)theoretischen Falle sei am Beispiel von Anthony Giddens' Konzeption von Globalisierung verdeutlicht. Letztere ergibt sich über den Umweg einer »Institutionenanalyse der Moderne« (Giddens 1995: 9) bzw. einer Analyse »des wirklichen Wesens der Moderne sowie der Diagnose der Konsequenzen, welche die Moderne heutzutage für uns hat« (ebd.: 11). Drei Erscheinungen machen für Giddens die besondere Dynamik der Moderne aus: erstens die *Trennung von Raum und Zeit*, zweitens (und eng mit ersterer verbunden) die *Entbettung (bzw. Entankerung) der sozialen Systeme* und drittens die »reflexive Ordnung und Umordnung gesellschaftlicher Beziehungen« (ebd.: 28) bzw. die *reflexive Aneignung des Wissens*. Diese drei Erscheinungen sieht er in vier interdependenten institutionellen Dimensionen am Werk: dem Kapitalismus, dem

Industrialismus, der militärischen Macht und schließlich der Überwachung (ebd.: 75-84).

In der zeitgenössischen Gesellschaft sei nun eine extreme Steigerung der drei dynamischen Erscheinungen zu beobachten, was insgesamt eine Radikalisierung der Moderne bewirke. Diese Radikalisierung – sprich: die Zunahme des raumzeitlichen Abstands, die fortschreitende Entbettung und die zunehmende Notwendigkeit von Vertrauen – versucht Giddens mit dem Terminus »Globalisierung« zu fassen: »Definieren läßt sich der Begriff der Globalisierung [...] im Sinne einer Intensivierung weltweiter sozialer Beziehungen, durch die entfernte Orte in solcher Weise miteinander verbunden werden, daß Ereignisse am einen Ort durch Vorgänge geprägt werden, die sich an einem viele Kilometer entfernten Ort abspielen, und umgekehrt« (ebd.: 85). Im Zuge der Globalisierung wiederum verändern sich laut Giddens die institutionellen Dimensionen der Moderne: Der nationalstaatlich gebundene Kapitalismus werde (vereinfacht formuliert) zu einer kapitalistischen Weltwirtschaft; Informationskontrolle und soziale Überwachung spielten sich nun innerhalb eines internationalen Systems der Nationalstaaten ab; die Dimension militärischer Macht fügten sich in Zeiten der Globalisierung in den Rahmen einer militärischen Weltordnung; und das Gesicht des Industrialismus werde zunehmend durch das Einsetzen einer globalen Arbeitsteilung geprägt (ebd.: 92-101). Darüber hinaus nennt Giddens noch »einen weiteren und ganz grundlegenden Aspekt der Globalisierung« (ebd.: 100): die kulturelle Globalisierung als Folge einer Verbesserung bzw. Leistungssteigerung der Kommunikationstechniken.

Die vorangegangene Skizze erfaßt die komplexen gesellschaftstheoretischen Überlegungen Giddens' lediglich hinsichtlich ihrer Grundgedanken. Allerdings würde auch eine detailliertere Auseinandersetzung in bezug auf die hier interessierende Frage zu demselben Ergebnis kommen: Es ist ein (erkenntnis-)theoretisch recht einfacher Blick auf das, was »die Moderne« und das moderne soziale Leben vermeintlich auszeichnet, der Giddens zur definitorischen Setzung der Globalisierung führt. Mit anderen Worten: Es hat den Anschein, als schenke Giddens der Art und Weise seiner *Beobachtung* weniger Aufmerksamkeit als seinem Gegenstand; als verwandele er Diagnosen und Analysen, *Beobachtungen* also, unter der Hand in die *Wirklichkeit*, die folglich nur *so und nicht anders* gesehen werden kann. Zwar könnte – im

Sinne einer »Verteidigung« Giddens' – eingewendet werden, daß der Autor mit den »komplizierten Fragen« (Giddens 1984: 95) einer *doppelten Hermeneutik* durchaus vertraut sei; ja daß er die Fragen nach der »Reziprozitätsbeziehung zwischen Alltags- und wissenschaftlichen Theorien« (ebd.) explizit behandelt, wenn nicht sogar popularisiert habe: »Soziologie (...) steht in einer Subjekt-Subjekt-Beziehung zu ihrem Forschungsfeld; (...) sie hat es mit einer vor-interpretierten Welt zu tun, in der die Bedeutungen, die von aktiven Subjekten entwickelt werden, tatsächlich in die reale Konstitution oder Produktion jener Welt Eingang finden; die Konstruktion von Gesellschaftstheorie schließt deshalb eine doppelte Hermeneutik ein (...)« (ebd.: 179).

Doch so richtig dieser Einwand – wie das Zitat aus dem (wissenschafts-)theoretischen Werk über eine »Interpretative Soziologie« (Giddens 1984) zeigt – auch sein mag: Einer solchen Argumentation müßte entgegengehalten werden, daß es hier in erster Linie um die *gesellschaftstheoretischen* Ausführungen des Autors geht – um die *gesellschaftstheoretischen* Ausführungen, innerhalb derer von einer Reflexion der »komplizierten Fragen« einer *doppelten Hermeneutik* nur wenig übrig zu bleiben scheint. Was angesichts der weitreichenden (wenn nicht fundamentalen) Ansprüche der »Konsequenzen der Moderne« auch kaum überraschen kann. Zwar betont Giddens die institutionelle »Reflexivität der Moderne« und macht darauf aufmerksam, daß die Reflexivität des Lebens in der modernen Gesellschaft darin bestehe, »daß soziale Praktiken ständig im Hinblick auf einlaufende Informationen über ebendiese Praktiken überprüft und verbessert werden, so daß ihr Charakter grundlegend geändert wird« (Giddens 1995: 54) und daß »das Wissen der Akteure über die Formen des sozialen Lebens (...) für alle derartigen Formen teilkonstitutiv [ist]« (ebd.: 54-55). Aber auf der Suche nach einer Analyse »des *wirklichen Wesens* der Moderne sowie der Diagnose der Konsequenzen, welche die Moderne heutzutage für uns hat« (ebd.: 11; Hervorhebung JL), liegt es nahe, die Betonung auf den *Gegenstand* zu legen und damit den reflexiven Charakter der sozialwissenschaftlichen *Beobachtung* zu vergessen.

Dies macht noch einmal deutlich, in welches Dilemma jedes wissenschaftliche Arbeiten gerät, das sein hauptsächliches Augenmerk seinem Gegenstand widmet und sich weniger darauf konzentriert, auf welche Art und Weise, d.h. mit welchen (*erkenntnis-*)*theoretischen Vorannahmen* und (*gesellschafts-*)*theoretischen Konsequenzen* dieser Gegen-

stand von »ihm selbst« beobachtet wird. Und wie die typographischen Hervorhebungen im letzten Satz deutlich machen, handelt es sich dabei nicht bloß um ein erkenntnistheoretisches, sondern auch um ein gesellschaftstheoretisches Problem. So stellt die bislang geübte Kritik nur die abstrakteste Form der (erkenntnis-)theoretischen Kritik dar, die gegen Giddens' Konzeption ins Feld geführt werden kann. Sie kann insofern konkretisiert (und politisiert) werden, als auch Giddens das Doppel von »eigentlich« stattfindender Globalisierung einerseits und Fragmentierung oder Lokalisierung andererseits (re-)produziert. Dies tut er zum einen in bezug auf die von ihm (re-)produzierte *Wirklichkeit*, der er eine Dialektik von potentiell globalen Bezügen (der »Entbettung« bzw. »Entankerung«) und notwendig lokalen Bezügen (der »Rückbettung« bzw. »Wieder-Verankerung«) unterstellt. Und dies tut er zum anderen bezüglich der Art und Weise seiner *Beobachtung* dieser Wirklichkeit. So moniert er zwar, daß sich die Soziologie »bisher in ungerechtfertigter Weise auf eine im Sinne eines begrenzten Systems gedeutete Vorstellung von ›Gesellschaft‹« (ebd.: 85) gestützt habe. Seine Kritik hindert ihn allerdings nicht daran, selbst durch jene Brille zu schauen, die den Blick auf mehr oder minder integrierte Nationalgesellschaften und -staaten lenkt: Sein Augenmerk gilt, insbesondere in »The Nation-State and Violence« (Giddens 1985), dem Nationalstaat – oder präziser: der Stellung des *Systems der Nationalstaaten* innerhalb der *globalen Ordnung* (vgl. hierzu auch Richter 1997). Aber auch in »Konsequenzen der Moderne« (Giddens 1995) löst Giddens »die Frage nach dem Gesellschaftsbezug (...) weitgehend traditionell« (Richter 1997: 194). Denn auch dort bleibt das System der Nationalstaaten als eine der »vier Dimensionen der Globalisierung« theoretischer Bezugspunkt – und zwar *derjenige* Bezugspunkt, vor dessen Hintergrund die global-lokale Dialektik überhaupt erst beschreibbar wird. In diesem Sinne bemerkt auch Luhmann: »Für Anthony Giddens ist der Begriff society gleichbedeutend mit nation-state (...), und dann wird nur noch von dem ›world-embracing‹ character of modern institutions gesprochen« (Luhmann 1997: 31). Folglich kann mit Nassehi konstatiert werden, daß Giddens letztlich »bei den *international relations* [bleibt], wenn er auch das Gegenteil behauptet und wenn er auch den ursprünglich auf internationale Politik und Ökonomie bezogenen Begriff [der Globalisierung, JL] um Perspektiven aus dem Alltagsleben erweitert« (Nassehi 1998: 153). Mit anderen Worten:

Giddens' Konzeption von Globalisierung bleibt letztlich jenem *methodologischen Nationalismus* (Smith 1979: 191) verpflichtet, der in der vorangegangenen Etappe unter der Überschrift der kultur-räumlichen Denkfalle beschrieben wurde.

In Anbetracht der großen Popularität der Rede von der Globalisierung sei abschließend eine (wohlgemerkt eher rhetorische, wenn nicht ketzerische) Anfrage an jene gestattet, die wie Giddens davon ausgehen, daß »wir« in einer globalisierten Welt leben. Sie lautet: Was ist »eigentlich« das Neue an der Globalisierung? Es liegt auf der Hand, daß diese Frage hier »eigentlich« gar nicht gestellt werden dürfte – zielt dieser Abschnitt doch auf eine (erkenntnis-)theoretische Kritik der Globalisierungsdebatte als *Rede* von der Globalisierung ab. Dennoch sei, in lediglich taktisch-essentialistischer Auseinandersetzung mit dem »eigentlichen« Phänomen der Globalisierung, gefragt: Besteht das Neue an der Globalisierung tatsächlich in der »globalen Dimension« des Ökonomischen, Politischen und Sozialen?

Die – freilich ebenso taktisch-essentialistische – Antwort lautet: Nein. Denn diese »globale Dimension« (und mit ihr die »global-lokale Dialektik«) kann nur dort als neu bezeichnet werden, wo davon ausgegangen wird, daß »früher«, sprich: vor dem Zusammenbruch des *Bretton-Woods-Systems* der festen Wechselkurse, vor dem Verschwinden des Eisernen Vorhangs, vor der »Erosion des Nationalstaats« oder vor dem Siegeszug der zivilen Nutzung des Internets, alles anders war: »verankert« nämlich in der harmonischen und gemeinschaftlichen Selbstgenügsamkeit meist nationalstaatlich definierter gesellschaftlicher Einheiten. Daß davon jedoch keine Rede sein kann (oder, besser gesagt, sein dürfte), zeigt schon ein Blick auf eine recht alte »Definition« der Globalisierung:

»Die uralten nationalen Industrien sind vernichtet worden und werden noch täglich vernichtet. Sie werden verdrängt durch neue Industrien (...), durch Industrien, die nicht mehr einheimische Rohstoffe, sondern den entlegensten Zonen angehörige Rohstoffe verarbeiten und deren Fabrikate nicht nur im Lande selbst, sondern in allen Weltteilen zugleich verbraucht werden. (...) An die Stelle der alten lokalen und nationalen Selbstgenügsamkeit und Abgeschlossenheit tritt ein allseitiger Verkehr, eine allseitige Abhängigkeit der Nationen voneinander. Und wie in der materiellen, so auch in der geistigen Produktion. Die geistigen Erzeugnisse der einzelnen Nationen werden Allgemein-

gut. Die nationale Einseitigkeit und Beschränktheit wird mehr und mehr unmöglich, und aus den vielen nationalen und lokalen Literaturen bildet sich eine Weltliteratur« (Marx u. Engels 1974: 466).

Zwar ging es Karl Marx und Friedrich Engels sicher nicht um eine »Definition« von Globalisierung. Aber ihre Momentaufnahme erinnert daran, daß der tendenziell globale Charakter des Kapitalismus nicht als neu bezeichnet werden kann. Gleiches gilt für den transnationalen Charakter der Politik, und auch kulturelle Identitäten (seien sie nun nationaler, religiöser oder zivilisatorischer Art, seien sie persönlicher oder kollektiver Art) wiesen zu keiner Zeit jene selbstgenügsame Begrenztheit auf, mit der »die Priesterherrschaft ihrer Verwalter« (Nassehi 1998) sie ebenso machtvoll wie nachdrücklich ausgerüstet hat (und immer noch ausrüstet).

Wenn aber das Fehlen »selbstgenügsamer Begrenztheit« – oder, »positiv gewendet«, Transkulturalität und Transterritorialität – als grundlegende Dispositionen der Moderne betrachtet werden können, dann wird deutlich, daß sich die populäre Diagnose einer »globalisierten Gegenwart« weniger einer objektiv richtigen Sicht auf eine »neue« bzw. »veränderte Wirklichkeit« als vielmehr einer *kognitiven Verschiebung* verdankt (vgl. auch ebd.) – einer kognitiven Verschiebung allerdings, die dafür sorgt, daß kulturelle Identitäten in einen machtvollen Ordnungsrahmen eingelassen werden. Mit anderen Worten: Es wird deutlich, daß sich die Globalisierung im wesentlichen durch die *Rede* von der Globalisierung vom »ganz normalen« Prozeß der Moderne unterscheidet und daß das Besondere und Neue der Globalisierung in erster Linie in der *Rede* von der Globalisierung besteht. Diese Rede vermag es, die Welt im Kampf um Repräsentation auf eine Art und Weise zu repräsentieren, die bereits aus der zweiten Etappe dieser Reise bekannt ist und von Derek Gregory (1994) als das (re-)produktive Projekt der »Welt-als-Ausstellung« bezeichnet wird. Diese systematisch mit Disziplinarmacht verbundene »Welt-als-Ausstellung« soll im folgenden einer praktisch-politischen Kritik unterzogen werden. Und was wäre zu diesem Zweck geeigneter als ein Besuch der *Weltausstellung* – desjenigen Ereignisses also, das seit 1851 für die Universalität der westlichen Rationalität und spätestens seit dem Jahr 2000 für die Einsicht steht, daß »globale Probleme« nur »global« zu lösen sind?

Auf der Welt-Ausstellung: »Die große Familie der Menschen«?

Auf nach Hannover! Diese Aufforderung ist nicht wörtlich gemeint. Obschon im folgenden über das Terrain der Weltausstellung spaziert werden soll, braucht niemand nach Hannover zu fahren – und zwar nicht nur, weil die EXPO 2000, die von Juni bis Oktober 2000 in Hannover stattfand, ihre Pforten längst geschlossen hat. Die EXPO 2000 soll im folgenden lediglich als Sinnbild für jenes universalistische und welt-ausstellende Projekt dienen, das auch der Rede von der Globalisierung zugrunde liegt. Folglich besteht das Ziel des Spaziergangs auch nicht darin, alle Exponate eingehend zu betrachten und sich »vor Ort« in den Details der Ausstellung zu *ver*-laufen. Das Ziel besteht vielmehr darin, sich die den Weltausstellungen zugrundeliegende Logik zu *er*-laufen. Zu diesem Zweck trifft es sich gut, daß Roland Barthes in seinem Essay »Die große Familie der Menschen« über ein ganz ähnliches Terrain spaziert (Barthes 1964; im folgenden kursiv gesetzt). Zwar unterscheidet sich die von Barthes besuchte »große Photoausstellung, deren Ziel es war, die Universalität der menschlichen Gesten im alltäglichen Leben in allen Ländern der Welt zu zeigen« (ebd.: 16), inhaltlich wie formal von »richtigen« Weltausstellungen. Aber insofern auch sie das Projekt der »Welt-als-Ausstellung« verfolgte, bietet es sich an, die Ausführungen Barthes' als Orientierungshilfen bzw. Wegweiser zu »mißbrauchen«.

»Auf der Photoausstellung«, so lautet einer der ersten Hinweise, »werden wir unverzüglich auf den doppelten Mythos von der menschlichen ›Gemeinschaft‹ verwiesen, der einem ganzen Teil unseres Humanismus das Alibi liefert. Dieser Mythos funktioniert in zwei Zeiten: zunächst bekräftigt man die Unterschiede der menschlichen Morphologien, man unterstreicht den Exotismus, hebt die Unendlichkeit der Variationen der Art hervor (...), man ›babelisiert‹ nach Belieben das Bild von der Welt« (ebd.). Nach dieser ersten »Zeit des Mythos« brauchte auf der EXPO 2000 nicht lange gesucht zu werden: Sie begegnete hauptsächlich in Form der Nationenpavillons. Zwar wurden dort nicht unbedingt die Unterschiede »der menschlichen Morphologien« ausgestellt. Aber es ging doch immer um die jeweiligen nationalen und kulturellen Besonderheiten oder – aus der Perspektive der Nationenpavillons insgesamt – um die reiche Vielfalt der Nationen und Kulturen dieser Erde.

»Dann gewinnt man auf magische Weise aus diesem Pluralismus eine Einheit: der Mensch wird geboren, arbeitet, lacht und stirbt überall auf die gleiche Weise, und wenn in diesen Akten noch irgendeine ethnische Besonderheit steckt, so gibt man zumindest zu verstehen, daß hinter ihnen eine identische ›Natur‹ liegt und daß die Verschiedenartigkeit nur formalen Charakters sei und der Existenz einer gemeinsamen Materie nicht widerspreche« (ebd.).

Es ist unschwer zu erkennen, wo diese zweite »Zeit des Mythos« ausgestellt wurde: in den elf Einzelausstellungen des Themenparks, die »unter dem Leitthema der ›nachhaltigen Entwicklung‹ inhaltlich eng verknüpft« (EXPO 2000 HANNOVER GmbH 2000) waren. Ob »Mensch« oder »Umwelt«, ob »Arbeit« oder »Gesundheit«, ob »Basic Needs« oder »Ernährung«: alle Ausstellungen des Themenparks stellten »allgemein menschliche« Fragen und präsentierten »allgemein menschliche« Lösungen für »allgemein menschliche« Probleme. So stand der Themenpark im Zeichen der *conditio humana*:

*»Der Mythos von der *conditio humana* stützt sich auf eine sehr alte Mystifikation, die seit jeher darin besteht, auf den Grund der Geschichte die Natur zu setzen. Der klassische Humanismus postuliert, daß man, wenn man ein wenig an der Geschichte der Menschen kratzt, an der Relativität ihrer Institutionen oder der oberflächlichen Verschiedenartigkeit ihrer Haut (...), sehr schnell zur tieferen Schicht einer universal menschlichen Natur gelange« (Barthes 1964: 17-18).*

Zwar ist es der Gentechnik, was Barthes noch nicht wissen konnte, »gelingen, was inzwischen zwei Generationen postmoderner und post-strukturalistischer Expertendiskurse nur für ein ausgewähltes Fachpublikum verständlich machen konnten: den Mythos der unverfügbaren Natur und der frei gestaltbaren Kultur zu dekonstruieren« (Naschi 1999: 354). Aber da das technisch induzierte Ende der »Natur des Menschen« die Macherinnen und Macher des Themenparks nur wenig beeindruckt zu haben scheint, vermochte seine »100.000 Quadratmeter große Erlebnislandschaft«, auf der »mit spektakulären Vorführungen und atemberaubenden Simulationen Einblick in die Welt des 21. Jahrhunderts« (EXPO 2000 HANNOVER GmbH 2000) gegeben wurde, den Eindruck zu erwecken, sie stelle die Apotheose eines von Barthes wie folgt beschriebenen Reiches dar:

»Es ist das Reich der gnomischen Wahrheiten, die Verbindung der Zeitalter der Menschheit im neutralsten Grad ihrer Identität, dort, wo die Evidenz des Gemeinplatzes nur noch Wert im Gehäuse einer rein ›poetischen‹ Sprache hat« (Barthes 1964: 17).

Denn auch im Themenpark schienen »Bildinhalt und Bildwirkung« darauf abzielen, »das determinierende Gewicht der Geschichte« (ebd.) aufzuheben. Folglich wurden auch die Besucherinnen und Besucher der EXPO 2000 – durch spektakuläre Vorführungen und atemberaubende Simulationen – nur allzu oft »an der Oberfläche einer Identität festgehalten und durch Sentimentalität gehindert, in den späteren Bereich der menschlichen Verhaltensweisen einzudringen, wo die historische Entfremdung jene ›Unterschiede‹ schafft, die wir schlicht und einfach ›Ungerechtigkeiten‹ nennen« (ebd.).

Diese Sentimentalität soll im folgenden hintangestellt werden, auf daß der Themenpark durch eine ANDERE Brille betrachtet werden kann. Dabei bleibt der Blick recht schnell an drei Exponaten hängen: erstens an einem imposanten Regenwald-Arrangement, dessen Einzelteile nach Hannover gebracht wurden, um dort »ökologische Kompetenz« zu mehren (vgl. Dath 2000), zweitens an einer nicht weniger imposanten Glasplatte, hinter der im wahrsten Sinne des Wortes unzählige Heuschrecken das Wachstum der Weltbevölkerung symbolisieren, und drittens an mit je andersfarbigen Wellensittichen bestückten Käfigen, die die Verteilung der Weltbevölkerung nach Industrie-, Schwellen- und Entwicklungsländern repräsentieren (vgl. Schultz 2000). Warum bleibt der Blick gerade an diesen Exponaten hängen? Weil sie in etwa so doppelbödig sind wie die unter der Überschrift »Schlepperkriminalität« stehenden Konferenzen westlicher Politikerinnen und Politiker – Konferenzen also, wie auch zur Zeit der EXPO 2000 eine anberaumt wurde, nachdem 58 Chinesinnen und Chinesen beim Versuch, nach England zu reisen, in einem holländischen Tomatentransporter erstickt waren, und die bislang noch nie mit dem Beschluß endeten, die Mauern der »Festung Europa« einzureißen, um menschliche Tragödien dieser Art zukünftig zu verhindern.

In Anbetracht der recht geringen Sentimentalität dieses Urteils könnte an dieser Stelle von einigen Mitreisenden der Vorwurf erhoben werden, hier werde pure Misanthropie an den Tag gelegt. Daher soll noch einmal auf den besonderen normativen Gehalts eines ANDEREN

Denkens zurückgekommen werden – und damit nicht zuletzt auf das Feld der Humanismuskritik. Dort macht die Lektüre einiger »Schlüsseltexte« – etwa »Zum Klassizismus von Goethes Iphigenie« (Adorno 1967), »Marxismus und Humanismus« (Althusser 1968), »Der anthropologische Schlaf« (Foucault 1974: 410-412) oder auch »Fines hominis« (Derrida 1988) – deutlich, zu welchen Fehlschlüssen der gesunde Menschenverstand führt, wenn er aus der positiven Besetzung des Humanismus folgert, die Humanismuskritik laufe darauf hinaus, den Menschen zu schaden. So sei an dieser Stelle noch einmal folgendes unterstrichen: Das Ziel der (auf dieser Reise vertretenen) Humanismuskritik besteht keinesfalls darin, marginalisierten und von struktureller Ungerechtigkeit betroffenen Identitäten das Recht zu verwehren, Gleichheit im Sinne des Humanismus einzufordern – übrigens auch (und gerade) nicht auf einer Weltausstellung! Aber, und damit zurück zum wenig sentimentalen Urteil, was nützt das imposanteste Regenwald-Arrangement, wenn Appelle an das ökologische Gewissen durch »umweltvernichtende« Regelwerke und Instrumentarien (verwiesen sei hier nur auf das Konzept des Emissionenhandels) regelmäßig ad absurdum geführt werden?

Und mehr noch: Was sagt dieses Arrangement den westlichen Besucherinnen und Besuchern der EXPO 2000, was die meisten von ihnen nicht längst aus der Umwelt- bzw. Tropenwalddebatte wüßten? Daß es »dort«, in den »armen Ländern mit Tropenwald«, »irgendwelche Probleme gibt mit Wilderern, mit dem Abbrennen, mit lokaler Übernutzung« (Flitner 1999: 180) – woraus sich nicht nur »eine Legitimation, ja Pflicht zur externen ›Vormundschaft‹« (ebd.: 177) »hier«, sondern gleichzeitig eine politische Ent-Mächtigung der Bewohnerinnen und Bewohner des »Dort« ergibt, die damit zum »Objekt westlicher Zivilisationsflucht oder Objekt generöser Mildtätigkeit« (Baringhorst 1998: 101) degradiert werden. Und was sagen die Heuschrecken hinter der Glaswand den westlichen Besucherinnen und Besuchern der EXPO, was die meisten von ihnen nicht längst aus den »entwicklungs-« und bevölkerungspolitischen Diskussionen der letzten Jahrzehnte wüßten und was die Wellensittiche in den EXPO-Käfigen nur noch einmal eindrucksvoll »bestätigen« könnten? Daß es »dort«, in den »armen Ländern« des Südens, irgendwelche Probleme mit der »Überbevölkerung« gibt – woraus sich in etwa derselbe Effekt ergibt wie aus dem Regenwald-Arrangement, gesteigert allerdings um

eine entscheidende Komponente: die des *Zuwiel* an Menschen »dort«.

Nach diesen wiederum wenig sentimental Worten sei noch ein letztes, vielleicht versöhnlicheres Wort an diejenigen gerichtet, die vor dem Hintergrund des gesunden Menschenverstands gegen humanismuskritische Positionen zu Felde ziehen: Sowenig das Ziel dieser Reise darin besteht, von struktureller Ungerechtigkeit und diskursiver Degradierung Betroffenen das Recht zu verwehren, gleiche Rechte einzufordern, sowenig besteht es darin, denjenigen, die im Besitz des gesunden Menschenverstands sind, eine menschenverachtende Position zu unterstellen. Diese Unterstellung wäre wohl auch absurd – gründen doch die Einwände gegen humanismuskritische Positionen vielfach in der hoffnungsvollen Überzeugung, jene nicht zuletzt im Rahmen der EXPO 2000 diagnostizierten »globalen Probleme« seien lösbar, wenn nur »alle« an einem Strang zögen. Jenen hoffnungsvoll Überzeugten sei jedoch gesagt, daß die Konstruktion dieses universalistischen »Alle« nicht der Schlüssel zur Lösung dieser Probleme, sondern Teil des Problems ist und daß auch die wohlmeinendste Konstruktion dieses »Alle« letztlich »schlechter – das heißt mißbrauchbarer – Idealismus« (Narr 1998: 22) bleibt. Dies sei abschließend an einem Terrain verdeutlicht, das nicht nur im Kontext der Weltausstellungen, sondern auch in der Rede von der Globalisierung immer »mitläuft«: dem Terrain des »Innen« bzw. dem Raum des »Eigenen«.

Am 31.10.2000 fand unter dem programmatischen Titel »Aus Fremden werden Freunde« die Abschlußveranstaltung der EXPO statt. Im Rahmen dieser Veranstaltung sollte nicht nur die gelungene Weltausstellung gefeiert, sondern auch demjenigen Phänomen gegenüber Flagge gezeigt werden, das die bundesdeutsche Öffentlichkeit während der Sommerpause des »EXPO-Jahres 2000« beschäftigt hatte: der »Fremden«- oder auch »Ausländer«-Feindlichkeit. Gerade im Wunsch, im Raum des »Eigenen« Flagge zu zeigen, kommt die bittere Ironie des Doppels von Universalismus und Partikularismus (oder eben des humanistischen Idealismus) unverblümt zum Ausdruck. Denn aus diesem Wunsch spricht nichts anderes als die tröstliche Hoffnung, latente und manifeste »Fremden«- bzw. »Ausländer«-Feindlichkeit stelle ein akzidentelles Problem dar, das mit geeigneten Maßnahmen – vom Verbot rechtsradikaler Parteien bis hin zu Großveranstaltungen wie der EXPO im allgemeinen und ihrer Abschlußver-

staltung im besonderen –, wenn nicht aus der Welt, so doch zumindest aus dem Raum des »Eigenen« zu schaffen sei. Was der Blick durch eine solch »hoffnungsvolle Brille« allerdings nicht sehen kann (oder vielleicht gar nicht sehen möchte), ist, daß es sich bei dem diagnostizierten Problem nicht um ein *akzidentelles* Problem, sondern um einen *strukturellen* Aspekt des modernen Denkens handelt, der – und darin liegt die Ironie – nicht zuletzt auch vom Blick durch die »hoffnungsvolle Brille« immer wieder aufs neue (re-)produziert wird. Denn dieser Blick sieht zweierlei: Er sieht *sowohl* das »Eigene« in der kulturellen Vielfalt der Erde *als auch* die Gleichheit »aller«. Damit (re-)produziert er den zentralen Widerspruch des humanistischen Idealismus, den Roland Barthes (1964: 16) als dessen *Funktionieren in zwei Zeiten* bezeichnet hat und der darin besteht, Ethnizität zugleich überwinden und ermöglichen zu wollen (vgl. Nassehi 1990: 278). Wie alt dieser Widerspruch ist, zeigt sich nicht zuletzt daran, daß er in einem der grundlegenden Dokumente der modernen Welt-Ordnung nachgezeichnet werden kann: der »Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte« vom August 1789.

Die ersten beiden Artikel dieses Dokuments zielen auf einen universellen Menschheitsbegriff, aus dem die Gleichheit und Freiheit »aller« abgeleitet wird. Doch schon der dritte Artikel schränkt die Rechte des *Menschen* zugunsten der Rechte des *Staatsbürgers* ein. Seitdem klappt zwischen »dem Menschen und dem Bürger eine Wunde: der Fremde« (Kristeva 1990: 106); und das Bemühen, »die Universalität der Idee der Menschenrechte und einer Vernunftethik mit der Partikularität empirischer politischer Verbände zu versöhnen« (Nassehi 1995: 451), hält die Denkerinnen und Denker der Moderne bis heute in Atem. Oder besser: Dieses Bemühen *muß* sie bis heute in Atem halten, weil die beiden Pole, die im Anschluß an Alain Finkielkraut (1989) als liberale Universalität des *Naturrechts* und als ethnischer Partikularismus des *historischen Rechts* gefaßt werden können, ebenso konstitutiv für das Projekt der Moderne wie unveröhnlich sind.

Dieses paradoxe und letztlich zum Scheitern verurteilte Bemühen kennzeichnete letztlich auch die Abschlußveranstaltung der EXPO 2000 – was zur Folge hatte, daß sie nicht über einen Multikulturalismus hinauskommen konnte, der, böse formuliert, »vor allem die »exotische« Küche schätzt« (Höllner 1996: 55). Damit sei nicht gesagt, diese wohlmeinende »Fremden«-Freundlichkeit sei »schlechter« als eine fa-

schistoide »Fremden«-Feindlichkeit. Im Gegenteil: Sie ist – vor dem Hintergrund einer universalistisch-humanistischen Moral im Sinne der Aufklärung – ganz entschieden *besser*. Allein – genau das ist ihr Problem. Denn auch diejenigen, die für harmonischen Austausch *zwischen* den Kulturen plädieren, perpetuieren unter der Hand »die identitätsstiftende Funktion der kulturellen Gemeinschaften« (Radtke 1992: 82). Auch diejenigen, die für harmonischen Austausch *zwischen* den Kulturen plädieren, gestatten letztlich niemandem, sich seiner »kulturellen Livree« zu entledigen (Finkielkraut 1989: 111). Auch diejenigen, die für harmonischen Austausch *zwischen* den Kulturen plädieren, können »Menschen nicht anders wahrnehmen (...) als durch die Brille des *stahlharten Gehäuses der Zugehörigkeit*« (Nassehi 1997: 193). Damit ist die Möglichkeit eines »kulturellen Konflikts« unter der Hand bereits angelegt, und die Verfechterinnen und Verfechter des interkulturellen Ausgleichs bzw. Austauschs müssen sich als Bestandteil desjenigen Problems erweisen, das zu lösen sie angetreten sind.

Damit dürfte hinlänglich deutlich geworden sein, warum sich die gesuchte ANDERE Geographie der Welt nicht nur von dem in vermeintlich homogene Raumblocke fragmentierten Welt-Bild des kultur-räumlichen Denkens, sondern *auch* von demjenigen vermeintlich grenzenlosen Welt-Bild unterscheiden muß, das im Rahmen der Rede von der Globalisierung gezeichnet wird: weil sich das ontologisierte und naturalisierte Welt-Bild des *space of flows* (Massey 1999), in dessen gedachter Mitte das »Idealsubstrat« (Diederichsen 2000) Mensch steht, längst mit dem nicht weniger natürlichen fragmentierten Welt-Bild verbunden hat, das aus der Verortung partikularer Identitäten resultiert. Und so soll dieses Teilstück, in einer kritischen Würdigung eines Slogans der linken EXPO-Kritik (vgl. <http://www.expo-no.de>), wie folgt zusammengefaßt werden: »EXPO NO«, denn die Welt sieht ANDERS aus!

Differente Verortungen, ANDERE Welt-Bilder

Wie aber sieht sie aus, die Welt, wenn sie ANDERS aussieht? Fest steht nun, daß eine ANDERE Geographie der Welt nicht nur wider das fragmentierte Welt-Bild des kultur-räumlichen Denkens, sondern *auch* wider das vermeintlich grenzenlose Welt-Bild gefunden werden muß,

das in weiten Teilen der Globalisierungsdiskussion in Anschlag gebracht wird. Für die Suche nach einer ANDEREN Geographie der Welt bedeutet das, daß eine Taktik der Verortung zu entwickeln ist, die »ernsthaft« auf die Fixierung und Essentialisierung vermeintlich homogener Identitäten verzichtet – ernsthafter zumindest, als dies bei vielen Globalisierungstheoretikerinnen und Globalisierungstheoretikern der Fall ist. Es stellt sich jedoch die Frage, ob eine solche, tatsächlich ANDERE Taktik überhaupt noch als *Verortungs*-Praxis bezeichnet werden kann. Streng genommen wohl kaum – ist doch dem Begriff »Verortung« ein Moment der Fixierung immanent; eine Schließung, die zudem von »außen«/»oben«, d. h. von einer machtvollen Position bzw. einem Feldherrenhügel aus vorgenommen werden kann. Dies bedeutet, daß eine Praxis entwickelt werden muß, die *nicht* auf einer verortenden Logik gründet – eine *Entortungs*-Praxis also, die keine Verortungen vorsieht, sondern personale und kollektive Identitäten in einem globalen Raum irreduzibel vieler Differenzen *disloziert*. Denn nur einer solchen Praxis könnte es gelingen, die *heimliche Umkehr von Ursache und Wirkung* (Bourdieu 1997: 93) »auszuschalten«, weil sie schlicht ohne die für diese Umkehr notwendige Voraussetzung auskommt. Und nur eine solche Praxis wäre in der Lage, eine Geographie der Welt zu (re-)produzieren, die sich strukturell von derjenigen des kultur-räumlichen Denkens unterscheidet: eine Geographie der Welt, in der die fixen Demarkationslinien zwischen vermeintlich homogenen Identitäten – »die Mauern in unseren Köpfen« also –, wenn schon nicht eingerissen, so doch zumindest nachhaltig erschüttert sind.

Allerdings kann (und darf) die Suche nach einer ANDEREN Geographie der Welt an dieser Stelle, sprich: der *Dislozierung von Identitäten im globalen Raum irreduzibel vieler Differenzen*, nicht beendet werden. Denn würde sie hier für abgeschlossen erklärt, dann würde – um die Metapher Stuart Halls (1997c: 231) noch einmal zu verwenden – das *zweite Ende der Kette* aus den Händen gegeben. Oder umgekehrt: Die Suche kann und darf an dieser Stelle insofern nicht beendet werden, als sonst der zweite Pol dieses Denkens, derjenige der *Identität*, auf dem Altar der *Differenz* geopfert würde. Wie ist das zu verstehen?

Diese Frage soll zunächst für denjenigen Bereich beantwortet werden, der auf dieser Reise aus heuristischen Gründen als praktisch-politisch bezeichnet wird. In dieser Hinsicht bedeutet die Gefahr, die dem Vergessen des Pols der Identität inhärent ist, nicht mehr und nicht we-

niger als die Gefahr, einer politischen Beliebigkeit zu erliegen. Mit anderen Worten: Hier steht die politische Relevanz des EIGENEN Handelns, wenn nicht die EIGENE Handlungsfähigkeit auf dem Spiel. Und so sei an dieser Stelle mit Stuart Hall (ebd.) davor gewarnt, dem Glauben anheimzufallen, die theoretische Dekonstruktion des Essentialismus habe auch dessen politische De-Plazierung nach sich gezogen. Wie wichtig diese Warnung an dieser Stelle ist, kann am besten anhand der Konsequenzen aufgezeigt werden, mit denen diejenigen zu rechnen haben, die sie sorglos in den Wind schreiben. Sie finden sich recht schnell in leidlich guter, aber immerhin bekannter Gesellschaft wieder: in der Gesellschaft derjenigen, die, wie auch der Sozialwissenschaftler Martin Albrow, der Verlockung der »globalen« Zeichen der Zeit auf den Leim gegangen sind:

»Was ich (...) ausdrücken möchte ist, daß wir ein Netzwerk von sozialen Beziehungen haben, das den Globus umspannt. Wir haben eine Untersuchung hier in Wandsworth, einem großen Stadtteil von Süd-London unternommen und herausgefunden, daß ein Drittel der Menschen in den letzten sechs Monaten außer Landes gewesen ist. Ich war ehrlich gesagt überrascht, daß es letztlich nur so wenige waren. Wir fanden aber zusätzlich heraus, daß ein weiteres Drittel im Laufe von einer Woche mit Menschen außerhalb Großbritanniens telefoniert hat. Ähnlich viele Leute können außerdem von Familienmitgliedern berichten, die irgendwo in der Welt leben. Die Lebensweisen, mit denen wir neuerdings zu tun haben, sind nicht länger national, sondern global bestimmt« (Albrow 1999: 41).

Das Welt-Bild, das in dieser Gesellschaft gemeinhin gezeichnet wird, ist kein anderes als das vermeintlich grenzenlose, auf Austausch und Ausgleich ausgerichtete Welt-Bild, das in weiten Teilen der Globalisierungsdebatte gezeichnet wird. Hinter den imaginativen Geographien des kulturellen Ausgleichs aber gerät nur allzu leicht aus dem Blick, daß personale und kollektive Identitäten (nach wie vor) entlang jenen Bruchlinien organisiert sind, die nicht zuletzt auch durch den sozialwissenschaftlichen Blick immer wieder aufs neue festgeschrieben werden, und daß (immer noch) gilt: »Wer die exotischen Küchen anderer Kulturen an einem einzigen Ort probieren möchte, sollte besser in Manhattan, Paris oder London als Kalkutta oder Delhi essen« (Hall 1994: 214). Damit dürfte deutlich geworden sein, warum es – prak-

tisch-politisch gesprochen – so wichtig ist, den Pol der Identität in der Hand zu behalten und die lokalen Realitäten subalternen Identitäten zu berücksichtigen: weil die konkrete, die »wahr gewordene« Marginalität subalternen Identitäten ansonsten aus dem Blickfeld zu verschwinden droht.

Wenn aber auf dem Weg zu einer ANDEREN Geographie der Welt lokale Realitäten in den Blick genommen werden müssen, dann wird es schließlich doch notwendig, *Verortungen vorzunehmen* – und es stellt sich die Frage, wie eine solche, möglichst ANDERE Verortungs-Praxis aussehen könnte. Diese Frage leitet über zum zweiten Bereich, in dessen Rahmen der Pol der Identität bedeutsam wird: demjenigen der (Erkenntnis)-Theorie. Denn möchte man sich einer Antwort auf die Frage nähern, wie eine ANDERE Verortungs-Praxis aussehen könnte, so tut man dies am besten über den Umweg der Frage, wie die hier interessierenden *lokalen Realitäten* (erkenntnis-)theoretisch zu fassen sind.

In einem ANDEREN Kontext bedeutet »lokal« weder soviel wie »provinziell«, noch ist es mit der Option maßstäblicher Fixierbarkeit ausgestattet. Es bezieht sich vielmehr auf die politische und kulturelle *Situiertheit* subalternen (und letztlich freilich *aller*) Erzählungen – wobei der Begriff der Situiertheit weder mit »Begrenztheit« noch mit »selbstgenügsamer Ursprünglichkeit« gleichzusetzen ist. »Situiertheit« impliziert vielmehr den Gedanken an unzählige Verknüpfungen mit anderen Erzählungen, die sich aus dem *doppelten Einschreiben* (Hall 1997c: 239) des »Anderen« im »Eigenen« und des »Eigenen« im »Anderen« historisch ergeben haben und bis heute ergeben. Jene von Macht durchdrungenen Verknüpfungen sind es, die das Lokale als »Treffpunkt« (Massey 1999: 22) unterschiedlichster (Mikro-)Narrative immer wieder anders definieren – oder auch gerade *nicht* definieren. Das Lokale erscheint in einem ANDEREN Kontext demnach als Produkt vielfältiger Machtbeziehungen, die innerhalb des nicht endenden Kampfes um kulturelle Repräsentation zum Tragen kommen:

»Within that context, ›places‹ may be imagined as particular articulations of these [power-filled, JL] social relations, including local relations ›within‹ the place and those many connections which stretch way beyond it. And all of these embedded in complex, layered, histories. This is place as open, porous, hybrid – this is *place as meeting place* (...). This is a notion of place where speci-

ficity (...) derives not from some mythical internal roots nor from a history of relative isolation (...) but precisely from the absolute particularity of the mixture of influences found together there« (ebd.)

Die Verortungs-Praxis, die auf der Suche nach einer ANDEREN Geographie der Welt relevant wird, kann demnach nicht mit jener strategischen Verortungs-Praxis gleichgesetzt werden, die vermeintlich essentialistische Identitäten an Ort und Stelle bringt. Im Gegenteil: Bei dieser Praxis muß es sich um eine taktische Praxis handeln, die sich *zumutet*, diejenigen Identitäten und Erzählungen, die sie durch ihre Kommunikation mit den Machtverhältnissen der »wahr gewordenen« Wirklichkeit *setzt*, auch als das anzuerkennen, was sie letztlich nur sein können: als partielle, vorläufige und taktische *Schließungen*. Mit anderen Worten: Es muß sich um eine Praxis handeln, die die von ihr (re-)produzierten Identitäten und Erzählungen als *er-funden*, als fiktional ansieht und folglich bereit ist, sie auch wieder in Frage zu stellen. Täte sie das nicht, so liefe sie Gefahr, zu »einer neuen repressiven ›Meistererzählung« (Wägenbaur 1995: 143) zu verkommen. Denn dann vergäße sie zugleich ihre EIGENE Positioniertheit, ihre EIGENE Situiertheit – und nicht zuletzt ihren ANDEREN Pol: den Pol der Differenz.

Am Beispiel einer ANDEREN Verortungs-Praxis zeigt sich demnach einmal mehr die theoretisch-praktische Widersprüchlichkeit eines Denkens, das immer darauf bedacht ist, sich zwischen Identität und Differenz zu bewegen; das *mehr als eine Differenz auf einmal* theoretisieren und sich *permanent neu positionieren* möchte (Bloedner 1999: 73). Was aber bedeuten die auf Differenz beruhenden permanenten Neupositionierungen einer ANDEREN Verortungs-Praxis für das auf dieser Reise gesuchte Bild einer ANDEREN Geographie der Welt? Die Antwort auf diese Frage, die es im folgenden zu erläutern gilt und die sich gleichzeitig aus den Ergebnissen der zurückliegenden Etappen ergibt, mag nach den Anstrengungen, die bislang unternommen wurden, zunächst enttäuschend klingen: *Es gibt sie nicht, diese ANDERE Geographie der Welt*. Doch so enttäuschend diese Antwort zunächst auch klingen mag: Welcher Schluß könnte aus den bisher zurückgelegten Wegstrecken gezogen werden außer demjenigen, daß eine *Geographie der Welt* im Rahmen eines auf Differenz beruhenden Projekts, das die Reduktion von Vielheiten zu vermeiden bestrebt ist, schlicht nicht

entworfen werden kann? Und hat nicht die Skizze einer ANDEREN Verortungs-Praxis noch einmal gezeigt, daß ein solcher Entwurf den »Intentionen« eines ANDEREN Denkens grundlegend zuwiderliefe? Denn was hieße ein solcher Entwurf anderes, als der verlockenden Bewegung des *ad unum vertere* auf den Leim zu gehen, wie sie dem modernen Denken seit der ersten Etappe vorgeworfen wird? Und was hieße ein solcher Entwurf anderes, als sich der Welt von einem vermeintlich freischwebenden Aussichtspunkt aus zu bemächtigen; und mehr noch: die Welt überhaupt zu (re-)produzieren?

In der letzten Frage werden die Potentiale, aber auch die Dilemmata eines ANDEREN Denkens in ihrer ganzen Reichweite deutlich – bezogen auf die Welt nämlich. Denn spätestens an dieser Stelle wird deutlich, daß es die *Welt als solche* nicht gibt. Mit dieser Feststellung sei nun nicht gesagt, bei der berühmten Aufnahme, auf der »unser« blauer Planet über dem Mondhorizont aufgeht, handele es sich um einen Popanz aus dem NASA-Hauptquartier. Was hingegen gesagt sein soll, ist, daß auch die Welt letztlich ein Konstrukt darstellt, das erst innerhalb derjenigen Diskurse bedeutsam werden kann, innerhalb derer es (re-)produzierend verhandelt wird. Insofern kann auch die Aufnahme des blauen Planeten lediglich *ein* mögliches Welt-Bild darstellen, das von einem ganz bestimmten Standpunkt aus produziert wurde: vom Raumschiff Apollo 11 aus, das sich zum Zeitpunkt der Aufnahme in der Nähe des Mondes befand. Vielleicht erfordert diese ANDERE Sicht der Welt, wie Michel Serres vermutet, letztlich eine »ptolemäische Revolution, zu der nur wenige Theoretiker fähig sind, weil sie es gewohnt sind, Subjekte in einer kopernikanischen Welt zu sein, in der die Objekte Knechte sind« (Serres 1987: 347). Aber eine ptolemäische Revolution braucht an dieser Stelle nicht eingefordert zu werden – wurde doch auf den Umstand, daß es die Welt als solche nicht gibt, auch von weniger »revolutionären« Theoretikerinnen und Theoretikern hingewiesen. Genannt seien hier nur Thomas Luckmann und Peter Berger (Berger u. Luckmann 1969), Pierre Bourdieu (1987) oder Niklas Luhmann (1984): sie alle haben die Welt in unterschiedliche Horizonte »zerlegt« und damit ihren Status als beobachtungsunabhängige, ontologische Entität dekonstruiert. Und auch wenn sie dabei auf sehr unterschiedliche Arten und Weisen vorgegangen sind, so ist von der Welt doch nicht »mehr« übrig geblieben als ein hoffnungslos und »unheilbar plurales Konzept« (Nassehi 1998: 158).

Wenn aber die Welt als beobachtungsunabhängige Entität nicht existiert, dann wird rückblickend deutlich, was es mit den permanenten Neupositionierungen einer ANDEREN Verortungs-Praxis auf sich hat. Wenn es nämlich die Welt als solche nicht gibt, dann erklären sich diese Positionierungen im Nachhinein als Bestandteile einer *dekonstruktiv-rekonstruktiven Bewegung*, die den Glauben an die »Ei(ge)ne Welt« zu erschüttern vermag – jenen Glauben an die »Ei(ge)ne Welt«, dem die konfliktorientierten geopolitischen Strateginnen und Strategen wie auch die konsensorientierten Globalisierungstheoretikerinnen und Globalisierungstheoretiker auf je andere, letztlich aber komplementäre Art und Weise anhängen. Mit anderen Worten: Sie erklären sich als Bestandteile einer Bewegung, die das Bild der in homogene, selbstgenügsame »Kultur-Räume« zerfallenen Welt einerseits und das Bild der vermeintlich grenzenlosen »Welt für alle Menschen« andererseits als das zu entlarven vermag, was diese Bilder überhaupt nur sein können: als die beiden Seiten jener (modernen) Medaille, in deren Mitte das Denken der »Ei(ge)nen Welt« steht. Diese Bewegung vermag es, sowohl auf die irreduzible Vielheit von »Welt« zu verweisen als auch inmitten der Sinnstrukturen der »Ei(ge)nen Welt« eine verstörende Wirkung zu entfalten. In ihr kommt eine Umstellung zum Ausdruck, die als Umstellung vom *Denken der »Ei(ge)nen Welt«* hin zu einem *Denken zwischen vielen Welten* beschrieben werden kann – oder auch als Umstellung vom *Contra* der geopolitischen Strategien und vom *Inter* der Globalisierungsdebatte hin zu einem darüberhinausgehenden Dazwischen, einem *Trans* zwischen irreduzibel vielen Welten.

Das Trans vermag es zwar nicht, den Weg zu einer ANDEREN Geographie der Welt zu weisen. Aber es vermag es, immer wieder ANDERE und auch bessere Momentaufnahmen der »Ei(ge)nen Welt« zu skizzieren. Seine Momentaufnahmen oder »Schnappschüsse« ergeben sich aus den permanenten Neupositionierungen einer ANDEREN Verortungs-Praxis, die – wie die taktischen Bewegungen einer ANDEREN Geopolitik – keinen »eigenen« Raum, kein umzäuntes und befriedetes Territorium beansprucht, sondern lediglich im *Zwischen-Raum des in kulturelle Blöcke zerfallenen Welt-Bilds einerseits und des vermeintlich grenzenlosen Welt-Bilds andererseits* operiert. Im Rahmen ihrer permanenten Ortswechsel, die einem unablässigen Hin und Her gleichkommen, scheinen immer wieder ANDERE, vorläufige Welt-Bilder auf: Welt-Bilder – oder eben Schnappschüsse –, die sich oft nur »um Haa-

resbreite« von ihren jeweiligen ANDEREN unterscheiden und die sich dennoch (oder gerade deshalb) allen Versuchen der Fixierung durch ein panoptisches Auge entziehen. Vielleicht paßt hier der Begriff des Vexierbilds, das sich seiner Fest-Stellung widersetzt und damit für eine Verunsicherung jenes Denkens sorgt, das einen hartnäckigen »Kampf gegen das Unbestimmte« (Bauman 1998: 31) führt.

Diese Momentaufnahmen verzichten ebenso auf den Anspruch, all-gemeingültig oder objektiv zu sein, wie sie ohne die fixierende Verortung eines essentialistischen »Eigenen« und »Anderen« – und damit letztlich: ohne Mittelpunkt – auskommen. Und wenn sie zudem das Adjektiv »besser« für sich in Anspruch nehmen, dann ist damit kein *absolutes* »Besser« gemeint, wie es etwa mit der universalistischen Moral der Aufklärung verbunden ist. Zwar interveniert das Trans gegen die Durchsetzung partikularistischer »Eigen«-Interessen auf Kosten der jeweiligen »Anderen«. Aber es erinnert *auch* an den inklusiv-exklusiven, den falsch universalisierenden Charakter großer Erzählungen im Sinne der *conditio humana*. Denn eine ANDERE Verortungs-Praxis bringt die Frage kultureller Differenz »aufs Tapet und nicht die konsensorientierte, ethnozentrische Vorstellung von einer Gleichzeitigkeit kultureller Unterschiede« (Bhabha 1996: 349). Damit macht sie nicht nur darauf aufmerksam, daß der Traum einer universellen Moral als ausgeträumt zu betrachten ist (vgl. Podak 2000), sondern strebt auch danach, jenen Wahrheiten und Identitäten zu ihrem Recht zu verhelfen, die gleichsam unter der Hand ausgeschlossen werden. Dabei kommt sie allerdings nicht umhin, den vorläufigen, partiellen und fiktionalen Charakter der von ihr verhandelten (und letztlich freilich *aller*) Wahrheiten und Identitäten zu betonen. Wie wichtig letzteres ist, kann wohl nicht oft genug betont werden – sind es doch gerade die Konzepte der Transkulturalität sowie der Transterritorialität, denen sie ihre dissidenten Potentiale überhaupt nur verdankt. Damit steht sie, wie Bhabha unter Bezugnahme auf den Begriff des *Unheimlichen* (vgl. etwa Freud 1963) schreibt, für »die Unheimlichkeit (*unhomeliness*)« (Bhabha 1997b: 134) aller postkolonialen Wahrheiten. Und mehr noch: Sie steht letztlich für die Einsicht, daß »kein Raum und keine Struktur ein Heim schaffen können, wo kein Heim existieren kann« (Vidler 1993: 48; Übersetzung JL).

Global denken, lokal handeln? – Lokal denken, global handeln!

Eine ANDERE Geographie der Welt kann es nicht geben. So banal dieser Satz klingen mag, so wichtig erscheint es, die Unmöglichkeit einer ANDEREN Geographie der Welt abschließend noch einmal zu betonen. Hinter der Unmöglichkeit einer ANDEREN Geographie der Welt steht nicht mehr und nicht weniger als die Erkenntnis, daß die Welt als solche nicht existiert. Auch das »objektivste« Bild der Welt, also etwa die berühmte Aufnahme des blauen Planeten, kann nichts weiter darstellen als eine imaginative Geographie des unheilbar pluralen Konzepts »Welt« – eine imaginative Geographie, die im Laufe des nicht endenden Kampfes um Macht/Wissen erst produziert wurde und immer wieder aufs neue erst (re-)produziert wird. Vor diesem Hintergrund erscheinen die Bilder der fragmentierten Welt einerseits und der grenzenlosen »Welt aller Menschen« andererseits als die beiden Seiten der Medaille eines Denkens, das unter dem Banner des Einen und »Eigentlichen« die Ausgrenzung des Differenten und die Reduktion von Vielheiten verfolgt. Denn sowohl die Rede von der Wiederkehr der Geopolitik als auch die Rede von der Globalisierung (re-)produzieren ein vermeintlich natürliches Bild der Welt, wobei ihnen aufgrund der *heimlichen Umkehr von Ursache und Wirkung* (Bourdieu 1997: 93) jeder Gedanke an Situiertheit abhanden kommen muß.

Zwar dürfte die Komplementarität der beiden Diskurse nicht erst im Rahmen dieser knappen Zusammenfassung deutlich geworden sein. Dennoch sei sie noch auf einer weiteren Ebene aufgezeigt: auf der formalen Ebene der »Begriffslogik«. Hier kann sie als Resultat einer bestimmten, hierarchischen Unterscheidungstechnik betrachtet werden, in der »die eine Seite der Unterscheidung zugleich die Unterscheidung selbst dominiert« (Luhmann 1996: 21) und die von Louis Dumont als *englobement du contraire* bezeichnet wurde (Dumont zit. ebd.). In der synekdochalen Tradition des *ad unum vertere* erscheint »Globalisierung« als der wirkungsmächtigere Begriff, der seine Negation bzw. sein komplementäres »Anderes«, den Begriff der Fragmentierung, immer schon umfaßt und in sich aufgenommen hat. Damit sei nicht behauptet, in den aktuellen Debatten gehe es ausschließlich um »Globalisierung« und der Fragmentierungsbegriff werde, wenn nicht sofort, so doch zumindest in Kürze obsolet. Im Gegenteil – und genau das ist der Punkt: Die bisherigen Ausführungen haben

gezeigt, daß es sich bei den Erscheinungen, die sich im »semantischen Hof« des Globalisierungsbegriffs tummeln, oftmals um solche Phänomene handelt, die »eigentlich« mit dem Begriff der Fragmentierung assoziiert sind. So wird letztlich deutlich, welche Überschrift die zeitgenössische Medaille des modernen Denkens »eigentlich« trägt. Es ist die Überschrift »Globalisierung«, die – gleichsam im Kleingedruckten – die Reduktion von Vielheiten ebenso mit sich führt wie das *Paradox der Sichtbarkeit*. Denn nur im Rahmen der Rede von der Globalisierung, die immer »nur« die Rede von der Globalisierung sein kann, können jene Phänomene (re-)produziert werden, die sowohl das globalisierte als auch das fragmentierte Bild der »Ei(ge)nen Welt« bestimmen.

Diese Rede vermag die skizzierte Kritik eines ANDEREN Denkens nachhaltig zu verunsichern. Denn diese Kritik weist darauf hin, daß es die globalisierte (und die fragmentierte) Welt ebensowenig von Natur aus gibt wie die Welt als solche, und betont, daß beide Welt-Bilder in den entsprechenden Diskursen der Moderne erst (re-)produziert werden. Allerdings erschöpfen sich die Potentiale eines ANDEREN Denkens nicht in reiner Dekonstruktionsarbeit. Denn auch wenn die »Ei(ge)ne Welt« nicht vom einem erhabenen, gar göttlichen Zeichenbrett aus (re-)produziert wird, so bedeutet dies ja nicht, daß keine *realen Effekte* gezeitigt würden. Daher setzt eine ANDERE (und hier insbesondere: eine postkoloniale) Kritik den modernen Welt-Ordnungsstrategien eine rekonstruktive Verortungs-Taktik zwischen irreduzibel vielen Welten entgegen. Diese Taktik ist zwar nicht dazu angetan, den Weg zu einer ANDEREN Geographie der Welt zu weisen. Aber sie vermag es, ANDERE und bessere Momentaufnahmen der »Ei(ge)nen Welt« zu skizzieren. Denn sie verhält sich ebenso konträr zu den verortenden Strategien des modernen Denkens, wie sie jenseits der Vorstellung eines essentiellen, »heimlichen« Zuhauses oder eines Mittelpunkts angesiedelt ist.

So verweist sie, eher (erkenntnis-)theoretisch gesprochen, darauf, daß Sprechen immer situiert ist; daß, wie Stuart Hall (1994: 61) schreibt, *jedliches Sprechen einen Ort und eine Position haben muß und innerhalb eines Diskurses positioniert ist*. Dieser Ort, von Doreen Massey (1999: 22) als *Treffpunkt* unterschiedlichster Einflüsse bezeichnet, sollte nicht als abgegrenzt, selbstgenügsam oder ursprünglich gedacht werden. Er sollte im Gegenteil insofern als unrein, übersetzt

und unheimlich konzeptualisiert werden, als es sich bei diesem Ort nicht um eine umfriedete, abgesicherte Lokalität, sondern um den hybriden und instabilen Ort eines *darüberhinausgehenden Dazwischen* handelt – und damit um etwas ANDERES als das, was landläufig unter dem Begriff »Heimat« verhandelt wird. Der Unterschied zwischen »Heimat« und einer unheimlichen Position im Sinne des Trans kann als »Übergang« gelesen werden, der charakteristisch ist für ein ANDERES Denken. Dabei handelt es sich um den Übergang zwischen der modernen, »absolut vereinfachte[n] Konzeption von Differenz« (Hall 1994: 143) hin zu einem ANDEREN Konzept von Differenz – einem Konzept im Sinne der *différance* (vgl. Hall 1997c: 227). Dieser Übergang wirkt sich auch praktisch-politisch aus. Denn er fordert dazu auf, das Konzept des »Eigenen« und »Anderen« in seiner essentialistischen Form zu dekonstruieren und die mit ihm verbundenen binären Oppositionen unter den Vorzeichen von Transkulturalität und Transterritorialität radikal ANDERS zu konzeptualisieren – was unweigerlich dazu führt, »daß die kulturellen Hier-Dort-Polaritäten ein für allemal hinfällig werden« (ebd.). Anders ausgedrückt: Dieser Übergang fordert dazu auf, dem *doppelten Einschreiben* des »Eigenen« im »Anderen« und des »Anderen« im »Eigenen« Rechnung zu tragen. Denn aufgrund dieses doppelten Einschreibens, also auch »aufgrund von kultureller Entwurzelung, des Gefühls der Heimatlosigkeit und der Erfahrung von Vertreibung, Migration und Exil« (Bloedner 1999: 74), sollte jede »Kultur« als unreine, hybride und unheimliche Kultur gedacht werden.

Vor diesem Hintergrund sei auf denjenigen Begriff zurückgekommen, der als die »eigentliche« Überschrift der aktuellen Medaille des modernen Welt-Ordnungsdenkens entlarvt wurde: auf den großen Begriff »Globalisierung«, der – gleichsam im Kleingedruckten – die Reduktion von Vielheiten ebenso mit sich führt wie das *Paradox der Sichtbarkeit*. Aber so »groß« dieser Begriff auch sein mag: Vor dem Hintergrund des eben skizzierten Übergangs kann es gelingen, ihn radikal *umzuschreiben* (vgl. Hall 1994, 1997c). Denn vor diesem Hintergrund wird deutlich, daß die fundamentalen Unterschiede, die zwischen kolonialiserten und kolonialisierenden Kulturen bestehen, nicht auf einer binären Opposition beruhen und auch »nie auf einer reinen binären Opposition« (Hall 1997c: 227) beruht haben. Die Feststellung, daß die Unterschiede zwischen Kulturen nie binärer Natur waren, ist

bezogen auf die »dekonstruktive Rekonstruktion« des Globalisierungsbegriffs von besonderem Interesse. Denn sie macht deutlich, daß Transkulturalität und Transterritorialität nicht ausschließlich Konzepte der dekonstruktiven Verstärkungsarbeit im »Hier und Jetzt« darstellen, sondern im Gegenteil als grundlegende Dispositionen der Moderne gelesen werden können. Wird dies in Rechnung gestellt, dann verschiebt sich »die ›Geschichte‹ der kapitalistischen Moderne von ihrer eurozentrischen Ausrichtung hin zu ihren weltweit zerstreuten ›Peripherien‹, von der friedlichen Evolution hin zu aufgezwungenen Gewaltverhältnissen; vom Übergang des Feudalismus zum Kapitalismus (...) hin zur Entstehung des Weltmarktes; oder vielmehr hin zu neuen Weisen, um die Beziehung zwischen diesen verschiedenen ›Geschehnissen‹ – die durchlässigen Innen-Außen-Grenzen der entstehenden ›globalen‹ kapitalistischen Moderne – konzeptionell zu fassen« (ebd.: 231-232).

Dieses »rückblickende Umformulieren der Moderne innerhalb des Kontexts der ›Globalisierung‹ in all ihren diversen sprengenden Formen und Momenten (von der ersten Fahrt der Portugiesen über den Indischen Ozean und der Eroberung der Neuen Welt bis hin zur Internationalisierung der Finanzmärkte und des Informationsflusses)« (ebd.: 232) markiert nicht nur einen entscheidenden Unterschied zur historiographischen Metaerzählung der Moderne im allgemeinen (vgl. auch Massey 1999), sondern auch einen entscheidenden Bruch mit der *aktuell wirksamsten Ausprägung* dieser Erzählung: der populären Rede von der Globalisierung, die Objekte und Identitäten in einen »globalisierten« Ordnungsrahmen steckt, der, so paradox dies klingt, trotz seines beträchtlichen Alters gerade erst »erfunden« wird. Dieses Paradox in seiner ganzen Reichweite aufzuzeigen – darin liegen die Potentiale des ANDEREN Globalisierungsbegriffs. Denn wird dieses Paradox aufgezeigt, dann wird noch einmal deutlich, daß sich die aktuelle Rede von der Globalisierung – ebenso wie die Rede von der Renaissance der Geopolitik – weniger einer objektiv richtigen und wahren Sicht der Dinge als vielmehr einer *kognitiven Verschiebung* verdankt.

Was aber ist dann das Neue an der Globalisierung? Diese Frage wurde im Laufe dieser Etappe schon einmal gestellt – allerdings auf eine »eher rhetorische, wenn nicht ketzerische« und entschieden taktisch-essentialistische Art und Weise. Zwar hat sie, wie die Ausführungen deutlich gemacht haben dürften, in der angegebenen Form in-

sofern keinen Sinn, als Globalisierung hier ja als die *Rede* von der Globalisierung betrachtet wird. Dennoch lohnt es sich, die Frage den »Ergebnissen« dieser Reise entsprechend umzuformulieren. *Worauf also*, so soll abschließend gefragt werden, *verweist die Rede von der Globalisierung?* Oder: *Warum wird diese Rede* – wie auch die Rede von der Wiederkehr der Geopolitik – *erst im jüngeren »Hier und Jetzt« mit einer solchen Intensität vorgebracht?*

Zunächst ist festzuhalten, daß auch diese Fragen auf dieser Reise streng genommen nicht beantwortet werden dürften. Denn wie die ketzerische Frage nach dem »Neuen an der Globalisierung«, so können auch sie streng genommen nicht beantwortet werden, ohne chronologische, kausale Verbindungen und damit ganzheitliche, rationale Gesellschaftserklärungen zu etablieren. Chronologien und Rationalitäten dieser Art gilt es auf dieser Reise aber »eigentlich« zu vermeiden – ist es doch die »Indeterminiertheit« (Bhabha 1996: 345) bzw. die »semizyklische Kausalität« (Serres 1991: 22), die »den konflikträchtigen und doch produktiven Raum [kennzeichnet], in dem die Willkür (und damit Veränderbarkeit) kultureller Bedeutungszuweisung aus den vorgeschriebenen Grenzen des gesellschaftlichen Diskurses heraustritt« (Bhabha 1996: 345). Und so manifestiert sich an dieser Stelle einmal mehr das grundlegende Dilemma einer Reise, die einen Übergang hin zu einem Denken in Differenzen markieren möchte und die sich doch immer wieder auf »Eigentliches« und Einheitliches einlassen muß.

Dieses Dilemma soll mit der Hilfe eines Autors ausgehalten werden, dessen Thesen auf dieser Reise schon des öfteren zu Rate gezogen wurden. Es ist Armin Nassehi, der auf die aufgeworfenen Fragen eine Antwort gibt, diese Antwort allerdings, womöglich in Anbetracht eben jenes Dilemmas, »wohlweislich« als Frage formuliert:

»Vielleicht (...) ist das Neue, auf das der anschwellende Globalisierungsgesang hinweist, der Blick in den Spiegel jener zunächst kolonial unterworfenen Regionen, in dem sich die Kontingenz und das Hybride der *eigenen* Perspektive im wahrsten Sinne des Wortes *reflektiert*. Globalisierung ist dann nicht nur ein wachsendes Interdependenzgeflecht, gewissermaßen die exponentielle Steigerung der Spielzüge bei Erhöhung der Spielerzahl. In der *kognitiven Einstellung* vollzieht sich vielmehr jener Blick hinter die Kulissen auch der *eigenen* Kulturproduktion, den das moderne Paradigma durch die Setzung von apriorischen Bedingungen, letztbegründeten Ordnungsfaktoren und nicht-reflexiven

blinden Flecken lange ausgeschlossen hat – mit beachtlichem Erfolg, wie wir wissen« (Nassehi 1998: 160).

Nassehi fragt also, ob der »anschwellende Globalisierungsgesang« nicht vielleicht darauf verweise, daß die »kolonisierenden und imperialistischen Projekte des modernen Europas« (Grossberg 1997: 19-20) ihrer ANDEREN und damit letztlich ihrer EIGENEN (erkenntnis-)theoretischen Paradoxien gewahr werden. Diese Frage soll, wenn auch mit eben solcher Vorsicht, bejaht werden. Wird nämlich »Globalisierung« als Chiffre dafür verstanden, daß die Innen-Außen-Grenzen der kapitalistischen Moderne »immer schon« durchlässig waren; daß also kulturelle Identitäten »noch nie« auf sich selbst beschränkt waren, dann kann die *aktuelle Rede* von der Globalisierung tatsächlich als ein Verweis darauf gelesen werden, daß jene kulturelle Kontingenz sichtbar wird, die durch die Abgrenzung von ANDEREN »traditionell« in kulturelle »Eigentlichkeit« verwandelt wurde. Hierzu mögen nicht zuletzt die Artikulationen der marginalisierten ANDEREN, die inmitten der kolonialisierenden Gesellschaften »aufgetaucht« sind, beigetragen haben. Zwar mußte, wie Doreen Massey treffend bemerkt, der weitaus größte Teil dieser Ausgeschlossenen bisher »draußen« bleiben und wird auch in näherer Zukunft »draußen« bleiben müssen (Massey 1999: 19). Doch mag es sein, daß die eingeschlossenen-ausgeschlossenen ANDEREN für eine Verunsicherung desjenigen sozialwissenschaftlichen bzw. gesellschaftspolitischen Programms gesorgt haben, das soziale und ökonomische Ordnung kaum anders denken kann als nach dem Prinzip (national-)kulturell organisierter gesellschaftlicher Gemeinschaft.

Aber auch wenn Nassehis Frage vor dem Hintergrund des hier vertretenen Verständnis von Globalisierung bejaht werden kann, so bereitet dies nicht eben Grund zur Freude – hat doch das Gewährwerden der EIGENEN Hybridität im Spiegel der eingeschlossenen-ausgeschlossenen ANDEREN keine abendländische Begeisterung für ein Denken zwischen Identität und Differenz oder für das Aushalten von Kontingenzen entfacht. Im Gegenteil: Die im Verlauf der dritten Etappe gesammelten Erfahrungen – genannt seien hier nur der diskursive Ausschluß der Türkei oder die christdemokratische Unterschriftenkampagne gegen die doppelte Staatsbürgerschaft – sprechen eine andere Sprache. Aber es sind längst nicht nur die konflikthaftern Szenarien Samuel Huntingtons bzw. seiner Apologetinnen und Apologeten, die

die irreduzible Komplexität lokaler Realitäten in den Ordnungsrahmen der »Ei(ge)nen Welt« einzufügen bestrebt sind. Auch die eher konsensorientierten und universalistischen Konzepte von Globalisierung entlassen, wie der »Besuch« der Weltausstellung und ihrer Abschlußveranstaltung gezeigt hat, letztlich keine Person aus ihrem Korsett von fixen Identitäten, sondern halten an der Verortung kultureller Identitäten innerhalb der »Ei(ge)nen Welt« fest. Genau dies aber kann vor dem Hintergrund des hier vertretenen rekonstruktiven Verständnis von Globalisierung nicht überraschen. Denn wenn dieses Verständnis etwas für sich hat, dann verstärkt das Gewahrwerden von Kontingenz das Verlangen nach »Gesetz und Ordnung«. Anders ausgedrückt: Das »Einbrechen« von Kontingenz verstärkt das Verlangen nach »Eigentlichkeit« sowie die (letztlich unerfüllbare) Sehnsucht nach einer eindeutigen Ordnung. Und so vermag die Rekonstruktion des Globalisierungsbegriffs nicht nur zu klären, warum sich die Rede von der Globalisierung (wie auch die Rede von der Wiederkehr der Geopolitik) ausgerechnet heute, im »Hier und Jetzt« vollzieht. Sie vermag zudem aufzuzeigen, warum die Rede von der Globalisierung »eine rein westliche Erscheinung« (Nassehi 1998: 163) ist: weil in dieser Rede das grundlegende Dilemma der westlichen Moderne zum Ausdruck kommt, in dem das vermeintlich natürliche und grenzenlose Welt-Bild, in dessen gedachter Mitte der Mensch steht, immer schon das nicht weniger natürliche und fragmentierte Welt-Bild mit sich führt, das aus der fixierenden Verortung eines partikularen »Eigenen« resultiert, und das insofern nicht aufzulösen ist, als beide Größen, Universalismus einerseits und Partikularismus andererseits, sich gegenseitig bedingen (Finkielkraut 1989).

Die Unauflöslichkeit dieses Dilemmas wäre auch nicht weiter von Belang – wenn sich das, was *abstrakt* als Dilemma erscheint, *konkret* nicht als Drama alltäglicher Unterdrückung, Entmächtigung und Marginalisierung im Kampf um kulturelle Repräsentation realisierte. Weil jedoch genau dies der Fall ist, setzt ein *ANDERES* Denken dem Partikularismus eine »Verortungs«-Taktik entgegen, die partikulare Identitäten im globalen Raum multipler Differenzen *entortet*. Aber nicht nur dem Partikularismus, sondern *auch* (und vielleicht erst recht) dem Universalismus, der den Partikularismus ebenso auf den Plan ruft, wie er von ihm auf den Plan gerufen wird, wird eine *ANDERE* Verortungs-Taktik entgegengesetzt: eine Taktik, die den konstruierten Charakter

jeglicher Welt-Ordnungen ebenso sichtbar zu machen versucht, wie sie die konkreten, lokalen Realitäten marginalisierter Identitäten betont – und der alles beherrschenden Maxime des »Global denken, lokal handeln!« damit ein nachdrückliches »Lokal denken, global handeln!« entgegengesetzt. Dabei vermeidet sie jenen *assimilatorischen* und *homogenisierenden* Impuls (vgl. West 1997: 256), der marginale oder subalterne Identitäten mit einem positiven Sein ausstatten, glorifizieren oder heroisieren möchte – ist es doch die Betonung des vorläufigen, fiktionalen Charakters der (re-)produzierten Identitäten, aus der sie ihr verstörendes Potential überhaupt nur zu schöpfen vermag. Folglich verbietet es sich einem ANDEREN Denken, in der Hybridität postkolonialer Identitäten einen »revolutionären Chic« oder sonst eine Romantik auszumachen. Denn WIR »brauchen uns nichts vorzumachen: Es geht heute nicht darum, *ob* wir kulturelle Hybridität für erstrebenswert halten oder nicht, sondern einzig darum, *wie* wir mit ihr umgehen« (Bronfen u. Marius 1997: 18). Ganz ähnlich argumentiert Edward Said, wenn er gegenüber jeglicher Sozialromantik *vis à vis* postkolonialen Identitäten festhält, daß »die bloße Existenz als unabhängiger, postkolonialer Araber oder Schwarzer oder Indonesier weder ein Programm noch ein Prozeß, noch eine Vision ist« (Said 1997: 88). In seinen Augen markiert diese Existenz nichts weiter als einen geeigneten »Ansatzpunkt, an dem die wirkliche Arbeit, die harte Arbeit, beginnen könnte« (ebd.).

Diese Einschätzung scheint als Schlußwort dieser Etappe – und damit der Reise als ganzer – insofern prädestiniert, als sie deutlich macht, daß am Ende dieser Reise die »wirkliche Arbeit« erst beginnen kann. Diese Arbeit besteht darin, das Wagnis eines *Denkens zwischen vielen Welten* einzugehen und damit die Allmacht des Denkens der »Ei(ge)nen Welt« nicht zuletzt innerhalb des EIGENEN Denkens in Frage zu stellen. Was dies *konkret* bedeuten kann, sei abschließend an einem Beispiel verdeutlicht, das im Rahmen der dritten Etappe verhandelt wurde. In Kontext dieses Beispiels bedeutet es, nicht nur die in Deutschland lebenden Türkinnen und Türken als hybrid anzusehen. Daß ein solcher Blick weder aus einer partikularistischen noch aus einer universalistischen Perspektive großer Anstrengungen bedarf, dürfen die Ausführungen deutlich gemacht haben. Es geht vielmehr darum, auch Schwäbinnen, Saarländer und nicht zuletzt sich SELBST als hybrid zu begreifen. Denn nur auf diese Weise kann es gelingen, dem

falsch universalisierenden Denken der »Ei(ge)nen Welt« immer wieder ANDERE, vorläufige und subversive Momentaufnahmen *zwischen vielen Welten* entgegenzusetzen.

NACH DER REISE:

ZWISCHEN VIELEN WELTEN DENKEN(D)

Fazit: Für eine Verunsicherung des geographischen Blicks

Im Anschluß an eine Reise stellen sich oft zwiespältige Gefühle ein. Meist vermischt sich die Trauer über das Ende einer abwechslungsreichen Zeit *unterwegs* mit der Freude darüber, wieder *zu Hause* zu sein. Doch nach dieser Reise wollen sich weder Trauer noch Freude einstellen, so daß sich die Frage stellt, was es mit dem »Nach-der-Reise« in diesem Fall auf sich hat. Anders gefragt: Was bedeutet es, mit der letzten Etappe die Reise als ganze abgeschlossen zu haben? Bedeutet es, mehr und vor allem besser zu wissen; sich ein breites und gesichertes Wissen über die Welt und die spezifisch geographischen, die allgemein wissenschaftlichen und die »ganz alltäglichen« Dinge in der Welt angeeignet zu haben? Bedeutet es gar, die richtige Ordnung der Dinge und die richtige Geographie der Welt skizziert zu haben; auf das richtige Verständnis von Kultur und Natur, von Identität und Differenz sowie von Macht und Herrschaft gestoßen zu sein? Und bedeutet es folglich, daß die Reise, wie es so schön heißt, ein voller Erfolg war? Oder bedeutet das »wahr gewordene« Ende der Reise zu einer ANDEREN Geographie der Welt »eigentlich« nichts weiter, als eine Menge Ressourcen verschwendet zu haben, weil kein gesichertes oder besseres Wissen erworben werden konnte; weil weder die richtige Ordnung der Dinge noch die richtige Geographie der Welt, ja nicht einmal die gesuchte ANDERE Geographie der Welt gefunden werden konnten? Diesen Fragen soll im folgenden – im Anschluß an ein Resümee – nachgegangen werden. Dabei wird nicht nur deutlich werden, warum sich weder Trauer noch Freude einstellen möchten. Es wird auch deut-

lich werden, was es mit dem »Nach-der-Reise« »eigentlich« auf sich hat.

Das Resümee nimmt seinen Ausgangspunkt bei der *zweiten Etappe*. Die geographische Wirklichkeit, so lautet ihr Fazit, ist nicht per se, sondern stellt eine Fiktion dar, die – als symbolische Rekonstruktion – immer wieder aufs neue innerhalb eines Prozesses (re-)produziert wird, in dessen Mittelpunkt die fixierende und normalisierende Verortung von Objekten und Identitäten steht. Dieser Prozeß, der im Anschluß an Pierre Bourdieu (1997: 93) als die *heimliche Umkehr von Ursache und Wirkung* bezeichnet werden kann, ist weder auf die Wissenschaften im allgemeinen noch auf die disziplinar-disziplinierende Geographie im besonderen beschränkt (vgl. Gregory 1994). Er läuft jeden Tag, jede Sekunde vom Klassenzimmer bis zum Kanzleramt auf unzähligen gesellschaftlichen Ebenen ab. Die Ubiquität dieses Prozesses konnte im Rahmen der *dritten Etappe* am Beispiel des deutschen Blicks auf die Türkei nachvollzogen werden. Dabei zeigte sich, warum die deutsche Türkei-Politik seit 1989 nicht als richtungslos interpretiert werden sollte: Zwar bewegt sie sich zwischen rhetorischer Nähe, modernem Kreuzzug und okzidentaler Exklusion und ist damit durch eine Gleichzeitigkeit widersprüchlicher Strategien gekennzeichnet. Aber sie korrespondiert mit einer Verortungs-Praxis, die die Türkei – wie auch die in Deutschland lebenden Türkinnen und Türken – zwischen dem »Eigenen« und dem »Anderen« festschreibt und letztlich insofern als »fremd« und »anders« repräsentiert, als sie keinen Raum für kulturelle Entgrenzung bieten kann.

Der Prozeß des Welt-Ordners entlang den vermeintlich homogenen Kategorien des »Eigenen« und »Anderen« kann folglich nicht als Privileg der »traditionellen Geopolitik« aufgefaßt werden. Vielmehr ist *allen* geopolitischen Strategien, seien sie nun »traditionell geopolitischer«, politisch-geographischer, politikwissenschaftlicher, praktisch-politischer oder populär-medialer Art, gemeinsam, daß sie komplexe lokale Realitäten auf überschaubare geopolitische Abstraktionen reduzieren. Zwar kann vor diesem Hintergrund festgehalten werden, daß es sich bei der traditionellen Demarkationslinie zwischen Politischer Geographie und Geopolitik in erster Linie um einen strategischen Trennungsstrich handelt. Aus dessen Dekonstruktion leitet sich aber kein Plädoyer für »Geopolitik« ab. Was sich aus dessen Dekonstruktion hingegen ableitet, ist ein Plädoyer für eine auf Differenz be-

ruhende politische Geographie, die darauf aufmerksam macht, daß jegliches (Welt-)Ordnen letztlich mit einer auf je anderen Ausschlüssen beruhenden imaginativen Geographie korreliert – mit einer imaginativen Geographie, deren Evidenz es zu dekonstruieren gilt.

Diese politische Geographie wendet sich nicht nur gegen das in vermeintlich homogene Kulturräume zerfallene Welt-Bild der verschiedenen geopolitischen Strategien. Sie wendet sich gleichermaßen gegen das Bild des grenzenlosen Ausgleichs, das im Zusammenhang mit der Globalisierungsdebatte (re-)produziert wird. Zwar vermag die Rede von der Globalisierung auf einen ersten Blick den Anschein zu erwecken, als bewirke »Globalisierung« eine Dislozierung, eine *Entortung* diskursiv fixierter Identitäten. Aber im Verlauf der *vierten Etappe* konnte die Rede von der Globalisierung als die *Rede* von der Globalisierung entlarvt werden, innerhalb derer zwei grundlegende Diskurse des modernen Denkens – die liberale Universalität im Sinne des Naturrechts und der ethnische Partikularismus im Sinne des historischen Rechts – in ein nicht aufzulösendes Streitgespräch verwickelt sind, das letztlich keiner Person erlaubt, sich ihrer kulturellen Zugehörigkeit zu entledigen.

Dies bedeutet nicht nur, daß die Möglichkeit »ethnischer Konflikte« auch innerhalb der Rede von der Globalisierung immer schon angelegt ist, sondern auch, daß das meist negativ konnotierte Phänomen des *Nationalismus* als einer besonderen Form der kulturellen Identifikation nicht so trennscharf vom meist positiv konnotierten Phänomen des *Nationalbewußtseins* abzugrenzen ist, wie dies insbesondere in den tagespolitischen Diskussionen rund um die »Fremden«- bzw. »Ausländer«-Feindlichkeit immer wieder getan wird. So politisch bequem diese graduelle Unterscheidung also erscheinen mag: sie »ist theoretisch vergleichsweise beliebig und kann deshalb nicht als definitorische Differenz benutzt werden«, wie Nassehi (1990: 264, Fußnote 4) im Anschluß an Hans Mommsen (1986) betont. Diese Überlegung wird übrigens von dem potentiellen Einwand, demzufolge es nicht *den* Nationalismus, sondern historisch unterschiedliche Formen des Nationalismus gebe, eher unterstrichen als in Frage gestellt.

Damit sei nicht behauptet, die Gründe für die Katastrophen der Moderne – von denen des Kolonialismus, denen des Nationalismus und des Faschismus bis hin zu den ebenso aktuellen wie alltäglichen Formen der »Fremden«- bzw. »Ausländer«-Feindlichkeit – würden

hier ausschließlich im Paradox des humanistischen Universalismus bzw. in der kontinuierlichen (Re-)Produktion (national-)kultureller Demarkationslinien gesehen. Im Gegenteil sei an dieser Stelle noch einmal dem Soziologen Nassehi zugestimmt, der festhält, daß die Entstehungsbedingungen für die Katastrophen des Nationalismus und des Faschismus – hier sei hinzugefügt: auch des Kolonialismus – »sicher nicht allein in der Entstehung nationaler/ethnischer Identifikationsmuster [liegen]« (Nassehi 1990: 270, Fußnote 9). Vielmehr bekomme in diesem Kontext Max Horkheimers »berühmtes Diktum, wer über den Kapitalismus nicht reden wolle, müsse über den Faschismus schweigen, nachträglich Recht« (ebd.) – was nicht bedeute, den *Nationalismus* auf eine aus der Eigenlogik der *kapitalistischen Gesellschaft* resultierende Größe zu reduzieren.

Diese Argumentation weist zwei Verbindungen zu den Inhalten der *ersten Etappe* dieser Reise auf. Dort wurden die (erkenntnis-)theoretischen Grundlagen für alle weiteren Interventionen insofern gelegt, als das Phantasma objektiver Erkenntnis durch den welt-ordnenden *Jedermann* ebenso dekonstruiert wurde wie dasjenige des selbst-identischen *Jemand* (Waldenfels 1990). Allerdings ergeben sich die Verbindungen weniger aus diesen »hauptsächlichen« Terrains der Verstörung. Die erste resultiert vielmehr aus dem besonderen Verhältnis von *Kulturalismus* einerseits und *Ökonomismus* andererseits, das im Rahmen der ersten Etappe skizziert wurde. Die Verhandlung des Horkheimer-Diktums durch Nassehi erinnert nämlich daran, daß das Ziel eines ANDEREN Denkens nicht darin bestehen kann, eine endgültige Rangordnung unter diesen Polen aufstellen, ihr spannungsvolles Verhältnis fixieren oder auf den Punkt bringen zu wollen. Das Ziel besteht im Gegenteil darin, die Spannung zwischen diesen Polen aufrechtzuerhalten und ihr Verhältnis immer wieder neu zu verhandeln – und zwar insofern, als die Felder diskursiver Ausschlüsse weder durch eine kulturalistische noch durch eine ökonomistische Brille in ihrer Gesamtheit erfaßt werden können (vgl. auch McRobbie 1991).

So sei an dieser Stelle noch einmal unterstrichen, daß es innerhalb eines ANDEREN Denkens nicht darum gehen kann, diskursive Ausschlüsse, seien sie nun ökonomischer, geschlechtsspezifischer oder eben »kultureller« Art, in die Klammer eines ontologischen Kulturbegriffs zu ziehen. Entsprechend sperrt sich der ANDERE Kulturbegriff nicht nur gegen eine Fixierung auf das eifersüchtige »Andere« von Na-

tur, wie sie gemeinhin aus einem objektivistischen, naturwissenschaftlichen Blick auf die »Ei(ge)ne Welt« resultiert. Er sperrt sich auch gegen eine Fixierung auf das eifersüchtige »Andere« von Ökonomie und Gesellschaft, wie sie vielfach dort vorgenommen wird, wo durch eine objektivistische Brille auf die »Ei(ge)ne Welt der Sozialwissenschaften« geschaut wird. Das Kulturelle im Sinne der *traveling theory* entzieht sich jeder Festlegung auf einen Gegenstand innerhalb eines objektivistischen Forschungsprogramms; es fungiert als Feld »einer ungleichmäßigen und unvollständigen Produktion von Sinn und Wert, die häufig aus unvereinbaren Forderungen und Praktiken besteht« (Bhabha 1996: 345-346) und aus dem *realen* Kampf um »soziales Überleben« (Bhabha 1994: 172; Übersetzung JL) resultiert.

In der Betonung der *Realität des Diskursiven* liegt die zweite (und vielleicht wichtigere) Verbindung zwischen der ersten Etappe einerseits und der Verhandlung des Horkheimer-Diktums durch Nassehi andererseits – können doch beide als Plädoyers gelesen werden, den *Kampf um Repräsentation* nicht als eine harmlose semantische Kabbelelei zu konzeptualisieren. Daraus folgt, daß in diesem Resümee nicht nur auf das Feld der *dekonstruktiven Verunsicherungen*, sondern auch auf dasjenige der *Rekonstruktionen* eingegangen werden muß – auch wenn eine Trennung von dekonstruktiven und rekonstruktiven Elementen lediglich in analytischer Hinsicht möglich ist. Auch wenn also die Bewegung der Rekonstruktion »eigentlich« nicht von derjenigen der Dekonstruktion getrennt werden kann, soll im folgenden jener Bereich eines ANDEREN Denkens im Vordergrund stehen, in dessen Rahmen insofern taktische Schließungen oder »Erdungen« vorgenommen werden müssen, als der Essentialismus *theoretisch* zwar dekonstruiert sein mag, *politisch* aber noch lange nicht aus der Welt ist (vgl. Hall 1997c).

Da auch dieser zweite Teil der Zusammenfassung bei den Ergebnissen der *zweiten Etappe* beginnen soll, sei hier zunächst eine recht grundlegende Rekonstruktion genannt: die Rekonstruktion der geographischen Wirklichkeit als einer Wirklichkeit von Ausschlüssen. Sie kann insofern als grundlegend bezeichnet werden, als sie es ist, die ein ANDERES Denken dazu veranlaßt, dekonstruktiv-rekonstruktive Taktiken zu entwickeln – und zwar solche Taktiken, mittels derer es gelingen kann, jene Wahrheiten und Identitäten sichtbar zu machen, die vom modernen Welt-Ordnungsdanken ausgeschlossen und unsichtbar

gemacht wurden (und vielfach immer noch ausgeschlossen und unsichtbar sind). Eine solche Taktik wurde – unter der Überschrift einer ANDEREN Geopolitik – im Rahmen der *dritten Etappe* in Anlehnung an das Gedankengebäude der *critical geopolitics* entwickelt. Gemäß ihrem theoretisch-praktischen Programm ist diese ANDERE Geopolitik nicht nur bestrebt, die multipel binären Welt-Bilder der unterschiedlichen geopolitischen Strategien zu dekonstruieren, sondern macht sich auch auf die Suche nach ANDEREN und wenn möglich besseren Welt-Bildern. Dabei möchte sie ausschließlich als das ANDERE der Geopolitik gelten, nicht aber als »Geopolitik« an sich.

Die Eigenschaft, als ANDERES gelten zu wollen, teilt sie mit einem Begriff, der innerhalb der *vierten Etappe* de- und rekonstruiert wurde: dem Globalisierungsbegriff. Denn wie die ANDERE Geopolitik, so markiert auch der ANDERE Begriff von Globalisierung lediglich eine taktische Bewegung in einem Raum, den Michel de Certeau als den »Ort des Anderen« (Certeau 1988:89) bezeichnet hat. Folglich zielt der ANDERE Begriff von Globalisierung nicht nur darauf ab, die Globalisierungsdebatte, die er als *Rede* von der Globalisierung entlarvt, eines *falschen Universalismus* zu überführen. Er zielt immer auch darauf ab, solchen Wahrheiten und Identitäten zu ihrem Recht zu verhelfen, die im Rahmen des falschen Universalismus (ein- und gleichzeitig) *ausgeschlossen* wurden und vielfach immer noch (ein- und gleichzeitig) *ausgeschlossen* sind.

Damit erinnert er an eine ANDERE Verortungs-Praxis – eine Verortungs-Praxis, die sich immer wieder aufs neue *zwischen den jeweiligen Orten ihrer beiden ANDEREN* bewegt: im Zwischen-Raum des in ethnisch-territoriale Blöcke zerfallenen Welt-Bilds einerseits und des grenzenlosen, »sich im Fluß befindenden« Welt-Bilds andererseits. Zwar kann diese Praxis insofern nicht zu einer ANDEREN Geographie der Welt führen, als eine ANDERE Geographie der Welt in einem auf Differenz beruhenden Projekt schlicht nicht gezeichnet werden kann. Aber im Rahmen ihrer beharrlichen Bewegungen scheinen immer wieder ANDERE, vorläufige Bilder der Welt auf, die sich – einem Vexierbild ähnlich – allen Versuchen der Fixierung entziehen. Wenn diese Bilder zudem das Adjektiv »besser« für sich in Anspruch nehmen, dann verbindet sich damit nicht der Gedanke an ein absolutes und endgültiges »Besser«, wie es etwa mit der universalistischen Moral der Aufklärung verbunden ist. Zwar wendet sich eine ANDERE Verortungs-Praxis gegen

die Durchsetzung partikularistischer »Eigen«-Interessen auf Kosten der jeweiligen »Anderen«. Aber da sie gleichzeitig an den inklusiv-exklusiven, den falschen Charakter der universalistischen Interventionen im Sinne der *conditio humana* erinnert, macht sie *auch* darauf aufmerksam, daß der Traum einer universellen Moral als ausgeträumt zu bezeichnen ist (vgl. Podak 2000). Und nicht zuletzt strebt sie danach, jenen Wahrheiten und Identitäten zu ihrem Recht zu verhelfen, die gleichsam unter der Hand immer wieder aufs neue ausgeschlossen werden – wobei sie allerdings nicht umhin kommt, immer wieder auch den vorläufigen, hybriden Charakter der von ihr verhandelten (und »eigentlich« *aller*) Wahrheiten und Identitäten zu betonen.

Abschließend sei diejenige Rekonstruktion genannt, die im Rahmen der *ersten Etappe* vollzogen oder, besser gesagt, eingeleitet wurde. Angesprochen ist hier die Rekonstruktion eines ANDEREN Denkens als das ANDERE des westlichen Einheitsdenkens und damit die wohl grundlegendste der ganzen Reise. Wie eine ANDERE Verortungs-Praxis, so zielt auch ein ANDERES Denken darauf ab, sich *zwischen* Identität und Differenz zu bewegen, ohne die Unvereinbarkeit dieser beiden Pole aufzuheben. Mit anderen Worten: So wichtig es auf dem Terrain der Verstörungen ist, den Pol der Identität nicht zu vergessen, so wichtig ist es auf dem Terrain der Rekonstruktionen, den Pol der Differenz nicht aus den Augen zu verlieren. Denn würde die Differenz aus den Augen verloren, dann täte ein ANDERES Denken letztlich nichts anderes als das, was es dem modernen Denken zum Vorwurf macht: Es würde sich auf die verzweifelte Suche nach der *Einheit von Einheit und Vielheit* begeben; es würde die »Sehnsucht nach dem Ganzen und dem Einen« (Lyotard 1990: 48) (re-)produzieren und damit unweigerlich den modernen *Kampf gegen das Unbestimmte* (Bauman 1998: 31) führen. Es würde Wahrheiten bezeichnen und Identitäten fixieren. Es würde die Welt von einem freischwebenden Aussichtspunkt aus ordnen, ohne zu bedenken, daß es einen solchen Aussichtspunkt schon allein deshalb nicht geben kann, weil es die Welt als solche nicht gibt. Das Fazit dieser Reise kann folglich nur in der Aufforderung bestehen, den Blick von »Nirgendwo«, sei es ein »anderer« oder sei es der »eigene«, zu verunsichern und sich auf diese Weise weniger auf die Beobachtung des jeweiligen Gegenstands als auf die Art und Weise zu konzentrieren, in der dieser Gegenstand (re-)produziert wird.

Ausblick: Ein »Nach-der-Reise« gibt es (nicht) ...

Im Anschluß an das Fazit klären sich die eingangs gestellten Fragen. Denn wenn das Fazit in der Aufforderung besteht, den geographischen Blick zu verunsichern, dann bedeutet diese Reise – verglichen mit traditionellen Reisen – gleichzeitig ein Weniger und ein Mehr an Erfolg. Sie bedeutet ein *Weniger an Erfolg*, weil sich nach dieser Reise keine gesicherten Standpunkte mehr bezeichnen lassen und das Ziel einer ANDEREN Geographie der Welt nicht erreicht werden konnte; sie bedeutet ein *Mehr an Erfolg*, weil sich nach dieser Reise keine gesicherten Standpunkte mehr bezeichnen lassen und das Ziel einer ANDEREN Geographie der Welt nicht erreicht werden konnte. Diese (vermeintlichen) Paradoxien können als symptomatisch für das auf dieser Reise entwickelte, skizzierte und ansatzweise vielleicht auch angewandte Denken gelten. Denn in ihnen wird noch einmal deutlich, daß diese Reise nicht auf ein meßbares Mehr oder Weniger an objektivem Wissen abzielte, das den Weg zu einer ANDEREN Geographie der Welt weisen könnte. Diese Reise zielte auf ein ANDERES Denken ab, das letztlich mehr Fragen stellt, als es Antworten gibt.

Wenn sich aber nach dieser Reise keine gesicherten Standpunkte mehr bezeichnen lassen und wenn das Fazit lautet, den geographischen Blick zu verunsichern, dann wird auch deutlich, was es mit dem »Nach-der-Reise« auf sich hat. Denn dann wird deutlich, daß es dieses »Nach-der-Reise«, so paradox dies klingen mag, gibt und gleichzeitig nicht gibt. In diesem Doppel zeigt sich einmal mehr der »Übergang von einer linearen Konzeption zu einem ANDEREN Verständnis von Zeit (...) – zu einem Verständnis von Zeit, das deren paradoxen Charakter stärker berücksichtigt und in den Vordergrund spielt« (Bronfen u. Marius 1997: 9). Auch wenn die Reise also formal abgeschlossen wurde und daher in chronologischem Sinn als »der Vergangenheit angehörig« bezeichnet werden kann, so bedeutet dies nicht, daß die Reise tatsächlich beendet wäre. Sie stellt ein immer wieder ANDERES Projekt dar, das nicht wirklich beendet, sondern lediglich taktisch abgeschlossen werden kann und dessen Ziel darin besteht, dem Denken der »Ei(ge)nen Welt« ein *Denken zwischen vielen Welten* entgegenzusetzen.

Damit erklärt sich auch, warum sich im Anschluß an diese Reise keine Trauer darüber einstellen mag, daß sie vorüber ist: Diese Trauer

erübrigt sich schlicht. Und was sich ebenfalls erübrigt, ist die Freude, wieder zu Hause zu sein. Denn es gibt schlicht kein Zuhause, keinen »heimlichen« und sicheren Ort (mehr), zu dem zurückgekehrt werden könnte, zumindest nicht im »eentlichen«, im essentialistischen Sinne (vgl. Bhabha 1997b). Was bleibt, ist »Unheimliches« – wobei der Begriff des Unheimlichen weder mit romantischen Vorstellungen einer horizonterweiternden »Selbst«-Findung noch mit nostalgischen Gedanken an eine »sichere Heimat« aufgeladen werden sollte. Sowenig nämlich, wie Edward Said (1997) schreibt, die schlichte Existenz postkolonialer Migrantinnen und Migranten ein Programm oder eine Vision darstellt, sowenig sollte auch die schlichte »Nicht-Existenz« eines gesicherten Heims (oder einer Heimat) als romantisches Programm oder als bedrohliche Vision verstanden werden. Um eine Feststellung von Elisabeth Bronfen und Benjamin Marius (1997) wieder aufzunehmen: Es geht nicht darum, ob WIR Heimatlosigkeit für erstrebenswert halten oder nicht – und zwar schon allein deshalb nicht, weil auch der größte Aufwand schlicht nicht ausreicht, ein Heim zu schaffen, wo kein Heim existieren kann (vgl. Vidler 1993). Es geht allein darum, wie WIR mit Heimatlosigkeit umgehen. Insofern sollte der Topos des Unheimlichen (und auch dies teilt er mit der Bedingung der kulturellen Hybridität) lediglich als ein geeigneter Ansatzpunkt gelesen werden, an dem die wirkliche Arbeit, die harte Arbeit, beginnen könnte.

Die taktische Schließung »Nach-der-Reise« bedeutet demnach nichts anderes, als die beiden theoretisch-praktischen Ansatzpunkte – die schlichte »Nicht-Existenz« einer essentialistischen Heimat im Sinne der Transterritorialität einerseits und die schlichte Existenz kultureller Hybridität im Sinne der Transkulturalität andererseits – ernst zu nehmen und die harte, die wirkliche Arbeit des »Lokal denken, global handeln!« anzugehen: diejenige Arbeit, die in der permanenten Verunsicherung auch des »eigenen« Blicks besteht. Und vielleicht besteht die größte Schwierigkeit tatsächlich darin, die theoretisch-praktischen Verunsicherungen nicht allein auf den geographischen Blick ANDERER, sondern auch auf den »eigenen« Blick anzuwenden. Dies impliziert nämlich, jeden »Gestus des Besserwissens« (Nassehi 1999: 360) zu vermeiden. Doch es ist nicht allein der »Gestus des Besserwissens«, der quer zu den Ansprüchen eines ANDEREN Denkens liegt. Auch der Gestus, im »eigenen« Arbeiten etwas »Neues«, noch nie Dagesenes zu sehen, steht im Widerspruch zu den theoretisch-prakti-

schen Inhalten eines ANDEREN Denkens. So sei noch einmal betont, daß »das veraltete und überholte Denken der Moderne« ebensowenig existieren kann wie »das neue Denken der Postmoderne« – unterstellt diese Einteilung doch jenes chronologische Schema des »Davor« und »Danach«, dessen Semantik es, wie Waldenfels (1990) festhält, gerade zu befragen gilt, und kann doch das gemeinhin als »modern« bezeichnete Denken nicht vollends auf die Bewegung des *ad unum vertere* reduziert werden.

Auch wenn es also »eigentlich« auf der Hand liegt, warum die harte Arbeit des »Nach-der-Reise« weder mit der Überzeugung, »besser« zu wissen, noch mit der Überzeugung, »Neues« zu wissen, verrichtet werden sollte, so wurde die Empfehlung, beides zu vermeiden, nicht von ungefähr ausgesprochen. Denn schon ein flüchtiger Blick auf die jüngere sozialwissenschaftliche Literatur macht deutlich, daß die Differenz, wenn nicht zur Göttin, so doch zumindest zur (vermeintlich »neuen« und »besseren«) Modeberaterin des wissenschaftlichen Zeitgeists erhoben worden ist. Dabei ist es nicht allein die Etikettierung des Differenzdenkens als grundsätzlich »neu« oder »besser«, die problematisch wirkt. Vielmehr bewirkt seine Inkorporierung in den Wissenschaftsbetrieb auch eine Harmonisierung und Vereinheitlichung von Differenz – von Differenz im allgemeinen und insbesondere auch der radikalen theoretisch-praktischen Projekte, die im »Stammbuch« eines ANDEREN Denkens eingeschrieben sind:

»Wie gewöhnlich bläht sich die Semantik einer Formel, wenn sie in aller Munde ist, gewaltig auf und saugt sich voll mit den Bedeutungswünschen, Harmonisierungs- und Selbstlegitimierungsbemühungen der Zitierer. Eine solche semantische Entankerung endet tendenziell bei einer Leerformel« (Hard 1998: 250-251).

Und so kann man sich denn auch des Eindrucks nicht erwehren, die Namen Michel Foucaults, Pierre Bourdieus oder Donna Haraways seien auf Schlagworte reduziert, die weniger für eine praktische Beteiligung an konkreten politischen Auseinandersetzungen als vielmehr für pawlowsche Vokabeln im karriere- und disziplinpolitischen Kampf eines weichgespülten sozialwissenschaftlichen »Mainstreams der Minoritäten« stehen.

Aber muß an dieser Stelle nicht insofern innegehalten werden, als

weiter oben festgehalten wurde, daß die größte Schwierigkeit der harten, der »eigentlichen« Arbeit des »Nach-der-Reise« vielleicht darin besteht, die theoretisch-praktischen Verunsicherungen auf den »eigenen« Blick, auf das »eigene« Arbeiten anzuwenden? Dieser Anspruch soll nun ernst genommen werden – was nichts anderes bedeutet, als einräumen zu müssen, daß auch das »eigene« Arbeiten zu der von Hard (ebd.) beschriebenen »semantischen Entankerung« beiträgt. Im Klartext: Auch wenn auf der Reise zu einer ANDEREN Geographie der Welt versucht wurde, die dissidenten Potentiale eines ANDEREN Denkens zu unterstreichen, so beförderte doch auch diese Reise unweigerlich denjenigen Prozeß, den Lawrence Grossberg (1997), in bezug auf die *cultural studies*, als »Cross Road Blues« bezeichnet hat und an dessen Ende »Differenz« nur noch die Position einer Leerformel markieren wird. Auch die Suche nach einer ANDEREN Geographie der Welt muß sich den Vorwurf gefallen lassen, zur Harmonisierung und Befriedung von Differenz beizutragen – auch wenn (und vielleicht sogar gerade weil) sie doch »eigentlich« bestrebt ist, Harmonisierung und Befriedung zu verstören.

In diesem Kontext ist auch der wohl schwerwiegendste Vorwurf zu sehen, der gegen ein Denken im Zwischen-Raum geltend gemacht wird. Dabei handelt es sich um den Vorwurf, daß auch ein ANDERES Denken letztlich nicht über das vereinheitlichende und identifizierende Denken der westlichen Moderne hinauskommen könne, in dessen Mittelpunkt das westliche, männliche und besitzende Subjekt steht. Auch dieser Vorwurf wird insbesondere von solchen Vertreterinnen und Vertretern formuliert, die einem ANDEREN Denken nicht nur wohlwollend gegenüberstehen, sondern ihre theoretisch-praktische Arbeit als Teil ANDERER Projekte betrachten – sei es nun mit eher postkolonialem oder mit eher (post-)feministischem Schwerpunkt. So schreibt etwa Vivek Dhareshwar: »Poststructuralist theory seemed to promise a language to demarcate and deconstruct the hegemonic discourse of the West; and yet it has been unable to conceive of alterity as anything other than its own reflection« (Dhareshwar 1990: 240). Dieser Vorwurf stellt wohl tatsächlich den »größten anzunehmenden Vorwurf« dar, denn er stellt und beantwortet zugleich die Frage, ob nicht auch die *traveling theory*, die immer wieder ANDERE Theorie, letztlich »immer noch die ›Psyche‹ des Westens repräsentiert, den Spiegel, in dem das Subjekt des Westens sich festhält, selbst wenn es dies

nur tut, um sein eigenes Verschwinden zu beklagen« (ebd.; Übersetzung JL).

Wenn dieser Vorwurf ebensowenig von der Hand zu weisen ist wie derjenige der Harmonisierung von Differenz, dann stellt sich die Frage nach seinen Konsequenzen in bezug auf die Sinnhaftigkeit eines ANDEREN Denkens im allgemeinen und des »Nach-der-Reise« im besonderen. Denn wenn ein ANDERES Denken insofern letztlich zum Scheitern verurteilt ist, als es trotz aller Bemühungen nichts anderes zu (re-)produzieren vermag als das, was es »eigentlich« zu überwinden gehofft hatte – dann muß das Projekt des »Nach-der-Reise« in Frage gestellt werden. Denn dann stellt sich die Frage, warum die wirkliche, die harte Arbeit des »Lokal denken, global handeln!« überhaupt angegangen werden sollte.

Aber lassen die genannten Vorwürfe gegen ein ANDERES Denken tatsächlich keine andere Wahl als die schlechte Wahl der Resignation? Eine Antwort auf diese Frage soll in den Arbeiten einer Theoretikerin gesucht werden, deren Arbeiten sowohl als postkolonial als auch als (post-)feministisch gelten können: in den Arbeiten Gayatri Chakravorty Spivaks. Freilich kann es nicht darum gehen, die Interventionen dieser Autorin auf den Punkt zu bringen – können doch fixierende Zuschreibungen dieser Art schon allein deshalb nicht vorgenommen werden, weil, wie Foucault (1981: 36) schreibt, einzelne Bücher lediglich *Knoten in einem Netz* markieren und ihre *Grenzen nie sauber und streng geschnitten* sind. Zudem erscheint es – praktisch gesprochen – unmöglich, die differenten Argumente Spivaks auf einen Nenner zu bringen. Dennoch kann vielleicht folgendes festgehalten werden: Obwohl (oder gerade weil) es in ihren Augen kein »Außerhalb« des kolonialen, westlichen und männlichen Diskurses geben kann; obwohl (oder gerade weil) das marginalisierte Subjekt in ihren Augen nicht sprechen kann – »the subaltern cannot speak« (Spivak 1994: 104) –, so hält sie doch an einem ANDEREN Denken fest. Denn ihr dekonstruktivistischer Standpunkt besteht in der »eigentlich unmöglichen Verweigerung gegenüber einer Struktur, die man angreift und zugleich verinnerlicht hat« (Spivak 1993: 60, zit. in Grimm 1997: 52).

Der letzte Satz zeigt, warum die skizzierten Vorwürfe schließlich doch eine andere Wahl als die schlechte Wahl der Resignation lassen. Denn er verweist auf ein unauflösliches Dilemma: ein Dilemma, das darin besteht, immer wieder aufs neue Vielheiten zu produzieren und

die Grenzen sprachlicher Bezeichnungen überschreiten zu wollen – und doch immer schon zu wissen, daß Vielheiten nicht produziert und die Grenzen sprachlicher Bezeichnungen nicht überschritten werden können. Damit beschreibt er ein Dilemma, das bereits in der Einleitung problematisiert wurde und das als grundlegend für ein ANDERES Denkens gelten kann: Die Sprache gestattet es nicht, *über den Begriff hinauszugelangen* (Adorno ³1982: 27), und jeder Satz schließt mit einem Punkt, der das »Immer-auch-anders-sein-Können« der Bedeutungen radikal reduziert.

Wenn dieses Dilemma aber schon *vor* der Reise bestand und die Reise trotzdem unternommen wurde, dann sollte es auch *nach* dieser Reise nicht dazu führen, entmutigt die Hände in den Schoß zu legen. Mit anderen Worten: Auch wenn (oder gerade weil) die Vorwürfe ernst genommen werden müssen; auch wenn (oder gerade weil) es auf der Reise nicht gelingen konnte, *über den Begriff hinauszugelangen*; auch wenn (oder gerade weil) die Suche nach einer ANDEREN Geographie der Welt letztlich erfolglos blieb, so besteht kein Anlaß zur Resignation. Im Gegenteil – hat sich doch im Verlauf der Reise gezeigt, daß es gar nicht im Sinne eines ANDEREN Denkens sein kann, über den Begriff hinauszugelangen bzw. eine ANDERE Geographie der Welt skizzieren zu wollen. Denn dies würde letztlich bedeuten, die erhabene Perspektive der freischwebenden Beobachterin bzw. des freischwebenden Beobachters für sich zu reklamieren und damit letztlich die Perspektive Gottes, dem *allein das Privileg zusteht, eine Perspektive des Nirgendwo einzunehmen, und der deshalb ohne Perspektive auskommt* (Nassehi 1999: 354). Und aus diesem Grund bleibt auch *nach* der Reise nichts weiter als die Einladung an alle Mitreisenden, sich trotz – oder gerade wegen – der widrigen Umstände in einem ANDEREN Denken zu üben und die wirkliche, die harte Arbeit des »Lokal denken, global handeln!« anzugehen.

DANKSAGUNG

Dieses Buch entstand auf der Grundlage meiner Dissertation »Vom Mittelpunkt der Erde zu einer ANDEREN Geographie der Welt. Eine postkoloniale Reise«. Ein großes Dankeschön gilt deren Betreuern, den Professoren Hans Böhm (Universität Bonn) und Klaus Kost (Universität Bochum). Ebenso möchte ich mich bei meinem Vater Gerhart Lossau sowie – stellvertretend für die Graduiertenförderung Nordrhein-Westfalen, die mir ein Stipendium gewährte – bei Frau Merz und Herrn Klick bedanken. Gerne danke ich auch Roswitha Gost und Karin Werner vom transcript Verlag, die die Veröffentlichung mit Rat und Tat gefördert haben. Romeo Bertolini, Salim Deeb, Michael Flitner, Glenn Jäger, Brigitte Konradt, Thomas Kunz, Roland Lippuner, Christian Mohr, Tilmann Müller, Christoph Ramm, Markus Rieger, Anemone Schneider, Ute Wardenga, Volker Winkelhake, Esther Winkelmann, Johannes Wirths, Günter Wolkersdorfer und Gülsüm Yilmaz danke ich schließlich herzlich für ihre Anregungen, für ihre Kritik und/oder für ihre praktische Unterstützung.

Glasgow, im Dezember 2001

Julia Lossau

LITERATUR

- Adanir, Fikret (1995): Geschichte der Republik Türkei. = Meyers Forum 32. Mannheim/Leipzig/Zürich/Wien.
- Adorno, Theodor W. (1967): Zum Klassizismus von Goethes Iphigenie. In: ders.: Noten zur Literatur. Hg. von Rolf Tiedemann. Frankfurt a. Main: 495-514.
- Adorno, Theodor W. (³1982): Negative Dialektik. Frankfurt a. Main.
- Agnew, John (1994): The territorial trap: the geographical assumptions of international relations theory. In: Review of International Political Economy 1: 53-80.
- Agnew, John (1995): The hidden geographies of social science and the myth of the »geographical turn«. Guest editorial. In: Environment and Planning D: Society and Space 13: 379-380.
- Albrow, Martin (1999): Die Weltgesellschaft. »Willkommen im globalen Zeitalter«. In: Pongs, Armin (Hg.): In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? Gesellschaftskonzepte im Vergleich. Bd. 1. München: 27-45.
- Althusser, Louis (1968): Marxismus und Humanismus. In: ders.: Für Marx. Frankfurt a. Main: 168-202.
- Anderson, Benedict (1992): The new world disorder. In: New Left Review 193: 3-13.
- Anderson, Benedict (²1993): Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt a. Main.
- Archer, Margaret S. (1991): Sociology for one world. Unity and diversity. In: International Sociology 6: 131-147.
- Bachelard, Gaston (1960): Poetik des Raumes. München.
- Bachelard, Gaston (⁸1963): Le nouvel esprit scientifique. Paris.
- Bachelard, Gaston (⁴1965): La formation de l'esprit scientifique. Paris.
- Baecker, Dirk (2000): Gesellschaft als Kultur. In: ders.: Wozu Kultur? Berlin: 45-57.

- Bahadir, Şefik A. (1997): Die Zollunion der Türkei mit der Europäischen Union – ein Schritt auf dem Weg zur Vollmitgliedschaft? In: *Aus Politik und Zeitgeschichte B 11/97*: 33-40.
- Baringhorst, Sigrid (1998): Politik als Kampagne. Zur medialen Erzeugung von Solidarität. Opladen.
- Bartels, Dietrich (1970): Einleitung. In: ders. (Hg.): *Wirtschafts- und Sozialgeographie. = Neue wissenschaftliche Bibliothek 35*. Köln/Berlin: 13-48.
- Bartels, Dietrich u. Hard, Gerhard (²1975): *Lotsenbuch für das Studium der Geographie*. Kiel/Bonn.
- Barthes, Roland (1964): *Mythen des Alltags*. Frankfurt a. Main.
- Bauman, Zygmunt (1995): *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*. Hamburg.
- Bauman, Zygmunt (1998): *Moderne und Ambivalenz*. In: Bielefeld, Uli (Hg.): *Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der Alten Welt?* Hamburg: 23-49.
- Benjamin, Walter (1974): *Charles Baudelaire. Ein Lyriker im Zeitalter des Hochkapitalismus*. Frankfurt a. Main.
- Berg, Lawrence D. (1993): *Between modernism and postmodernism*. In: *Progress in Human Geography 17*: 490-407.
- Bergdoll, Udo (2000): In Lauerstellung. Die Nato tut sich schwer mit der EU-Sicherheitspolitik. In: *Süddeutsche Zeitung (14.12.2000)*.
- Berger, Peter u. Luckmann, Thomas (1969): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a. Main.
- Bhabha, Homi K. (1994): The postcolonial and the postmodern: the question of agency. In: ders.: *The location of culture*. London/New York: 171-197.
- Bhabha, Homi K. (1996): Postkoloniale Kritik. Vom Überleben der Kultur. In: *Das Argument 215*: 345-359.
- Bhabha, Homi K. (1997a): Die Frage der Identität. In: Bronfen, Elisabeth; Marius, Benjamin u. Steffen, Therese (Hg.): *Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte*. Tübingen: 97-122.
- Bhabha, Homi K. (1997b): Verortungen der Kultur. In: Bronfen, Elisabeth; Marius, Benjamin u. Steffen, Therese (Hg.): *Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte*. Tübingen: 123-148.

- Bitterli, Urs (1976): Die »Wilden« und die »Zivilisierten«. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung. München.
- Bloedner, Dominik (1999): Differenz, die einen Unterschied macht. Geschichtlicher Pfad und Abweg der Cultural Studies. In: Engelmann, Jan (Hg.): Die kleinen Unterschiede. Der Cultural Studies Reader. Frankfurt a. Main/New York: 64-79.
- Blotevogel, Hans H. (1999): Sozialgeographischer Paradigmenwechsel? Eine Kritik des Projekts der handlungszentrierten Sozialgeographie. In: Meusburger, Peter (Hg.): Handlungsorientierte Sozialgeographie. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion. = Erdkundliches Wissen 130. Stuttgart: 1-33.
- Böhm, Hans (2000): Annäherungen. Carl Troll (1899-1975) – Wissenschaftler in der NS-Zeit (unveröffentlichtes Manuskript).
- Boesler, Klaus-Achim (1969): Kulturlandschaftswandel durch raumwirksame Staatstätigkeit. = Abhandlungen des 1. Geographischen Instituts der Freien Universität Berlin 12: 9-27.
- Boesler, Klaus-Achim (1974): Gedanken zum Konzept der politischen Geographie. In: Die Erde 105: 7-33.
- Boesler, Klaus-Achim (1997): Neue Ansätze der Politischen Geographie und Geopolitik. In: Erdkunde 51: 309-317.
- Bourdieu, Pierre (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a. Main.
- Bourdieu, Pierre (1997): Männliche Herrschaft revisited. In: Feministische Studien 15: 88-99.
- Brill, Heinz (1994): Geopolitik heute – Deutschlands Chance? Frankfurt a. Main/Berlin.
- Brill, Heinz (1998): Die geopolitische Lage der Türkei im Wandel. Von der Südostflanke der NATO zur eurasischen Regionalmacht? In: Österreichische Militärzeitschrift 2/98: 113-120.
- Brogiate, Heinz P. (1998): »Wissen ist Macht – geographisches Wissen ist Weltmacht«. Die schulgeographischen Zeitschriften im deutschsprachigen Raum (1880-1945) unter besonderer Berücksichtigung des Geographischen Anzeigers. = Materialien zur Didaktik der Geographie 18. Trier.
- Bronfen, Elisabeth u. Marius, Benjamin (1997): Hybride Kulturen. Einleitung zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. In: Bronfen, Elisabeth; Marius, Benjamin u. Steffen, Therese (Hg.):

- Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. Tübingen: 1-29.
- Brzezinski, Zbigniew (1997): Die einzige Weltmacht. Amerikas Strategie der Vorherrschaft. Weinheim/Berlin.
- Butler, Judith (1993): Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der »Postmoderne«. In: Benhabib, Seyla u. a. (Hg.): Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt a. Main: 31-58.
- Certeau, Michel de (1988): Kunst des Handelns. Berlin.
- Comte, Auguste (1956): Rede über den Geist des Positivismus. Hg. von Iring Fetscher. Hamburg.
- Crush, Jonathan (1994): Post-colonialism, de-colonization, and geography. In: Godlewska, Anne u. Smith, Neil (Hg.): Geography and empire. Oxford: 333-350.
- Curry, Michael R. (1991): Postmodernism, language, and the strains of modernism. In: Annals of the Association of American Geographers 81: 210-228.
- Dalby, Simon (1988): Geopolitical discourse: the Soviet Union as other. In: Alternatives 13: 415-442.
- Dalby, Simon (1990): American security discourse: the persistence of geopolitics. In: Political Geography Quarterly 9: 171-188.
- Dalby, Simon (1991): Critical geopolitics: discourse, difference, and dissent. In: Environment and Planning D: Society and Space 9: 261-283.
- Dath, Dietmar (2000): Die große Leere. In: Jungle World (24.5.2000).
- Deleuze, Gilles (1992): Differenz und Wiederholung. München.
- Deleuze, Gilles u. Guattari, Félix (1977): Rhizom. Berlin.
- Demangeon, Albert (1932): Géographie politique. In: Annales de Géographie 41: 22-31.
- Derrida, Jacques (1988): Fines hominis. In: ders.: Randgänge der Philosophie. Hg. von Peter Engelmann. Wien: 119-141.
- Derrida, Jacques (1990a): Die différance. In: Engelmann, Peter (Hg.): Postmoderne und Dekonstruktion. Texte französischer Philosophen der Gegenwart. Stuttgart: 76-113.
- Derrida, Jacques (1990b): Semiologie und Grammatologie. Gespräch mit Julia Kristeva. In: Engelmann, Peter (Hg.): Postmoderne und Dekonstruktion. Texte französischer Philosophen der Gegenwart. Stuttgart: 140-164.

- Deutsche, Rosalyn (1991): Boys town. In: Environment and Planning D: Society and Space 9: 5-30.
- Deutscher Bundestag (1999): Plenarprotokoll 14/64. Stenographischer Bericht. 64. Sitzung. Berlin, Freitag, den 29. Oktober 1999. <http://www.bundestag.de/pp/9000509.htm>.
- Dhahreshwar, Vivek (1990): The predicament of theory. In: Kreiswirth, Martin u. Cheetham, Mark (Hg.): Theory between the disciplines: authority/vision/politics. Ann Arbor: 231-250.
- Diederichsen, Diederich (2000): Kritik? Konsequenzen! In: Jungle World (6.12.2000).
- Dodds, Klaus-John (1993): Geopolitics, experts and the making of foreign policy. In: Area 25: 70-74.
- Dodds, Klaus-John u. Sidaway, James D. (1994): Locating critical geopolitics. In: Environment and Planning D: Society and Space 12: 515-524.
- Dreyfus, Hubert L. u. Rabinow, Paul (1987): Vorwort. In: dies. (Hg.): Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Frankfurt a. Main: 11-13.
- Driver, Felix (1992): Geography's empire: histories of geographical knowledge. In: Environment and Planning D: Society and Space 10: 23-40.
- Dürr, Heiner (1986): Was könnte das sein: eine geographische Theorie? In: Köck, Helmuth (Hg.): Theoriegeleiteter Geographieunterricht. = Geographiedidaktische Forschungen 15. Gießen: 197-214.
- Duncan, James u. Ley, David (1993): Introduction: Representing the place of culture. In: dies. (Hg.): Place, culture, representation. London/New York: 1-21.
- Eagleton, Terry (1990): The ideology of the aesthetic. Oxford/Cambridge, Mass.
- Eagleton, Terry (³1994): Einführung in die Literaturtheorie. Stuttgart/Weimar.
- Ehlers, Eckart (1996): Kulturkreise – Kulturerdteile – *Clash of Civilizations*. Plädoyer für eine gegenwartsbezogene Kulturgeographie. In: Geographische Rundschau 48: 338-344.
- Engelmann, Jan (1999): Think different. Eine unmögliche Einleitung. In: ders. (Hg.): Die kleinen Unterschiede. Der Cultural Studies-Reader. Frankfurt a. Main/New York: 7-31.

- Engelmann, Peter (1990): Einführung: Postmoderne und Dekonstruktion. Zwei Stichwörter zur zeitgenössischen Philosophie. In: ders. (Hg.): Postmoderne und Dekonstruktion. Texte französischer Philosophen der Gegenwart. Stuttgart: 6-32.
- Engelmann, Peter (1991): Von der »Idee« zum »Signifikat«. Derridas Transformation der Metaphysikkritik Heideggers. In: Margreiter, Reinhard u. Leidlmaier, Karl (Hg.): Heidegger. Technik – Ethik – Politik. Würzburg: 67-75.
- EXPO 2000 Hannover GmbH (2000): Die Entdeckung einer neuen Welt. <http://www.expo2000.de/deutsch/themenpark/>.
- Fanon, Frantz (1981): Die Verdammten dieser Erde. Frankfurt a. Main.
- Finkielkraut, Alain (1989): Die Niederlage des Denkens. Reinbek b. Hamburg.
- Flax, Jane (1990): Thinking fragments: psychoanalysis, feminism, and postmodernism in the contemporary West. Los Angeles, CA/Oxford.
- Flitner, Michael (1998): Konstruierte Naturen und ihre Erforschung. In: Geographica Helvetica 54: 89-95.
- Flitner, Michael (1999): Im Bilderwald: Politische Ökologie und die Ordnungen des Blicks. In: Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie 43: 169-183.
- Foucault, Michel (1973): Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft. Frankfurt a. Main.
- Foucault, Michel (1974): Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt a. Main.
- Foucault, Michel (1977): Überwachen und Strafen. Frankfurt a. Main.
- Foucault, Michel (1978): Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin.
- Foucault, Michel (1980): Power/Knowledge. Selected interviews and other writings 1972-1977. Hg. von Colin Gordon. New York.
- Foucault, Michel (1981): Archäologie des Wissens. Frankfurt a. Main.
- Foucault, Michel (1991): Andere Räume. In: Wentz, Martin (Hg.): Stadt-Räume. Die Zukunft des Städtischen. = Frankfurter Beiträge 2. Frankfurt a. Main: 65-72.
- Freud, Sigmund (1963): Das Unheimliche. Aufsätze zur Literatur. Frankfurt a. Main.
- Fritz-Vannahme, Joachim (1994): Die Nation als Idee und Theater.

- Der französische Geograph Yves Lacoste zeigt, daß Geopolitik nicht notwendig reaktionär ist. In: DIE ZEIT (11.2.1994).
- Fukuyama, Francis (1995): Konfuzius und Marktwirtschaft. Der Konflikt der Kulturen. München.
- Gandhi, Leela (1998): Postcolonial theory. A critical introduction. New York.
- Gasteyger, Curt (1999): Grundzüge künftiger Weltpolitik. In: Internationale Politik 8/99: 1-8.
- Geertz, Clifford (1987): Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur. In: ders.: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt a. Main: 7-43.
- Giddens, Anthony (1984): Interpretative Soziologie. Eine kritische Einführung. Frankfurt a. Main/New York.
- Giddens, Anthony (1985): The nation-state and violence. Volume two of A contemporary critique of historical materialism. Cambridge.
- Giddens, Anthony (1995): Konsequenzen der Moderne. Frankfurt a. Main.
- Göttlich, Udo (1999): Unterschiede durch Verschieben. Zur Theoriepolitik der Cultural Studies. In: Engelmann, Jan (Hg.): Die kleinen Unterschiede. Der Cultural Studies-Reader. Frankfurt a. Main/New York: 49-63.
- Graham, Julie (1990): Theory and essentialism in Marxist geography. In: Antipode 22: 141-156.
- Gregory, Derek (1994): Geographical imaginations. Cambridge.
- Gregory, Derek (1995a): Between the book and the lamp: imaginative geographies of Egypt, 1849-50. In: Transactions of the Institute of British Geographers 20 (NS): 29-57.
- Gregory, Derek (1995b): Imaginative geographies. In: Progress in Human Geography 19: 447-485.
- Gregory, Derek (1998): Power, knowledge and geography. In: Gebhardt, Hans u. Meusburger, Peter (Hg.): Explorations in critical human geography. Hettner-Lecture 1997 with Derek Gregory. = Hettner-Lectures 1. Heidelberg: 9-40.
- Griem, Julika (1999): Bittere Pillen und Placebos. In: Engelmann, Jan (Hg.): Die kleinen Unterschiede. Der Cultural Studies-Reader. Frankfurt a. Main/New York: 244-255.
- Grimm, Sabine (1997): Postkoloniale Kritik. Edward Said, Gayatri C. Spivak, Homi K. Bhabha. In: Die Beute 14: 48-61.

- Grossberg, Lawrence (1997): Der Cross Road Blues der Cultural Studies. In: Hepp, Andreas u. Winter, Rainer (Hg.): Kultur, Medien, Macht. Cultural Studies und Medienanalyse. Opladen: 13-29.
- Habermas, Jürgen (²1989): Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen. Frankfurt a. Main.
- Hall, Stuart (1994): Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg.
- Hall, Stuart (1997a): Introduction. In: ders. (Hg.): Representation. Cultural representations and signifying practices. London/Thousand Oaks/New Delhi: 1-11.
- Hall, Stuart (1997b): The work of representation. In: ders. (Hg.): Representation. Cultural representations and signifying practices. London/Thousand Oaks/New Delhi: 13-74.
- Hall, Stuart (1997c): Wann war »der Postkolonialismus«? Denken an der Grenze. In: Bronfen, Elisabeth; Marius, Benjamin u. Steffen, Therese (Hg.): Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. Tübingen: 219-246.
- Hall, Stuart (1999): Ethnizität: Identität und Differenz. In: Engelmann, Jan (Hg.): Die kleinen Unterschiede. Der Cultural Studies-Reader. Frankfurt a. Main/New York: 83-98.
- Hansen, Klaus P. (1995): Kultur und Kulturwissenschaft. Eine Einführung. = UTB: Uni-Taschenbücher 1846. Tübingen/Basel.
- Haraway, Donna (1992): The promises of monsters. A regenerative politics for inappropriate/d others. In: Grossberg, Lawrence u.a. (Hg.): Cultural Studies. London/New York: 295-337.
- Haraway, Donna (1995): Ein Manifest für Cyborgs. In: dies. (Hg.): Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt a. Main/New York: 33-72.
- Hard, Gerhard (1973): Die Geographie. Eine wissenschaftstheoretische Einführung. Berlin/New York.
- Hard, Gerhard (1982): Landschaft als wissenschaftlicher Begriff und als gestaltete Umwelt des Menschen. = Biologie für den Menschen. Aufsätze und Reden der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft 31. Frankfurt a. Main: 113-146.
- Hard, Gerhard (1983): Zu Begriff und Geschichte der »Natur« in der Geographie des 19. und 20. Jahrhunderts. In: Großklaus, Götz u. Oldemeyer, Ernst (Hg.): Natur als Gegenwelt. Beiträge zur Kulturgeschichte der Natur. Karlsruhe: 141-167.

- Hard, Gerhard (1986): Der Raum – einmal systemtheoretisch gesehen. In: *Geographica Helvetica* 41: 77-83.
- Hard, Gerhard (1990): »Was ist Geographie?« Re-Analyse einer Frage und ihrer möglichen Antworten. In: *Geographische Zeitschrift* 78: 1-14.
- Hard, Gerhard (1998): Eine Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen. In: *Erdkunde* 52: 250-253.
- Hard, Gerhard (1999): Raumfragen. In: Meusburger, Peter (Hg.): *Handlungsorientierte Sozialgeographie. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion.* = *Erdkundliches Wissen* 130. Stuttgart: 133-162.
- Hartsock, Nancy (1987): Rethinking modernism: minority vs. majority theories. In: *Cultural Critique* 7: 187-206.
- Hartsock, Nancy (1990): Foucault on power: a theory for women? In: Nicholson, Linda J. (Hg.): *Feminism/Postmodernism.* New York: 157-175.
- Hasse, Jürgen (1989): Sozialgeographie an der Schwelle zur Postmoderne. Für eine ganzheitliche Sicht jenseits wissenschaftstheoretischer Fixierungen. In: *Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie* 33: 20-29.
- Henderson, William O. (1993): *The German colonial empire, 1884-1918.* London.
- Höller, Christian (1996): Terrains der Verstörung. Interview mit Stuart Hall. In: *Texte zur Kunst* 6, 24: 47-57.
- Hölz, Karl (1998): *Das Fremde, das Eigene, das Andere. Die Inszenierung kultureller und geschlechtlicher Identität in Lateinamerika.* Berlin.
- Hulme, Peter (1995): Including America. In: *Ariel* 26, 1: 117-123.
- Huntington, Samuel (1993): The clash of civilizations? In: *Foreign Affairs* 72, 3: 22-49.
- Huntington, Samuel (⁴1997): *Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert.* München/Wien.
- Jacobs, Andreas u. Masala, Carlo (1999): Vom Mare Nostrum zum Mare Securum. Sicherheitspolitische Entwicklungen im Mittelmeerraum und die Reaktionen von EU und NATO. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte B* 17/99: 29-37.
- Jameson, Fredric (1972): *The prison-house of language. A critical account of structuralism and Russian formalism.* Princeton.

- Jameson, Fredric (1983): The political unconscious. Narrative as a socially symbolic act. London.
- Johnston, Ronald J. (1983): Philosophy and human geography. An introduction to contemporary approaches. London.
- Jonas, Friedrich (1968): Geschichte der Soziologie. Bd. II. Sozialismus, Positivismus, Historismus. Mit Quellentexten. Reinbek b. Hamburg.
- Jünemann, Annette (1997): Die Euro-Mediterrane Partnerschaft vor der Zerreißprobe? Eine Bilanz der zweiten Mittelmeerkonferenz von Malta. In: Orient 38: 456-475.
- Jünemann, Annette (1999): Deutsche Mittelmeerpoltik im europäischen Rahmen. Defizite im Nahen Osten und in der Türkei. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B 17/99: 11-19.
- Keller, Rainer (1997): Diskursanalyse. In: Hitzler, Ronald u. Honer, Anne (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung. Opladen: 309-333.
- Klemperer, Viktor (1975): LTI (Lingua Tertii Imperii). Notizbuch eines Philologen. Leipzig.
- Klüter, Helmut (1986): Raum als Element sozialer Kommunikation. = Gießener Geographische Schriften 60. Gießen.
- Kneer, Georg (1996): Rationalisierung, Disziplinierung und Differenzierung. Zum Zusammenhang von Sozialtheorie und Zeitdiagnose bei Jürgen Habermas, Michel Foucault und Niklas Luhmann. Opladen.
- Kornelius, Stefan (1999): Europa nicht nur für Christen. CDU und CSU rücken von der Türkeiipolitik Helmut Kohls ab. In: Süddeutsche Zeitung (3.12.1999).
- Kost, Klaus (1988): Die Einflüsse der Geopolitik auf Forschung und Theorie der Politischen Geographie von ihren Anfängen bis 1945. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der Politischen Geographie und ihrer Terminologie unter besonderer Berücksichtigung von Militär- und Kolonialgeographie. = Bonner Geographische Abhandlungen 76. Bonn.
- Kost, Klaus (1997): Geopolitik und kein Ende. Thesen zur Gegenwart der Politischen Geographie in Deutschland. In: Graafen, Rainer u. Tietze, Wolf (Hg.): Raumwirksame Staatstätigkeit. Festschrift für Klaus-Achim Boesler zum 65. Geburtstag. = Colloquium Geographicum 23. Bonn: 133-152.

- Krämer, Gudrun (1995): Fremde Nachbarn: Der Nahe und der Mittlere Osten. In: Kaiser, Karl u. Maull, Hanns W. (Hg.): Deutschlands neue Außenpolitik. Bd. 2. München: 157-173.
- Kramer, Heinz (1996): Die Türkei im Schnittpunkt der Regionen und Kulturen. In: Geographische Rundschau 48: 590-594.
- Kristeva, Julia (1990): Fremde sind wir uns selbst. Frankfurt a. Main.
- Krugman, Paul (1998): Space: the final frontier. In: Journal of Economic Perspectives 12: 161-174.
- Krugman, Paul (2000): Der Zauberberg. Ausblick auf das Wirtschaftsforum in Davos. In: Süddeutsche Zeitung (27.1.2000).
- Kunz, Thomas (2000): Zwischen zwei Stühlen. Zur Karriere einer Metapher. In: Jäger, Siegfried u. Schobert, Alfred (Hg.): Weiter auf unsicherem Grund. Faschismus, Rechtsextremismus, Rassismus. Kontinuitäten und Brüche. Duisburg: 229-252.
- Lacan, Jacques (1973): Schriften I. Olten/Freiburg.
- Lacoste, Yves (³1985): La géographie, ça sert, d'abord, à faire la guerre. Paris.
- Lamers, Karl (1994): Variable Geometrie und fester Kern. Zur Debatte über das Europa-Papier der CDU/CSU-Bundestagsfraktion. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 12/94: 1464-1470.
- Latour, Bruno (1987): Science in action. How to follow scientists and engineers through society. Cambridge/Mass.
- Lerch, Wolfgang G. (1993): Die Türkei als regionale »Großmacht«. Hoffnungen und Illusionen einer weltpolitischen Umwälzung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B 38-39: 3-9.
- Lévi-Strauss, Claude (1968): Das wilde Denken. Frankfurt a. Main.
- Lossau, Julia (2000): Anders denken. Postkolonialismus, Geopolitik und Politische Geographie. In: Erdkunde 54: 157-168.
- Lossau, Julia (2001): *Anderes Denken* in der Politischen Geographie: Der Ansatz der Critical Geopolitics. In: Reuber, Paul u. Wolkersdorfer, Günter (Hg.): Politische Geographie. Handlungsorientierte Ansätze und Critical Geopolitics. = Heidelberger Geographische Arbeiten 112. Heidelberg: 57-75.
- Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a. Main.
- Luhmann, Niklas (1992): Kontingenz als Eigenwert der modernen Gesellschaft. In: ders.: Beobachtungen der Moderne. Opladen: 93-128.
- Luhmann, Niklas (1995a): Inklusion und Exklusion. In: ders.: Die So-

- ziologie und der Mensch. Soziologische Aufklärung. Bd. 6. Opladen: 237-264.
- Luhmann, Niklas (1995b): Kultur als historischer Begriff. In: ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Bd. 4. Frankfurt a. Main: 31-54.
- Luhmann, Niklas (1996): Die neuzeitlichen Wissenschaften und die Phänomenologie. = Wiener Vorlesungen im Rathaus 46. Wien.
- Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Erster Teilband. Frankfurt a. Main.
- Lyotard, Jean-François (1979): La condition postmoderne. Paris.
- Lyotard, Jean-François (1990): Beantwortung der Frage: Was ist postmodern? In: Engelmann, Peter (Hg.): Postmoderne und Dekonstruktion. Texte französischer Philosophen der Gegenwart. Stuttgart: 33-48.
- Mackinder, Halford (1904): The geographical pivot of history. In: *Geographical Journal* 23: 421-444.
- Marx, Karl (1960): Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. In: Marx Engels Werke. Bd. 8. Berlin: 111-207.
- Marx, Karl u. Engels, Friedrich (1974): Manifest der Kommunistischen Partei. In: Marx Engels Werke. Bd. 4. Berlin: 459-493.
- Massey, Doreen (1999): Imagining globalisation: power-geometries of time-space. In: Hoyler, Michael (Hg.): Power-geometries and the politics of space-time. Hettner-Lecture 1998 with Doreen Massey. = Hettner-Lectures 2. Heidelberg: 9-23.
- Maull, Otto (1956): Politische Geographie. Berlin.
- Mazower, Mark (2000): Der dunkle Kontinent. Europa im 20. Jahrhundert. Berlin.
- McLuhan, Marshall (1962): The Gutenberg galaxy: the making of typographic man. Toronto.
- McRobbie, Angela (1991): New times in cultural studies. In: *New Formations* 13: 1-17.
- Mead, George H. (1968): Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt a. Main.
- Mommsen, Hans (1986): Nation und Nationalismus in sozialgeschichtlicher Perspektive. In: Schieder, Wolfgang u. Sellin, Volker (Hg.): Sozialgeschichte in Deutschland. Entwicklungen und Perspektiven im Internationalen Zusammenhang. Bd. 2. Handlungsräume des Menschen in der Geschichte. Göttingen: 162-184.

- Moore, Wilbert E. (1966): Global sociology. The world as a singular system. In: *American Journal of Sociology* 71: 475-482.
- Muschg, Adolf (1996): Der Raum als Spiegel. In: Reichert, Dagmar (Hg.): *Räumliches Denken*. = *Zürcher Hochschulforum* 25. Zürich: 47-55.
- Narr, Wolf-Dieter (1998): Die behauptete Allgemeinheit. Menschenrechte in Geschichte und Gegenwart. In: *Informationszentrum Dritte Welt* 232: 21-23.
- Nassehi, Armin (1990): Zum Funktionswandel von Ethnizität im Prozeß gesellschaftlicher Modernisierung. Ein Beitrag zur Theorie funktionaler Differenzierung. In: *Soziale Welt* 41: 261-282.
- Nassehi, Armin (1995): Der Fremde als Vertrauter. Soziologische Beobachtungen zur Konstruktion von Identitäten und Differenzen. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 47: 443-463.
- Nassehi, Armin (1997): Das stahlharte Gehäuse der Zugehörigkeit. Unschärfen im Diskurs um die »multikulturelle Gesellschaft«. In: ders. (Hg.): *Nation, Ethnie, Minderheit*. Beiträge zur Aktualität ethnischer Konflikte. Köln/Weimar/Wien: 177-208.
- Nassehi, Armin (1998): Die »Welt«-Fremdheit der Globalisierungsdebatte. Ein phänomenolog. Versuch. In: *Soziale Welt* 49: 151-166.
- Nassehi, Armin (1999): Die Paradoxie der Sichtbarkeit. Für eine epistemologische Verunsicherung der (Kultur-)Soziologie. In: *Soziale Welt* 50: 349-362.
- Nietzsche, Friedrich (1970): Nachgelassene Fragmente. Herbst 1887 bis März 1888. In: ders.: *Werke*. Kritische Gesamtausgabe. Hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Abteilung 8. Bd. 2. Berlin.
- Nietzsche, Friedrich (²1988): Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne. In: ders.: *Sämtliche Werke*. Kritische Studienausgabe. Hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Bd. 1. Berlin: 873-890.
- Ó Tuathail, Gearóid (1987): Beyond empiricist political geography: a comment on van der Wusten and O'Loughlin. In: *Professional Geographer* 39: 197.
- Ó Tuathail, Gearóid (1989): *Critical geopolitics: The social construction of space and place in the practice of statecraft*. = Unpublished PhD Dissertation. Department of Geography, Syracuse University. Syracuse NY.

- Ó Tuathail, Gearóid (1994): (Dis)placing geopolitics: writing on the maps of global politics. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 12: 525-546.
- Ó Tuathail, Gearóid (1996): *Critical geopolitics: The politics of writing global space*. London.
- Ó Tuathail, Gearóid (1999): *Understanding critical geopolitics: Geopolitics and risk society*. <http://www.majbill.vt.edu/geog/faculty/toal/papers/stratstud.html>.
- Ó Tuathail, Gearóid u. Agnew, John (1992): *Geopolitics and discourse. Practical geopolitical reasoning in American foreign policy*. In: *Political Geography* 11: 190-204.
- Ößenbrügge, Jürgen (1993): *Krise der Geopolitik und Alternativen*. In: *Geographische Zeitschrift* 81: 253-255.
- Ößenbrügge, Jürgen u. Sandner, Gerhard (1994): *Zum Status der Politischen Geographie in einer unübersichtlichen Welt*. In: *Geographische Rundschau* 46: 676-683.
- Özdemir, Cem (1999): *Der Anfang ist gemacht. Die überfällige Normalisierung des deutschen Staatsangehörigkeitsrechts*. In: *Internationale Politik* 4/99: 45-46.
- Parsdorfer, Christine (1998): *Das Verschwinden des Menschen. Überlegungen zu einer Politik der Menschenrechte*. In: *Informationszentrum Dritte Welt* 232: 24-27.
- Plewe, Ernst (1952): *Vom Wesen und den Methoden der regionalen Geographie*. In: *Studium Generale* 5: 410-421.
- Ploetz, Hans-Friedrich von (1998): *Eine solide Partnerschaft auch in schwierigen Zeiten*. http://www.auswaertiges-amt.de/6_archiv/98/n/n981106a.htm.
- Podak, Klaus (2000): »Giebt es auf Erden ein Maaß?« *Die Zehn Gebote, die aus dem Christentum kommende Moral – und die Schwierigkeiten mit der Ethik nach dem Tod Gottes*. In: *Feuilleton-Beilage der Süddeutschen Zeitung* (22./23./24.4.2000).
- Pohl, Jürgen (1993): *Kann es eine Geographie ohne Raum geben? Zum Verhältnis von Theoriediskussion und Disziplinpolitik*. In: *Erdkunde* 47: 255-266.
- Radtke, Frank-Olaf (1992): *Lob der Gleich-Gültigkeit. Die Konstruktion des Fremden im Diskurs des Multikulturalismus*. In: Bielefeld, Uli (Hg.): *Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der Alten Welt?* Hamburg: 79-96.

- Rajchman, John (1991): Foucault's art of seeing. In: ders.: Philosophical events: essays of the 80s. New York: 68-102.
- Reuber, Paul (2000): Kritische Geopolitik. Eine Forschungsrichtung der politischen Geographie nach dem Ende des Kalten Krieges. In: Praxis Geographie 30: 42-43.
- Reuber, Paul u. Wolkersdorfer, Günter (Hg.) (2001): Politische Geographie. Handlungsorientierte Ansätze und Critical Geopolitics. = Heidelberger Geographische Arbeiten 112. Heidelberg.
- Richter, Dirk (1997): Weltgesellschaft. In: Kneer, Georg; Nassehi, Armin u. Schroer, Markus (Hg.): Soziologische Gesellschaftsbegriffe. Konzepte moderner Zeitdiagnosen. München: 184-204.
- Robertson, Ronald (1992): Globalization. Social theory and global culture. London.
- Rorty, Richard (1999): Kontingenz, Ironie und Solidarität. Frankfurt a. Main.
- Ruf, Werner (1998): Demokratie in der arabischen Welt. Ein Widerspruch in sich selbst? In: Entwicklung und Zusammenarbeit 39: 228-231.
- Sahr, Wolf-Dietrich (1999): Der Ort der Regionalisierung im geographischen Diskurs. In: Meusbürger, Peter (Hg.): Handlungsorientierte Sozialgeographie. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion. = Erdkundliches Wissen 130. Stuttgart: 43-66.
- Said, Edward (1978): Orientalism. New York.
- Said, Edward (1984): Traveling theory. In: ders.: The world, the text and the critic. London: 226-247.
- Said, Edward (1989): Representing the colonized: anthropology's interlocutors. In: Critical Inquiry 15: 205-225.
- Said, Edward (1994): Kultur und Imperialismus. Einbildungskraft und Politik im Zeitalter der Macht. Frankfurt a. Main.
- Said, Edward (1997): Die Politik der Erkenntnis. In: Bronfen, Elisabeth; Marius, Benjamin u. Steffen, Therese (Hg.): Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. Tübingen: 81-95.
- Said, Edward (2000): Out of place: A memoir. New York.
- Sandner, Gerhard (1993): Renaissance des geopolitischen Denkens in der Geographie? In: Geographische Zeitschrift 81: 248-252.
- Sandner, Gerhard u. Oßenbrügge, Jürgen (1992): Political geography in Germany after World War II. In: Ehlers, Eckart (Hg.): 40 years

- after: German geography. developments, trends and prospects 1952-1992. Bonn: 251-275.
- Sartre, Jean-Paul (1981): Vorwort. In: Fanon, Frantz: Die Verdammten dieser Erde. Frankfurt a. Main: 7-27.
- Saussure, Ferdinand de (²1967): Grundlagen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Hg. von Charles Bally. Berlin.
- Schlötzer, Christiane (2001): Türkisches Tabu. Der Völkermord an den Armeniern belastet das Verhältnis zu Europa. In: Süddeutsche Zeitung (2.2.2001).
- Schlotter, Peter (1999): Das Maghreb und Europa. Perspektiven des Barcelona-Prozesses. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B 17/99: 3-10.
- Schmitz, Birgit (1998): Deutschland postkolonial? Über die »Bewältigung« des deutschen Kolonialismus. In: Informationszentrum Dritte Welt 232: 36-38.
- Schöller, Peter (1957): Wege und Irrwege der Politischen Geographie und Geopolitik. In: Erdkunde 11: 313-316.
- Schöller, Peter (1958): Das Ende einer Politischen Geographie ohne sozialgeographische Bindung. In: Erdkunde 12: 313-316.
- Schöller, Peter (1961): Raum, Staat und Grabowski. »Grundlegung der Geopolitik«, dargestellt in Zitaten. In: Erdkunde 15: 149-154.
- Scholz, Fred (1998): Das Ende der Geographie ... nicht nur Polemik. In: Rundbrief Geographie 151: 11-15.
- Schütz, Alfred (1972): Der Fremde. Ein sozialpsychologischer Versuch. In: ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 2. Studien zur soziologischen Theorie. Den Haag: 53-69.
- Schütz, Alfred (1981): Theorie der Lebensformen. Frankfurt a. Main.
- Schultz, Hans-Dietrich (1999): Europa als geographisches Konstrukt. = Jenaer Geographische Manuskripte 20. Jena.
- Schultz, Susanne (2000): Bio-Masse Mensch. In: Jungle World (10.5.2000).
- Sedlacek, Peter (Hg.) (²1983): Zur Situation der deutschen Geographie zehn Jahre nach Kiel. = Osnabrücker Studien zur Geographie 2. Osnabrück.
- Şen, Faruk (1998): Draußen vor der Tür? Die Türkei, Deutschland und Europa. In: Internationale Politik 1/98: 45-47.
- Şenocak, Zafer (1993): Ein Türke geht nicht in die Oper. In: ders.: Atlas des tropischen Deutschland. Berlin: 20-30.

- Serres, Michel (1987): *Der Parasit*. Frankfurt a. Main.
- Serres, Michel (1991): *Das Kommunikationsnetzwerk: Penelope*. In: ders.: *Hermes I. Kommunikation*. Berlin: 9-23.
- Serres, Michel (1994): *Elemente einer Geschichte der Wissenschaften*. Frankfurt a. Main.
- Shapin, Steven u. Schaffer, Simon (1985): *Leviathan and the air pump. Hobbes, Boyle, and the experimental life*. Princeton NJ.
- Sharp, Joanne P. (1996): *Hegemony, popular culture and geopolitics: the Reader's Digest and the construction of danger*. In: *Political Geography* 15: 557-570.
- Sibley, David (1995): *Geographies of exclusion. Society and difference in the West*. London/New York.
- Simmel, Georg (1992): *Exkurs über den Fremden*. In: ders.: *Soziologie. Untersuchung über die Formen der Vergesellschaftung. Gesamtausgabe. Bd. 2*. Frankfurt a. Main: 764-771.
- Slater, David (1993): *The geopolitical imagination and the enframing of development theory*. In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 18 (NS): 419-437.
- Smith, Anthony D. (1979): *Nationalism in the Twentieth Century*. Oxford.
- Smith, Neil (1998): *Antinomies of space and nature in Henri Lefebvre's The production of space*. In: Light, Andrew u. Smith, Jonathan M. (Hg.): *Philosophy and geography II*. Lanham MD: 49-70.
- Soja, Edward (1989): *Postmodern geographies: the reassertion of space in critical social theory*. London.
- Sokal, Alan u. Bricmont, Jean (1999): *Eleganter Unsinn. Wie die Denker der Postmoderne die Wissenschaften mißbrauchen*. München.
- Spivak, Gayatri C. (1981): *French feminism in an international frame*. In: *Yale French Studies* 62: 154-184.
- Spivak, Gayatri C. (1993): *Outside in the teaching machine*. London/New York.
- Spivak, Gayatri C. (1994): *Can the subaltern speak?* In: Williams, Patrick u. Chrisman, Laura (Hg.): *Colonial discourse and post-colonial theory. A reader*. New York: 66-111.
- Sprengel, Rainer (1996): *Kritik der Geopolitik. Ein deutscher Diskurs 1914-1944*. Berlin.
- Spykman, Nicholas J. (1938): *Geography and foreign policy, II*. In: *American Political Science Review* 32: 213-236.

- Stauth, Georg (1993): Islam und westlicher Rationalismus. Der Beitrag des Orientalismus zur Entstehung der Soziologie. Frankfurt a. Main/New York.
- Steinbach, Udo (1979): Kranker Wächter am Bosphorus. Die Türkei als Riegel zwischen Ost und West. Freiburg.
- Steinbach, Udo (1989): Die Türkei zwischen Vergangenheit und Gegenwart. In: Informationen zur politischen Bildung 223: 40-44.
- Steinbach, Udo (1996a): Die Türkei im 20. Jahrhundert. Schwieriger Partner Europas. Bergisch-Gladbach.
- Steinbach, Udo (1996b): Interessen und Handlungsmöglichkeiten Deutschlands im Nahen und Mittleren Osten. In: Kaiser, Karl u. Krause, Joachim (Hg.): Deutschlands neue Außenpolitik. Bd. 3. München: 189-194.
- Steinbach, Udo (1997a): Außenpolitik am Wendepunkt? Ankara sucht seinen Standort im internationalen System. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B 12/97: 24-32.
- Steinbach, Udo (1997b): Islamischer Staat Türkei? Folgerungen für die europäische Politik. In: Internationale Politik 8/97: 51-58.
- Stelzenmüller, Constanze (2000): Bizarrer Konflikt. Nato und WEU üben Krisenmanagement – und offenbaren einen tiefen Riß in der Allianz. In: DIE ZEIT (2.3.2000).
- Stichweh, Rudolf (1992): Der Fremde – Zur Evolution der Weltgesellschaft. In: Rechtshistorisches Journal 11: 295-316.
- Stichweh, Rudolf (1995): Zur Theorie der Weltgesellschaft. In: Soziale Systeme 1: 29-45.
- Stoddart, David R. (1986): On geography and its history. Oxford.
- Strasen, Sven (1996): Poststrukturalismusrezeption in der neueren marxistischen Literaturtheorie. Möglichkeiten und Grenzen. = Horizonte 21. Trier.
- Straub, Jürgen (1991): Identitätstheorie im Übergang? Über Identitätsforschung, den Begriff der Identität und die zunehmende Beachtung des Nicht-Identischen in subjekttheoretischen Diskursen. In: Sozialwissenschaftliche Literatur-Rundschau 23: 49-71.
- Suchsland, Inge (1992): Julia Kristeva zur Einführung. Hamburg.
- Tibi, Bassam (1995): Krieg der Zivilisationen. Politik und Religion zwischen Vernunft und Fundamentalismus. Hamburg.
- Tibi, Bassam (1998): Die postkemalistische Türkei. Zwischen EU und pantürkischem Islamismus. In: Internationale Politik 1/98: 1-8.

- Troll, Carl (1932): Brief an Albert Demangeon, 7.5.1932. Archiv der Geographischen Institute der Universität Bonn I-3.
- Troll, Carl (1947): Die geographische Wissenschaft in Deutschland in den Jahren 1933-1945. Eine Kritik und Rechtfertigung. In: *Erdkunde* 1: 3-48.
- Tuan, Yi-Fu (1989): Cultural pluralism and technology. In: *Geographical Review* 79: 265-279.
- Unwin, Tim (2000): A waste of space? Towards a critique of the social production of space ... In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 25 (NS): 11-29.
- Vidler, Anthony (1993): Bodies in space/subjects in the city: psychopathologies of modern urbanism. In: *Differences* 5: 32-53.
- Wägenbaur, Thomas (1995): Postmoderne und Multikulturalität. Der feine Unterschied. In: Kessler, Michael u. Wertheimer, Jürgen (Hg.): *Multikulturalität. Tendenzen, Probleme, Perspektiven im europäischen und internationalen Horizont*. Tübingen: 129-145.
- Waldenfels, Bernhard (1990): *Der Stachel des Fremden*. Frankfurt a. Main.
- Walker, R. B. J. (1993): *Inside/Outside. International relations as political theory*. Cambridge.
- Weber, Joachim (1992): Renaissance der Geopolitik. Deutschland in der Orientierungskrise. In: *Criticón* 129: 31-33.
- Wehler, Hans-Ulrich (1988): *Entsorgung der deutschen Vergangenheit? Ein polemischer Essay zum »Historikerstreit«*. München.
- Weichhart, Peter (1986): *Raumbezogene Identität. Bausteine zu einer Theorie räumlich-sozialer Kognition und Identifikation*. = *Erdkundliches Wissen* 102. Stuttgart.
- Weidenfeld, Werner (1999): Abschied von Metternich. Gedanken zur Zukunft internationaler Politik. In: *Internationale Politik* 12/99: 1-9.
- Weizsäcker, Richard von (1992): Maastricht als historische Chance begreifen. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (13.4.1992).
- Welsch, Wolfgang (⁵1997): *Unsere postmoderne Moderne*. Berlin.
- Werlen, Benno (1986): Thesen zur handlungstheoretischen Neuorientierung sozialgeographischer Forschung. In: *Geographica Helvetica* 41: 67-76.
- Werlen, Benno (1987): *Gesellschaft, Handlung und Raum. Grundlagen handlungstheoretischer Sozialgeographie*. = *Erdkundliches Wissen* 89. Stuttgart.

- Werlen, Benno (1993): Gibt es eine Geographie ohne Raum? Zum Verhältnis von traditioneller Geographie und zeitgenössischen Gesellschaften. In: *Erdkunde* 47: 241-255.
- Werlen, Benno (1995): Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen. Bd. 1. Zur Ontologie von Gesellschaft und Raum. = *Erdkundliches Wissen* 116. Stuttgart.
- Werlen, Benno (1997): Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen. Bd. 2. Globalisierung, Region und Regionalisierung. = *Erdkundliches Wissen* 119. Stuttgart.
- Werlen, Benno (1999): Handlungszentrierte Sozialgeographie. Replik auf die Kritiken. In: Meusburger, Peter (Hg.): *Handlungsorientierte Sozialgeographie*. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion. = *Erdkundliches Wissen* 130. Stuttgart: 247-268.
- Werlen, Benno (2000): *Sozialgeographie. Eine Einführung*. = UTB: Uni-Taschenbücher 1911. Bern/Stuttgart/Wien.
- West, Cornel (1997): Die neue Politik kultureller Differenz. In: Bronfen, Elisabeth; Marius, Benjamin u. Steffen, Therese (Hg.): *Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte*. Tübingen: 247-265.
- Widmer, Peter (1990): Subversion des Begehrens. Jacques Lacan oder Die zweite Revolution der Psychoanalyse. Frankfurt a. Main.
- Williams, Patrick u. Chrisman, Laura (1994): Colonial discourse and post-colonial theory: an introduction. In: dies. (Hg.): *Colonial discourse and post-colonial theory. A reader*. New York: 1-26.
- Wittgenstein, Ludwig (¹²1999a): *Philosophische Untersuchungen*. In: ders.: *Werkausgabe*. Bd. 1. Frankfurt a. Main: 225-580.
- Wittgenstein, Ludwig (¹²1999b): *Tractatus logico-philosophicus*. In: ders.: *Werkausgabe*. Bd. 1. Frankfurt a. Main: 7-85.
- Wolkersdorfer, Günter (2000): Raumbezogene Konflikte und die Konstruktion von Identität – die Umsiedlung des sorbischen Dorfes Horno. In: *Berichte zur deutschen Landeskunde* 74: 55-74.
- Young, Robert (1990): Disorienting orientalism. In: ders.: *White mythologies: writing histories and the West*. London: 119-140.
- Zierhofer, Wolfgang (1999): Geographie der Hybriden. In: *Erdkunde* 53: 1-13.
- Zimmer, Dieter E. (1998): Der Affekt gegen die Wissenschaft. In: *DIE ZEIT* (4.6.1998).

- Zitelmann, Rainer; Weißmann, Karlheinz u. Großheim, Michael (Hg.)
(1994): Westbindung. Frankfurt a. Main/Berlin.
- Zürcher, Erik J. (1998): Turkey. A modern history. New York.

Weitere Titel zum Thema

Julia Reuter

Ordnungen des Anderen

Zum Problem des Eigenen in
der Soziologie des Fremden

2002, 312 Seiten,
kart., 25,80 €,
ISBN: 3-933127-84-X

Jörg Dürrschmidt

Globalisierung

2002, 132 Seiten,
kart., 12,00 €,
ISBN: 3-933127-10-6

Theresa Wobbe

Weltgesellschaft

2000, 100 Seiten,
kart., 10,50 €,
ISBN: 3-933127-13-0

Urs Stäheli

Poststrukturalistische Soziologien

2000, 88 Seiten,
kart., 10,50 €,
ISBN: 3-933127-11-4

Thomas Faist

Transstaatliche Gemeinschaften

Juni 2002, ca. 100 Seiten,
kart., ca. 10,50 €,
ISBN: 3-933127-35-1

Thomas Faist (Hg.)

Transstaatliche Räume

Politik, Wirtschaft und Kultur
in und zwischen Deutschland
und der Türkei

2000, 430 Seiten,
kart., 24,80 €,
ISBN: 3-933127-54-8

Ludger Pries

Internationale Migration

2001, 84 Seiten,
kart., 9,50 €,
ISBN: 3-933127-27-0

Alexander Horstmann,
Günther Schlee (Hg.)

Integration durch Verschiedenheit

Lokale und globale
Formen interkultureller
Kommunikation

2001, 408 Seiten,
kart., 24,80 €,
ISBN: 3-933127-52-1

Georg Stauth

Authentizität und kulturelle Globalisierung

Paradoxien kultur-
übergreifender Gesellschaft

1999, 62 Seiten,
kart., 8,90 €,
ISBN: 3-933127-05-X

**Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de**